

8p

GN

1

I61

v.5

suppl.

ETHNOGRAPHISCHES und VERWANDTES

AUS

G U A Y A N A.

VON

Prof. Dr. W. JOEST.

MIT 8 TAFELN UND MEHREREN TEXTILLUSTRATIONEN.

THE GETTY CENTER LIBRARY



*Why ask for the moon
When we have the stars?*

AS

K. Geograph. Seminar
d. Univ. Wien
Ungültig

ETHNOGRAPHISCHES UND VERWANDTES

AUS

G U A Y A N A .

Z 315.

K. Geographie-
ausgeschieden Seminar
d. Leipzig.

ETHNOGRAPHISCHES UND VERWANDTES

A U S

~~11906~~ 59

GUAYANA.

VON

PROF. DR. W. JOEST.

MIT 8 TAFELN UND MEHREREN TEXTILLUSTRATIONEN.

Supplement zu Band V von „Internationales Archiv für Ethnographie“.

VERLAG VON P. W. M. TRAP, LEIDEN.
ERNEST LÉROUX, PARIS. E. STEIGER & Co., NEW-YORK.
C. F. WINTERSCHE VERLAGSHANDLUNG, LEIPZIG.
On sale by KEGAN PAUL, TRENCH, TRÜBNER & Co. (Lim^d.) LONDON.

1893.

INHALT.

	Seite		Seite
Einleitung	1	Eigenschaften als Ruderer und Taucher.	51
Ostindische Kulis	2	Geruch	52
Chinesen	4	Völkergeruch	53
Annamiten	5	Bauart der Hütten	54
Portugiesen	6	Holzhandel und Wassertransport	55
Kolonisationsversuche in Guayana:		Sitten und Gebräuche	57
Franzosen	7	Hausindustrie	58
Holländer	7	Holzriegelschloss und Kämme.	59
Die Juden	10	„Obia“ und „Pinba doti“	61
Klima, Gesundheitsverhältnisse, Sterblichkeit in:		Bogen und Pfeile, Jagdhunde	62
Surinam	12	Glauben und Aberglauben.	64
Französisch Guayana	13	Schluss	68
„Spanischer“ Pfeffer	14	Die Indianer.	
Leben der Goldsucher im Urwald	15	Jesuiten	70
Hausirer in Guayana	17	Vorkolumbisches	71
Afrikaner „	18	Karaiben und Arowaken	71
Entwichene Sträflinge	18	Trunksucht.	74
Mischlinge	19	Wohnungen	77
Landessprachen in Guayana	20	Hautfarbe	79
„Taki-taki“	21	Haar	80
Tracht in Surinam	25	Bemalung	80
Negersitten	26	Tracht und Schmuck.	81
Mulatten	29	Lippennadeln	82
Karbuger	30	Tätowirung.	83
Surinam-Neger	31	Beschäftigung	84
Dienstboten	33	Kassave und Casiripo, Peperpot	85
Neger als Goldgräber u. s. w. in Surinam	35	Töpferei	86
Die Buschneger.		Polirstein	88
Geschichtliches	39	Flechtarbeiten	89
„Freiheit“ und Sklaverei	41	Ornamente	90
Heutige Zustände	44	Trinken	92
„Urlaubs-Passe“. Knoten-Kalender	47	Musik	94
Acusseres und Kleidung	48	Thiersäugen	94
Ziernerben	49	„Männerkindbett“	95
Schmuck	50	Schluss.	98
Bemerkungen zu den Tafeln.	99.		

Im Jahre 1890 bereiste ich Guayana vom Orinoco bis zum Maroni,¹⁾ das venezolanische, Englische und Französische Guayana nur flüchtig berührend, während ich mich in Surinam²⁾ über zwei Monate aufhielt und durch Ausflüge nach den unteren Wasserfällen oder Stromschnellen der drei wichtigsten Flüsse jener Kolonie, des Saramacca, Surinam und Maroni, mit welchen Besuche der bedeutendsten Plantagen und Goldgruben verbunden waren, dieses in jeder Hinsicht merkwürdige Land und seine Bewohner kennen zu lernen versuchte.

Ich werde mich in nachstehendem Bericht möglichst auf das beschränken, was ich selbst gesehen und beobachtet habe, den Leser, der sich eingehender mit Land und Leuten beschäftigen will, an passender Stelle auf die Werke derjenigen Schriftsteller, Naturforscher und Reisenden verweisend, an deren Glaubwürdigkeit zu zweifeln ich keine Veranlassung habe.

Das brasilianische und venezolanische Guayana werde ich hier nicht berücksichtigen, da ich ersteres nicht besucht habe, während letzteres — abgesehen von der Goldindustrie, mit der wir uns nicht zu beschäftigen haben — sich nicht wesentlich von den anderen benachbarten Provinzen der Vereinigten Staaten von Venezuela unterscheidet, also mehr den Charakter von Venezuela, wie den der übrigen Guayanas trägt.

Dagegen weisen das englische Demerara mit der Hauptstadt Georgetown, das holländische Surinam mit Paramaribo³⁾ und das französische Guayana, das nach der auf

¹⁾ HOLLÄND: „Marowijne“. Die Buschneger und Indianer nennen den Strom „Maroni“, darum werde auch ich diesen Namen beibehalten.

²⁾ HOLLÄND: „Suriname“. SCHOMBURGK ROB. (A description of Br. Guiana. London 1840. p. 83) schreibt: „Die ganze Kolonie wurde im Jahre 1662 durch KARL II. dem damaligen Gouverneur von Barbados, Lord WILLOUGHBY verliehen, der den Hauptstrom, an welchem Paramaribo liegt, zu Ehren des Earl of Surry „Surryham“ nannte“. 1667 tauschten die Holländer von England Surinam gegen das heutige New York ein. Die Engländer machten hierbei ein gutes Geschäft, geradeso wie bei dem späteren Tausch von Atjeh gegen den holländischen Theil der afrikanischen Goldküste.

³⁾ Die Abstammung des Worts Paramaribo ist unbekannt; der Versuch, dasselbe von dem Namen des Lord PARHAM abzuleiten, scheint mir sehr gewagt. Die Indianer nennen die Hauptstadt „Bramuro — bo“ d. h. „Regenbogen-Dorf“; die Neger und Buschneger „Foto“, d. h. „Fort.“

I. A. f. E. Bd V. Suppl. JOST.

einer Insel dicht an der Küste gelegenen Hauptstadt vielfach kurzweg Cayenne genannt wird, besondere, unter einander verschiedene Eigenthümlichkeiten auf: Demerara ist eine blühende, reiche Kolonie mit grossartiger Zuckerindustrie. Zahlreiche Engländer haben sich hier niedergelassen, von denen durchaus nicht Alle, die sich hier ein Vermögen verdient, in ihre nebelige Heimath zurückkehren. Die Engländer sind eben in der glücklichen Lage, geradeso wie sie es gleich nach Aufhebung der Sklaverei waren, die fehlenden Arbeitskräfte, durch deren Ausfall Surinam und Cayenne zu Grunde gingen, durch Einfuhr freier Arbeiter aus ihren eigenen übervölkerten Kolonien in Westindien — zumal Barbados — und aus Ostindien zu ersetzen. So kommt es denn, dass in Demerara in der Zone der Zuckerplantagen (ebenso wie z. B. auf Trinidad) ganze Dörfer entstanden sind, die ausschliesslich von Indiern, meist Tamyls und Bengalen bewohnt werden, welche sich dauernd hier niedergelassen haben. Diese Kulidörfer mit ihrem spezifisch indischen Lokalkolorit, Schmutz und Geruch, können den Reisenden veranlassen, sich in die Umgebung von Calcutta oder Madras versetzt zu wähnen.

In Surinam werden, abgesehen von den amerikanischen Eingeborenen, die Juden, die heutigen Herren des Landes, und neben ihnen die Buschneger, diese merkwürdigen Afrikaner, die auf amerikanischem Boden geboren sind und eine europäische Sprache reden, das Interesse des Reisenden in Anspruch nehmen.

In Französisch Guayana sind es die aus allen Weltgegenden zusammengetriebenen Sträflinge, deren Lage und Behandlung, sowie das Deportationswesen überhaupt mit seinen guten und schlechten Seiten, der wechselseitige Einfluss, den die Sträflinge auf die Kolonie, und diese auf die Deportirten ausübt, welche den Reisenden zu belangreichen und lohnenden Beobachtungen und Studien veranlassen können.

Die spärlichen Reste der amerikanischen Urbevölkerung, die sogenannten Indianer,¹⁾ ebenso wie die Nachkommen der früheren Sklaven und deren Mischlinge, also die heutige Negerbevölkerung, der überwiegende Theil der Bevölkerung überhaupt, haben sich, genau der ihnen zu Theil gewordenen Erziehung oder Vernachlässigung entsprechend, entwickelt, und bieten demgemäss in den drei Kolonien ebenso viele verschiedene Kulturbilder; kurz, in Guayana findet der Ethnograph, der nicht von der verkehrten Anschauung ausgeht, dass seine Thätigkeit sich ausschliesslich auf Naturvölker, die sogenannten „Wilden“ zu beschränken habe, ein geradezu unbegrenztes Gebiet anregendster und dankbarster Arbeit.

Vorher einige Bemerkungen über die in Guayana eingewanderten Asiaten.

Die Ostindier, die sogenannten Kulis, sind in Surinam und Cayenne eine Quelle ewigen Aergers für die betreffenden Regierungen. England sorgt natürlich dafür, dass die Nachbarkolonien nur den Abschaum des indischen Küstengesindels erhalten, über dessen Lohn, Behandlung, Arbeitszeit, Rücksendung in die Heimath nach abgelaufenem Kontrakt u.s.w. viele Verträge mit endlosen Paragraphen abgeschlossen sind, welche dem nicht englischen Pflanzler dem Kuli gegenüber oft vollkommen die Hände binden. Letzterer kann sich dagegen seinen Verpflichtungen leicht in jeder Weise entziehen und bei dem geringsten Unrecht, das ihm angeblich widerfährt, sofort bei seinem (englischen) Konsul Unterstützung finden. Bei diesen Indiern macht sich der Umstand in störender Weise geltend, dass dieselben nur in seltenen Fällen mit ihren Familien d. h. Frauen und Töchtern, welche letztere in Guayana sehr bald „gute Partien“ machen würden, dorthin übersiedeln. So

¹⁾ Ich glaube dieses Wort, das sich in seiner heutigen Bedeutung, als Bezeichnung amerikanischer, bzw. westindischer Eingeborener, einmal bei uns Heimathsrecht erworben hat, beibehalten zu dürfen.

sind denn diese Frauen und Mädchen, deren es heute in Guayana immerhin einige Tausend geben mag, bei der Eifersucht des indischen Gatten oder Liebhabers, der stete Anlass zu beinahe täglich vorkommenden blutigen Streitigkeiten zwischen den Kulis und zu häufig geradezu schauerhafter Behandlung der Frauen von Seiten ihrer Gatten bzw. Herren. In beinahe jeder Gerichtssitzung in Demerara werden derartige Fälle behandelt und auch in Surinam hatte ein Kuli kurz vor meiner Ankunft seiner Frau aus Eifersucht beide Arme abgeschlagen, ein Anderer seine Geliebte buchstäblich in Stücke gehackt.

Mit Negerinnen verkehren Kulis, wie mir versichert wurde, in Folge gegenseitiger Abneigung nur höchst selten. Dagegen lernte ich in Demerara einen reichen Chinesen kennen, der ein schönes indisches Mädchen geheirathet hatte. Die von der Last ihres Silber- und Goldschmucks beinahe erdrückte kleine Frau kleidete sich halb chinesisch, halb europäisch; die possirlichen mongolisch-dravidischen Sprösslinge, die nur englisch sprachen, waren auffallend hübsche Kinder.

Wie erwähnt, ist es sehr schwer mit den Kulis in nichtenglischen Kolonien auszukommen.

So befand sich in Surinam auf dem Fort Nieuw Amsterdam ein mohammedanischer Hindu, der, trotzdem er sich nach Guayana für die kontraktmässige Zeit verdungen hatte, unter dem Vorwand, er sei ein Hadschi, beharrlich jegliche Arbeit verweigerte. Weder Zureden noch Prügel oder Hunger, weder gute, noch schlechteste Behandlung auf der Plantage oder später im Gefängniss, konnten ihn veranlassen, irgend welche, auch nur die geringste Arbeit zu verrichten. Da man ihn nicht gut todtprügeln konnte, so lebte er als Parasit im Hospital oder Gefängniss, um bei erster Gelegenheit in sein Heimathsland zurückbefördert zu werden.

In Demerara setzten die Kulis es durch, dass ihnen die Regierung die Erlaubniss zugestand, ihre Hütten auf ebener Erde zu errichten, während alle anderen auf den Plantagen lebenden Arbeiter gesetzlich gezwungen sind, ihre Buden auf Pfählen oder einer Unterlage von Steinen zu erbauen. Im Fall diese Vorschrift nicht genau befolgt wird, zieht sich der Pflanze eine empfindliche Strafe zu. Die Folgen des thörichten Eigensinnes der Kulis blieben natürlich nicht aus: die Ostindier erkrankten massenhaft. Jeder Plantagenbesitzer ist aber wiederum verpflichtet, auf seinem Etablissement ein auf hohen Holz- oder Steinlagern ruhendes Hospital zu erbauen und zu unterhalten, dessen wenn auch wechselnde, so doch stete Bewohner zur grossen Mehrzahl seit Jahren die an Fieber oder Dysenterie leidenden Kulis bilden.

Diese Kulis, die hier in Amerika ihre Hütten ebenso aus Bambus und nasser Erde zusammenkneten, den Boden mit Kuhdünger und die Aussenwände mit Kalk bestreichen, wie sie es in ihrer Heimath gewohnt sind, lieben es, die Aussenwände ihrer Wohnungen in, wenn auch ursprünglicher Weise zu verzieren, einer Weise die mir jedoch erwähnenswerth erscheint:

Sie klatschen auf denselben nämlich von oben bis unten in regelmässigen oder unregelmässigen Reihen und Mustern ihre in irgend eine rothe Farbe getauchten ausgespreizten Hände ab. Das Muster ist gar nicht ungemüthlich. Ich habe dieselbe Verzierung vielfach auch auf den westindischen Inseln an Kulihäusern bemerkt und kann auf das bestimmteste versichern, dass es sich hierbei nur um die ursprünglichste, weil billigste und bequemste Wand- oder Hausdekoration handelt.

Ich betone dies, um jeglichem Versuche, aus diesen Abklatschen wiederum den Wunsch

der Menschen, sich gegen „bösen Blick“ zu schützen, oder sonstige mystische Ideen herauszutüfteln, von vorneherein entgegenzutreten. —

Neben den Ostindiern bilden Chinesen den Hauptbestandtheil der asiatischen Immigranten. Dieselben sind ebenfalls sämmtlich als sogenannte Kulis bzw. „freie“ Arbeiter eingeführt worden, bis diesem mehr oder minder verkappten Sklavenhandel durch ein Verbot der chinesischen Regierung vor einigen Jahren ein Ende gemacht wurde. Der Mangel an Arbeitskräften machte sich in Guayana sofort nach Aufhebung des Imports afrikanischer Sklaven und der Sklaverei überhaupt (i. J. 1838 in Demerára, 1848 in Cayenne, 1863 in Surinam) fühlbar, da der befreite Sklave bekanntlich nicht arbeitet, so lange er nicht gerade durch Hunger und Noth dazu gezwungen wird.

Darum liess die holländische Regierung schon i. J. 1858 eine erste Ladung von 500 Chinesen aus Macao nach Surinam kommen, welcher bald weitere folgten.

Von den importirten Chinesen sind die Meisten längst wieder in ihre Heimath befördert worden, es blieben aber dennoch einige Tausend in Guayana zurück, die manchen Stadttheilen in Georgetown und Paramaribo ein durchaus chinesisches Gepräge verleihen. John Chinaman ist hier, wie überall in der Welt, wo er sich einnistet, derselbe geblieben: er behält seine Kleidung bei, pflegt seinen Zopf und raucht sein Opium. Wenn ihm auch keine Arbeit, bei welcher er Geld verdient, zu gering erscheint, so beschäftigt er sich doch vorzugsweise mit Kleinhandel und Gemüsezuucht. In Demerára leben ausserdem mindestens mehrere Hundert chinesischer Gold- und Silberschmiede, deren beste Kunden wiederum die ostindischen Kulis sind, die jeden sauer erworbenen Dollar oder Souverain sofort zum Chinesen bringen, um ihn als Schmuckgegenstand für sich oder ihre Frauen und Kinder verarbeiten zu lassen, ohne dass dabei dem Geldstück der Werth als Münze genommen wird. So begegnet man auf Schritt und Tritt halbnackten, d. h. nur mit einem grossen Turban und schmalem Hüfttuch bedeckten indischen Kulis, die ihr ganzes Vermögen, oft recht beträchtliche Summen, in Gestalt von schweren Halsbändern mit sich herumtragen, an welche der Chinesen in oft sehr gefälliger Weise alle möglichen Gold- und Silbermünzen angelöthet hat.

Natürlich pflegen die Chinesen auch mit Vorliebe den Negeren, denen es als Arbeitern in den Goldgruben gelungen ist, einige Gold-nuggets zu stehlen, diese für möglichst geringen Preis abzukaufen.

Grössere Vermögen zu erwerben, ist nur einzelnen Chinesen in Demerára gelungen; die meisten sind kleine Händler und Hausirer, die ihre Ware hier in derselben Weise feilbieten wie in Canton, S. Francisco, Sidney oder Irkutsk.

Ueber eine Vermischung von Chinesen mit Negerinnen ist mir nichts bekannt geworden; die Zahl der in Guayana lebenden Chinesen ist durchaus nicht gering; Manche derselben lieben es, sich halb chinesisches, halb europäisches zu kleiden — in Lackstiefeln, weiten Hosen und Jacken, Handschuhen und grossem Feder- oder Blumenhut bieten sie einen urkomischen Anblick. Auf einer Plantage bei Paramaribo traf ich eine recht intelligente Chinesin, die mit ihrem Gatten und zwei hübschen jüngeren Schwestern einen der, auf keiner Pflanzung fehlenden kleinen Laden leitete, in welchem die Arbeiter und Angestellten, Farbige wie Weisse, ohne gezwungen zu sein, nach der Stadt zu rudern, ihre Einkäufe an Nähnadeln, Bindfaden, oder kleinen Luxusartikeln wie Konserven, Zucker, Stiefelwischse u. s. w. besorgen. Ich verlebte manche angenehme und lehrreiche Viertelstunde in diesem kleinen Shop, zumal nachdem ich in demselben ausgezeichnetes Münchener Flaschenbier entdeckt hatte.

Diese Chinesin war, ebenso wie ihr Gatte und ihre Schwestern in Demerara geboren, die Lento stammten, wie ich aus einigen wenigen mir bekannten südchinesischen Redensarten und Zahlen konstatiren konnte, aus Kwantung; sie hatten weiter aber nicht die geringste Ahnung davon, wo ihre Väter geboren, noch von wo dieselben ausgewandert waren.

Ich erinnere mich nicht ein solch vollkommenes Aufgehen in die neue Heimath bei der ersten Generation ausgewandeter Chinesen in anderen Welttheilen beobachtet zu haben. Diese Leute hegten jedenfalls den Wunsch nicht, in China begraben zu werden.

In Paramaribo haben sich die Chinesen ein Clubhaus erbaut, das zu den schönsten Gebäuden jener Stadt gehört. Wenn auch, wie die meisten Häuser dort, nur aus Holz bestehend, macht der chinesische Club doch einen durchaus stattlichen Eindruck. Das obere Stockwerk ist, ganz im Gegensatz zu den holländischen, den Bedürfnissen des surinamer Klimas durchaus nicht immer entsprechenden öffentlichen und Privatgebäuden, ringsum von einer breiten und luftigen Galerie umgeben, auf welcher zahlreiche der unübertroffen bequemen, riesigen chinesischen Bambussessel zum Genuss der abendlichen kühlen Brise oder des unvermeidlichen Gläschen Genever und Bitter, vielleicht auch eines „swizzle“ einladen. Während von den Salons die beiden Flügelzimmer durchaus nach europäischer Weise ausgestattet sind und in Bezug auf geschmackvolle und gemüthliche Einrichtung den holländischen Club entschieden bei Weitem übertreffen, ist das Mittelzimmer ein durchaus chinesisches Gemach. Die Hauptwand desselben wird von einem hohen Altar mit dem Bildniss irgend eines Heiligen oder Helden eingenommen, zu dessen Seiten röthe, mit Sinn- und Weisheitsprüchen aller Art bedeckte seidene Rollen von der Decke bis zum Boden herabhängen. Stets brennen hier zallose Joss-sticks, die den Besucher sofort in die Atmosphäre des Mutterlandes zurückversetzen.

Im Erdgeschoss sieht es keineswegs europäisch, dagegen leider nur allzu chinesisch aus: der widerliche Opiumgeruch ist dort geradezu unausstehlich. Hier versammeln sich allabendlich zahlreiche chinesische Kulis um ca. 10 niedrige Tische, um ihrem eingefleischten Laster, dem Glücksspiel zu fröhnen, während ringsum an den Wänden niedrige Pritschen angebracht sind, auf welchen der Kuli seine mühevoll verdienten Heller in Opium verpafft und stieren Blicks auf einige Stunden sich über die Trostlosigkeit seines Daseins und die eigene Erbärmlichkeit hinwegzutäuschen versucht. —

Den Asiaten, welche sich in Guayana mehr oder minder heimisch niedergelassen haben, müssen auch die, in nicht unbeträchtlicher Zahl in Cayenne und St. Laurent, dem heutigen Zentrum des französischen Deportations-Distrikts, lebenden Annamiten zugerechnet werden. Da ich mich mit ihnen nicht verständigen konnte, bin ich nicht in der Lage, Näheres über sie mitzutheilen. Ich weiss überhaupt nicht, aus welchem Grunde, oder unter welchem Vorwande dieselben nach Guayana deportirt werden. „Ce sont des pirates“ antworteten die französischen Beamten und Offiziere immer auf meine Frage. Dabei ist mir aber unklar geblieben, ob diese Leute wirklich nur in ihrer Qualität als Seeräuber und Mörder, oder aber als Kriegsgefangene von den Ufern des Mekhong nach denen des Maroni verpflanzt waren.¹⁾

¹⁾ Zeitungsberichten zufolge traf z. B. am 30 Juli 1890 in Toulon der französische Dampfer „Vinhlong“ aus Indo-China mit 101 annamitischen „Gefangenen“ an Bord ein, die zur Deportation nach Cayenne bestimmt waren. Auch wurde einer Mittheilung der Berl. Nat. Ztg. zufolge „vor Kurzem gegen die französische Kolonialverwaltung allen Ernstes von französischen Blättern der Vorwurf erhoben, dass sie — Sklavenhandel

Diese Annamiten beschäftigten sich, sofern sie nicht zu den in Ketten geschmiedeten Sträflings-Kolonnen gehörten, vorwiegend mit Fischfang, Ackerbau und Gemüsezuucht; viele ihrer Frauen sind ihnen in die Verbannung gefolgt. Die Leute bewähren sich dermassen, dass die französische Regierung sogar 30 starke Büffel (carabaus) aus Saigon nach Cayenne bzw. St. Laurent kommen liess, wo dieselben unter Anleitung der Annamiten zum Ackerbau und zum Ziehen von Karren benutzt werden. —

Bevor wir nun zu den Juden, die zumal in Surinam heute die hervorragendste Rolle unter allen fremden, bzw. weissen Einwanderern spielen übergehen, sei es gestattet, einige Worte über christlich-europäische Einwanderer vorausszuschicken, die sich zwar an Zahl und Bedeutung mit den Juden in keiner Weise messen können, die aber ebenfalls schon seit Generationen in der Kolonie ansässig sind.

Hier verdienen zunächst die (katholischen) Portugiesen Erwähnung.

In Demerára scheint es denselben sehr gut zu gehen; beinahe alle Läden und Kneipen zweiten und letzten Ranges sind in Händen von Portugiesen, die ausserdem einen lebhaften Tauschverkehr mit den die Hauptstadt oder die Mündungen der übrigen Ströme Demerára's regelmässig oder gelegentlich besuchenden Indianern unterhalten. Meist fahren die Portugiesen den aus dem Innern stromabwärts kommenden Eingeborenen entgegen, machen sie betrunken und kaufen ihnen dann ihre Töpfe, Körbe, Wasserflaschen und Hängematten zu lächerlich billigen Preisen ab, um dieselben später an die täglich sich mehrenden Reisenden, Offiziere und Schiffskapitäne, sowie an die in Guayana sesshaften Euröpaer mit hohem Verdienst wieder abzusetzen.

Ein Besuch der katholischen Kirchen in Georgetown ist sehr lohnend, da man, zumal an Namenstagen besonders beliebter Heiligen, eine Fülle interessanter Eindrücke in sich aufnehmen kann. Dass die grosse Mehrzahl dieser in die hellsten und grellsten Farben gekleideten Portugiesen schwarz, oft viel schwärzer wie der dunkelste Neger ist, brauche ich hier wohl nicht hervorzuheben. Nur die Auswanderer aus Madeira bilden, weil sie sich ungern mit Farbigen vermischen, von dieser Regel eine Ausnahme. Sonst habe ich überall in der Welt bemerkt, dass die Mischlinge von christlichen oder jüdischen Portugiesen, reinen oder gemischten Bluts mit eingeborenen Frauen stets dunkler ausfallen, wie nach der Farbe ihrer Väter oder Mütter zu erwarten wäre. Ich habe das unzählige Male in Ceylon, Goa, Makao, Mozambique oder auf den Molukken beobachtet.

In Surinam sind die katholischen Portugiesen, ganz im Gegensatz zu den portugiesisch-brasilischen Semiten nie vorwärts gekommen. Man trifft sowohl am oberen Maroni wie an den Ufern der übrigen Ströme vielfach kleine portugiesische Ansiedelungen, ebenso malerische wie verkommene, mit Palmblättern gedeckte Hütten, deren Bewohner oft schon ihre Muttersprache vergessen haben und hier, mit Negerinnen mehr oder minder

treibe, indem sie aus Tongking Eingeborene nach Neu-Kaledonien und Cayenne schaffen lasse und daselbst mit den schwersten Arbeiten beschäftige. Welche Sünden nun auch die französische Kolonialverwaltung sich zu Schulden kommen lassen mag, so verbreiten doch die vorliegenden offiziösen und anderweitigen Mittheilungen Licht über die in Betracht kommenden Vorgänge. In Tongking herrscht ein Zustand der Uebervölkerung, der dazu geführt hat, dass ein Theil der Eingeborenen sich in die landesüblichen Fluss-Piraten verwandelt, die dann ihr Unwesen treiben. Mit den Waffen in der Hand gefangen genommen oder der Konnivenz mit den Piraten überführt, werden die Schuldigen zur Verbannung verurtheilt. Die in Französisch Guayana angestellten Versuche ergaben, dass diese Piraten aus Tongking, gehörig gelehrt, sich als sehr nützliche Arbeiter erwiesen. Die Ackerbaugesellschaft von Numea in Neu-Kaledonien hat nun auch um Ueberlassung derartiger Arbeiter gebeten."

verheirathet, ein bescheidenes, meist aber erbärmliches Dasein führen. Sie ernähren sich von dem Ertrag ihrer kleinen Grundstücke, verkaufen gelegentlich Bananen, Mangos, etwas Kakao, Kassaie, Pfeffer u. dgl. in der Stadt, leben im Uebrigen aber vollkommen wie die Neger. —

Dass der Versuch der Franzosen, durch Einführung von Sträflingen, aus Europa sowohl wie aus ihren übrigen Besitzungen, zumal aus Algier, in Guayana eine Kolonie anzulegen, die sich später einmal ebenso wie die einst so verrufenen australischen Verbannungs-orte entwickeln sollte, vollkommen scheiterte, ist allgemein bekannt. Einer vortreflichen Arbeit des Marinearztes I. ORGEAS, der lange Jahre in französisch Guayana gelebt hat: „La Colonisation de la Guyane par la transportation“ (Paris 1883) entnehme ich hierüber folgende Angaben:

In den Jahren 1859 bis 1882 wurde auf den Deportationsstationen am Maroni, also in und bei St. Laurent, 418 Heirathen zwischen den Sträflingen, davon 372 zwischen Europäern abgeschlossen. Das Durchschnittsalter der Gatten bei der Heirath betrug bei den Männern 38,58 bei den Frauen 29,94 Jahre. Von diesen 418 Ehen blieben 215 unfruchtbar; 264 der 836 Ehegatten und Frauen waren bis zum 1. Januar 1882 gestorben, die übrigen 203 Ehen ergaben 403 Kinder, darunter 24 todt geborene. In keiner Familie wurden mehr wie 3 Kinder erzeugt. Von den verstorbenen Gatten haben die Männer ihre Hochzeit im Durchschnitt um 7,14, die Frauen dieselbe um 6,95 Jahre überlebt.

Von den erzeugten 403 Kindern starben von 1861–82 238 in den verschiedensten Lebensaltern.

Nach 23 Jahren stellten also 141 Kinder, darunter 84 weisse, die ganze Nachkommenschaft von 418, darunter 372 weissen Ehepaaren dar.

Wären diese Kinder noch wenigstens gesund gewesen! — aber ORGEAS schildert sie als „idiots, cachectiques, rachitiques, hydropiques, éléphantiasiques, paralytiques, ... portant tous le cachet de dégénérescence.... des signes manifestes de dégradation physique“. Französisch Guayana ist wohl eine französische Besitzung, aber keine Kolonie: es leben, bzw. sterben dort allerdings — abgesehen von den Beamten, Offizieren, Soldaten usw. die alle 2 Jahre gewechselt werden — Franzosen, aber keiner derselben oder kein Europäer überhaupt denkt daran, sich nach Ablauf seiner Strafzeit oder nachdem er sich einige Tausend Franken verdient hat, dauernd im Lande niederzulassen. Auch die Entdeckung der Goldfelder oder Lager hat hieran nichts geändert: „La Guayane française est une immense ruine où tout respire l'abandon. La Guayane est morte.“¹⁾

Die Gründe für diese Thatsache zu entwickeln, würde, so verlockend die Aufgabe auch erscheint, weil Schreiber ds. früher Gelegenheit hatte, in Sibirien die russischen Verbannten auch als sibirische Kolonisten und Verbreiter europäischer Kultur im Allgemeinen kennen zu lernen, zu weit führen.

Nicht glücklicher waren die Holländer mit ihrem, vor ungefähr 50 Jahren unternommenen Versuch, europäische Kolonisten in Surinam anzusiedeln.²⁾ In den Jahren 1843 und 45 liessen sich mehrere Hundert Auswanderer, im Ganzen deren 384, meist holländische, aber auch mehrere deutsche Familien, dazu verleiten, ihr Vaterland zu verlassen, um sich im fernen Guayana eine neue Heimath zu gründen.

¹⁾ NIBAUT, ERNEST: Guyane Française. Paris 1882.

²⁾ Näheres hierüber bei KAPPLER, AUG.: Surinam, sein Land, seine Natur, Bevölkerung u. s. Kulturverhältnisse mit Bez. auf Kolonisation. Stuttgart 1887.

Als dieselben in Surinam anlangten, hatte die dortige Regierung auch nicht die geringste Massregel zur praktischen Verwerthung der Arbeitskräfte dieser geradezu unschätzbaren, kolonisationsischen Elemente ergriffen. Die armen Leute mussten wochenlang — auf eigene Kosten — in Paramaribo herumlungern, bis sie eines schönen Tags ihren zukünftigen Wohnsitz am unteren Saramacca-Fluss, bei der Plantage Voorburg, dort, wo heute der die Hauptstadt mit dem Saramacca verbindende Kanal mündet, angewiesen erhielten. Diese Wahl muss als eine durchaus unglückliche und verkehrte bezeichnet werden, da der betreffende Landstrich als ein ungesunder damals ebenso bekannt war, wie er es bis heute geblieben ist. Die Surinamer Regierung hatte weder die den Einwanderern überwiesenen Grundstücke vermessen lassen, noch überhaupt irgend welche Vorbereitung getroffen, den Leuten, sei es durch Verabreichung von Nahrungsmitteln, oder durch Lieferung von Sämereien, Beilen, Hacken oder sonstigen zur Urbarmachung der Wälder nöthigen Werkzeugen es zu ermöglichen, sich wenigstens die Grundlage für ein wenn auch bescheidenes, so doch einigermaßen erträgliches Dasein, bei dem ein späteres Erblühen nicht ausgeschlossen gewesen wäre, zu schaffen. Der traurige Erfolg blieb nicht aus: schon nach einem halben Jahre war die Hälfte der Einwanderer gestorben; der Rest verliess den unheimlichen Saramacca, um sich in der nächsten Umgebung von Paramaribo niederzulassen oder nach Europa zurückzukehren. Dieser Versuch, welcher der holländischen Regierung, allerdings durch deren eigene Schuld, über 700000 Gulden kostete, missglückte vollkommen.

In derselben Weise misslang das Unternehmen KAPPLER's, im Jahre 1856 eine württembergische Kolonie am unteren Maroni zu gründen: die Leute starben oder liefen aus einander; allerdings war auch KAPPLER wohl kaum die geeignete Persönlichkeit dazu, den guten Schwaben ihren Aufenthalt in Albina zu einem angenehmen zu machen oder sich die Zuneigung derselben zu erwerben.

Ich hatte Gelegenheit, die Nachkommen der holländischen Auswanderer, die vom Saramacca nach Paramaribo verzogen waren, kennen zu lernen. Es giebt deren heute noch ungefähr 300. Dieselben erhielten Grundstücke angewiesen, deren billigen Preis sie in wenigen Jahren abzahlen konnten, und heute sind sie Besitzer von ausgedehnten Ländereien, auf denen sie Vieh weiden lassen, für dessen Produkte in Gestalt von Fleisch, Milch oder gelegentlich Butter sie in der Hauptstadt allzeit bereite Käufer finden.

Der Eindruck, den ich von diesen in den Tropen seit einer oder zwei Generationen lebenden Europäern erhielt, war ein durchaus unerquicklicher, ich kann sagen recht trauriger.

Diese holländischen Bauern haben es auf das peinlichste vermieden, sich irgendwie mit Negerinnen oder Farbigen überhaupt zu vermischen.¹⁾ Sie haben seit 50 Jahren strenge Inzucht getrieben — aber das Resultat ist auch garmach! Von den ersten Einwanderern sind nur noch Wenige am Leben, so z. B. die treffliche Frau TAMMINGEN, das Urbild einer altholländischen Bauersfrau oder der alte VAN BRUSSEL, einst ein grosser Nimrod vor dem Herrn, der jetzt mit Vorliebe Schmetterlinge und Käfer fängt, Kolibris und andere buntschillernde Vögel ausstopft, die er unter Glas und Rahmen geschmackvoll geordnet, zu guten Preisen verkauft. Beide Alten versicherten mir ihr Leben lang hier in Surinam geradeso gearbeitet zu haben wie früher in Holland; das Klima sei, abgesehen von gelegentlichem Fieber, nicht so schlimm, wie man glaube, oben am Saramacca im Jahr 43 sei es allerdings böse gewesen; hier bei der Stadt litten sie hauptsächlich durch den

¹⁾ Gerade so wie ihre Vettern im Kapland; aber dort lagen die Verhältnisse ganz anders.

Regen, der ihre, dem Urwald abgerungenen Weideplätze oft Wochen und Monate lang unter Wasser setze, das Gras sauer und ihr Vieh todt mache. Diese Leute haben ihre Lebensart nicht den Anforderungen der Tropen angepasst: ihre Häuser sind holländische Bauernhäuser, in denen selbst die mit Bergen von Matratzen, Kissen und Pfählen angefüllten Riesenbetten nicht fehlen, die allerdings selten benutzt werden, da selbst der konservativste, eigensinnigste holländische Bauer im Laufe der Jahre eingesehen hat, dass die luftige Hängematto sich doch besser für Guayana eignet, wie das aus der Heimath mitgebrachte ungeheuerliche Möbel.

Einen viel weniger energischen, sympathischen und einigermaßen lebensfrischen Eindruck machten die, meist schon in Surinam geborenen Kinder dieser ersten Einwanderer. Unter den Männern gab es noch einige ganz stramme Kerle, die ihr Vieh beaufsichtigten, Gemüsebau trieben und hin und wieder aus dem Wald mit einem starken Stück Wildpret heimkehrten, für das in der Stadt stets ein guter Preis gezahlt wird. Ganz anders die Frauen, meist die Basen, Nichten oder früheren Schwägerinnen ihrer Gatten. Diese schienen verwahrlost und ungesund. Meist mager und bleichsüchtig in Folge häufiger Geburten, die nicht alle glücklich verlaufen, mit spärlichem Haarwuchs und schlechten Zähnen, boten sie das Bild einer degenerirenden Rasse.

Noch viel schlimmer stand es mit den Kindern dieser Leute, also mit der zweiten oder dritten, in Guayana geborenen Generation. Manche derselben waren von einer geradezu an Kretinismus streifenden Stumpfheit der Sinne, Dummheit und Verlegenheit. Skrophulös, rhachitisch, mit blöden, blinzelnden Augen, ohne besondere Laster, aber auch ohne jede gute Eigenschaft, bedauernswerthe, aber durchaus unnütze und zwecklose, leider aber einmal vorhandene Wesen, boten sie den unanfechtbaren Beweis für meine früher an anderer Stelle ausgesprochene Behauptung: Dass Europäer nicht im Stande sind, in den Tropen eine gesunde und fortpflanzungsfähige Rasse zu erzeugen.¹⁾

Ich bin dagegen überzeugt, dass diese holländischen Bauern der zweiten Generation, wenn sie sich mit Negerinnen vermengt hätten, eine recht tüchtige und gesunde Mischrasse erzeugt haben würden. Ob dieselbe sich gerade als ein Segen oder Vorthail für die Kolonie erwiesen hätte, mag dahingestellt bleiben. —

Während zur Zeit der Sklaverei Europäer vielfach mit ihren weissen Frauen längere oder kürzere Zeit auf den Plantagen lebten, kehrten sie nach Aufhebung der Sklaverei, die den Ruin der Kolonie besiegelte, meist in ihre Heimath zurück; ich glaube nicht, dass, abgesehen von den erwähnten Auswanderern, heute in Surinam ein arisch-europäisches, rein weisses Ehepaar zu nennen wäre, das sich, auch im Falle beide Gatten dort geboren wären, die Kolonie zu dauerndem Wohnsitz erkoren hätte. Von einer Einwanderung von Holländern in die Kolonie ist natürlich gar keine Rede mehr, eher findet das Umgekehrte statt: wohl aber leben in Paramaribo noch mehrere Leute im Alter von 60–80 Jahren, die vor vielleicht 50 Jahren in die Kolonie kamen, hier fleissig unter freiem Himmel als Aufseher u. dgl. arbeiteten und heute manchmal behaupten, nie in ihrem Leben krank gewesen zu sein. Es würde deren wohl noch viel mehr geben, wenn der

¹⁾ „Zeitschrift für Ethnologie“ 1885 p. 475 der Verh. — „Prétendre que l'homme est cosmopolite... prétendre qu'il peut vivre, travailler, cultiver le sol et se perpétuer sur tous les points du globe, c'est là une thèse qui n'est pas soutenable, à moins de nier catégoriquement l'autorité des faits les plus positifs.“ ORGÉAS, l. c. p. 4.

Europäer hier, wie in ganz Guayana etwas mässiger im Genuss geistiger Getränke sein wollte: aber das ist eben sehr schwer bei der den Menschen oft geradezu ausdörrenden Hitze.

Von weissen Völkern und Rassen sind es allein die Juden, die sich vollkommen in Guayana, zumal in Surinam, akklimatisirt haben und heute hier eine in der Welt (etwa mit Ausnahme von Curaçao), wohl einzig dastehende Rolle spielen. Surinam ist keine holländische, sondern eine jüdische Kolonie in dieses Wortes voller und klassischer Bedeutung. Es fällt keinem Surinamer Juden ein, mit dem Geld, das er in der Kolonie erworben, sich etwa nach Holland oder Europa zurückzuziehen. Surinam ist das Land seiner Väter, er ist darin geboren, er wird hier sterben.

Diese Juden stammen nur zu einem geringen Theil aus Holland; die meisten derselben sind Nachkommen portugiesischer Juden, die in der Mitte des 17ten Jahrhunderts aus Brasilien vertrieben wurden und damals mit ihren Sklaven über Cayenne in das holländische Guayana einwanderten. Die Entwicklung dieser semitischen Kolonie habe ich in einem Vortrage in der Berliner Gesellschaft für Erdkunde (Sitzung vom 4 Juli 1891) besprochen und kann mich darum darauf beschränken, den Leser, der sich für diese Verhältnisse interessieren sollte, auf denselben zu verweisen.

Hier handelt es sich nur darum zu konstatieren, dass ein weisses, eingewandertes Volk auf dem Boden des verrufenen Landes, in dem der Pfeffer wachsen soll, seit Generationen vollständig heimisch ist. Selbstverständlich ging der Jude weder selbst in den Urwald noch in die Plantagen, um dort Bäume zu fällen oder Kaffee anzupflanzen, eben so wenig wie er mit der Schaufel in der Hand nach Gold grub; dazu standen ihm die Neger zu Gebote; er arbeitete hier wie überall, wohin er eingewandert ist, erst als bescheidener Hausierer und Kleinhändler, dann als Grosskaufmann, Kapitalist und Goldgrubenbesitzer. Seinen Kindern lässt er eine gediegene Erziehung zu Theil werden, um dieselben dann als Lehrlinge in seinem oder seiner Freunde Geschäft, oder als Schreiber und kleine Beamte in den Amtsstuben seiner Verwandten und Glaubensgenossen unterzubringen. Dank allseitiger Protektion und auch Dank der eigenen Tüchtigkeit, die sich leider oft nur in einseitiger Opposition gegen die holländische Regierung zu entfalten sucht, erlangen die jungen Leute dann bald die höchsten oder best bezahlten Stellen in der Kolonie. Es ist und bleibt Thatsache, dass die Juden sich in Surinam akklimatisirt haben, d. h. dass es in Surinam geborene, sehr gesunde, kräftige, hübsche, vollkommen weisse, in keiner Weise mit Negerblut versetzte Juden und Jüdinnen giebt, von denen man annehmen darf, dass deren Vorfahren im 17ten Jahrhundert in Guayana eingewandert sind. Ich lernte eine junge Dame kennen, die ihren Stammbaum bis zu den ersten brasilisch-jüdischen Einwanderern zurückführen konnte und die mir durchaus den Eindruck machte, als ob sie sehr wohl im Stande wäre, den Stamm ihrer Väter auch auf kommende Generationen fortzupflanzen.

Aber auch unter diesen Juden kann man vielfach die verhängnissvollen Folgen steter Familienheirathen beobachten: schwächlichen Körperbau, Triefaugen, Verwachsenheit, Skrophulose, schlechte Zähne, kurz alle Merkmale einer Rasse, welcher eine Auffrischung mit gesunderem, sei es auch mit Negerblut, zweifellos zum Segen gereicht haben würde.

Wenn ich die Juden in Surinam nun stets „Weisse“ nenne, so möchte ich hierbei betonen, dass ich das Wort „Jude“ dann nicht zur Bezeichnung des oder der Angehörigen einer Rasse, sondern der Religion anwende. Der Jude verhält sich gegenüber der durchaus

nicht spröden, sondern im Gegentheil für Zärtlichkeitsbeweise ungemein empfänglichen schönen Hälfte der Negerbevölkerung Surinam's, in keiner Weise ablehnend. Aber ganz im Gegensatz zum christlichen Holländer entschliesst er sich nur in den seltensten Fällen, die Kinder, die ihm eine Negerin oder Mulattin geschenkt hat, als die seinigen anzuerkennen oder gar die Mutter seiner Kinder zu heirathen. Er wird vielleicht finanziell für seine farbigen Kinder sorgen, aber Juden werden dieselben niemals; seinen unehelichen Sohn beschneiden zu lassen fällt keinem Juden ein; er hat gar Nichts dagegen, dass solche Kinder Mitglieder irgend einer der zahlreichen amerikanisch-europäischen christlichen Religionsgemeinschaften werden. So kommt es denn, dass man manche jüdische Familie durch Generationen hindurch in 2 Linien, einer ehelichen und unehelichen, d. h. einer weissen und farbigen, bzw. jüdischen und christlichen verfolgen kann. Durchgehends sind die farbigen Nachkommen, deren Loos sonst kein beneidenswerthes ist, bedeutend kräftiger und gesunder wie ihre weissen Halbgeschwister — die natürliche Folge geschlechtlicher Zuchtwahl. Gerade wie zur Zeit der Sklaverei das, vom weissen Herrn geborene Kind der Sklavin, Sklave blieb ¹⁾, gerade so beschäftigt der Jude heute vielfach seine farbigen Kinder als Arbeiter oder Aufseher auf seinen Plantagen, Goldfeldern oder Dampfbooten, eine Sitte, die nicht gerade eine schöne genannt werden kann.

Dass die Juden hier, ebensowenig wie in anderen Theilen der Welt, für ihre Religion keinerlei Propaganda treiben, geht aus dem eben Gesagten zur Genüge hervor.

Die angesehene Stellung, welche die Surinamer Juden in der Kolonie einnehmen, hat naturgemäss auch häufig holländische Juden veranlasst, nach Guayana auszuwandern und dort ihr Glück zu versuchen. Selbst als Soldat lässt sich der sonst wenig streitbare Israelit bisweilen für Westindien anwerben. So kenne ich zwei solcher Herren, die vor langen Jahren Surinam's Boden als Krieger betraten und die sich heute im Besitz recht ansehnlicher Vermögen befinden. Einer derselben ist ein polnischer Jude.

Auch diesen Aschkenasim scheint das Klima von Surinam, oder besser gesagt Paramaribo auf das Beste zu bekommen. So findet man unter den Spitzen der Kolonie neben den da Costa, Granada, Louzada, Morpurgo, Fernandez, Coutinho, die van Emden, van Doorn, Polak, van Praag, Salomons oder Taitelbaum.

Die Gründe für diese Akklimatisationsfähigkeit der Juden sind rasch gefunden, denn:

1. Ist das Klima von Surinam, zumal das von Paramaribo, gar nicht so schlimm, wie man im Allgemeinen in Europa glaubt;

2. Setzen die Juden sich möglichst wenig der Arbeit im Freien oder im Urwald, wie etwa dem Prospekten ²⁾, dem in letzter Zeit die meisten Europäer zum Opfer gefallen sind, oder auch nur den Ermüdungen der Jagd aus;

3. Last not least! — trinken oder besser gesagt, „saufen“ die Juden nicht.

Auf Grund langjähriger, in beinahe allen Ländern der Tropen gesammelten Erfahrungen glaube ich die Behauptung aufstellen zu dürfen, dass der Mohammedaner dort nie „trinkt“, wohl aber hin und wieder „säuft;“ dass der Jude in ganz bescheidenem Masse sein Glas Branntwein, Bier oder Wein trinkt, aber nie säuft; dass der Europäer dagegen, ebenso wie der Indianer, meist auch der Neger, (letzterer merkwürdiger Weise aber nicht in Surinam) durchgehend „trinkt“, in ausserordentlich vielen Fällen aber „säuft“. Die Indianer

¹⁾ Dieser Missbrauch wurde erst kurz vor Aufhebung der Sklaverei durch Gesetz abgeschafft.

²⁾ Dem Suchen nach Gold im Urwald.

und viele Europäer in Guayana saufen — sie sterben. Der Jude, der Buschneger, auch die Mehrzahl der Neger — sie saufen nicht, und sie fühlen sich ganz wohl da draussen.

Die Gesundheitsverhältnisse in Paramaribo sind durchaus keine ungünstigen. Die Stadt ist am linken Ufer des Surinam auf einer, bis an den Strom sich erstreckenden Muschelbank erbaut und von vielfachen Gräben und Kanälen durchzogen, die nach dem Fluss hin mit Schleusen versehen sind. Bei Ebbe werden diese Schleusen geöffnet, wodurch jeglicher Unrath nach dem Strom herabgeschwemmt wird, da sowohl durch die beinahe ewigen Regen, wie durch unzählige Kreeks und Canäle, welche aus den Paramaribo umgebenden Wäldern nach der Stadt geleitet sind, zur Fluthzeit, also wenn die Schleusen geschlossen sind, die hierzu nöthigen Wassermassen sich ansammeln. Der Muscheldetritus ist daneben ein ideales „Strassenpflaster“: weder bacillengeschwängelter Staub, noch übelriechende Pfützen belästigen den Hauptstädter. Wenige Minuten nach den heftigsten Platzregen, während welcher die Strassen und Plätze der Stadt buchstäblich fusstief unter Wasser stehen, sind diese Fluthen verlaufen und die Strassen sehen so blitzblank, rein und appetitlich aus wie ein Boden aus Marmorfliesen.

Paramaribo ist zweifellos die reinlichste Stadt des äquatorialen Südamerika ¹⁾ und darum gar kein ungesunder Ort, der denn auch während der in den letzten Jahren hin und wieder an der Küste Guayana's, durch Uebertragung aus Brasilien oder den west-indischen Inseln herrschenden Gelben Fieber- oder Cholera-Epidemien mehrfach vollkommen verschont geblieben ist. Dennoch haben solche Fieberjahre zeitweise grosse Lücken in die Bevölkerung, die weisse sowohl, wie die farbige, gerissen. Die alte Behauptung, dass der Neger gegen das gelbe Fieber unempfindlicher sei wie der Weisse, oder gar „immun“, brauchen wir wohl heute nicht mehr zu widerlegen. Nach KAPPLER soll in den Jahren 1836—52, während welcher Surinam vier Mal vom gelben Fieber heimgesucht wurde, die durchschnittliche Abnahme der Bevölkerung $6\frac{1}{5}\%$ ($14\frac{1}{5}\%$ pro Fieberjahr), in den Jahren 1875—84 ca $\frac{1}{3}\%$ betragen haben. Ich bemerke hierbei, dass in obigen Zahlen die Indianer und Buschneger nicht einbegriffen sind; dieselben sind für das statistische Bureau der Kolonie überhaupt nicht vorhanden. Seit langen Jahren ist nun Surinam von Epidemien verschont geblieben und haben sich die Verhältnisse dementsprechend gebessert.

Es starben in Surinam von 1000 Menschen im Jahre 1890 deren 27,2 (1889 27,4), in Paramaribo deren 32 (1889 33,9) ²⁾. Die letzte Zahl erscheint vielleicht hoch im Vergleich mit der vorhergehenden, man muss aber hierbei den Umstand in Betracht ziehen, dass sich in der Hauptstadt das grosse Militärhospital befindet, nach welchem in jährlich wachsendem Maasse die Schwerkranken aus der ganzen Kolonie, darunter auch Buschneger und Indianer gebracht werden. Jedenfalls beweisen obige Zahlen, dass in den Jahren 1889 und 90 in dem so berühmten holländischen Guayana verhältnissmässig weniger Menschen gestorben sind, wie etwa in Regensburg (1890 32), Breslau (1890 28), oder gar in Stettin (1889 34,1) und Amsterdam (1889 34), ganz abgesehen von Neapel, Krakau oder anderen europäischen Städten ³⁾.

¹⁾ Diese Reinlichkeit erstreckt sich scheinbar auch auf die Bewohner. So führt z. B. das Adressbuch von Paramaribo unter 27.752 Einwohnern 1039 Wäscherinnen auf, unter denen aber wohl vielfach Hausfrauen zu verstehen sind, welche die Wäsche der Familie reinigen. Mit der körperlichen Reinlichkeit der Surinamer ist es nicht weit her, indes giebt es einige sehr geschickte Wäscherinnen in Paramaribo.

²⁾ Nach dem offiziellen Gouvernements Advertentie-Blad vom 8.3.90 und 19.2.91.

³⁾ N. Schönhausen bei Berlin 36,5; Tempelhof 33,7; Linden bei Hannover 40,5; Weissensee 47; Stralau bei Berlin 50,5 pr. 1000 (Nach d. Veröffentl. des Kaiserl. Gesundheit-Amtes über die Jahre 1889/90.)

In Demorára starben im Jahre 1876 von 1000 Einwohnern 36,69; über Cayenne stehen mir keine Zahlen zu Gebote. Die Sterblichkeit unter den Stráflingen ist zweifellos eine grosse¹⁾; man darf aber wiederum nicht vergessen, dass dieselben sich aus dem Abschaum der französischen, speziell Pariser Verbrecherwelt rekrutiren; dass sie durchgängig, Männer sowohl wie Frauen, Alkoholisten, und durch alle möglichen Krankheiten der schlimmsten Art, durch Schwelgerei oder Entbehrungen während ihrer Verbrecherlaufbahn, dann durch Gefängnisshaft, den Transport u. s. w. dermassen geschwächt sind, dass sie einfach nicht im Stande sind, den einmal überall in den Tropen vorhandenen, den Europáer bedrohenden Einflüssen des Klimas dieselbe Widerstandsfähigkeit entgegenzusetzen, wie etwa normale, solide Auswanderer, Soldaten oder Kolonisten. Ich habe mehrfach Franzosen gesprochen, die seit Jahren als Aerzte, Beamte, oder Kaufleute in der Kolonie lebten und die durchaus nicht über das Klima klagten — dass sie sich nicht zu ihrem Vergnúgen hier aufhielten, brauchten sie mir nicht zu sagen. Die heute so úbel berúchtigten, im Jahre 1857 gegründeten, Deportationsstationen am Oberen und Unteren Maroni wurden erst ungesund, als man vollkommen zweckloser Weise dazu úberging, die Bäume des Urwalds zu fällen, deren Wurzeln auszugraben, erstere zu Balken und Brettern zu verarbeiten, letztere zu verbrennen oder vermodern zu lassen, um in dem so ausgerodeten Gelände Zuckerrohr anzupflanzen. Die betreffende Zucker- und Rumfabrik ist allerdings heute noch in Betrieb; wie viele Tausende von Verbannten aber diesem ganz úberflüssigen Versuch — da die Fabrik der Kolonie bzw. dem Mutterlande doch jährlich über 300,000 Fes. kostet — zum Opfer gefallen sind, wird wohl niemals Jemand erfahren.

Ich besuchte den sogenannten „Chantier forestier“ am Oberen Maroni, nahe der Mündung des Sparuwine, wohin kaum 8 Tage vor meiner Ankunft 43 der schlimmsten Verbrecher, jeder wegen wiederholten Fluchtversuchs mit 2 Ketten vom Fussgelenk bis zur Hüfte belastet, von Cayenne geschickt worden waren, um hier ein von französischen Abenteurern gegründetes, dann verkrachtes, später von der Regierung für theures Geld (man sprach von Millionen) gekauftes Etablissement, eine Sägemühle mit Dampftrieb, wiederum in Gang zu bringen. Die Leute, deren Arbeit zunächst nur darin bestand, die früheren Werkstätten, Wege, eine kleine Eisenbahn, von Unkraut zu säubern, litten furchtbar an Fieber. Sie wussten ganz genau, dass die Verschickung nach diesem versumpften, úberwucherten Chantier forestier einem Todesurtheil entsprach²⁾. Dennoch — ich komme absichtlich immer wieder auf diesen Umstand zurück — befanden sich die 4 europäischen Aufseher wie der Direktor der Anstalt durchaus wohl. Dieselben betheiligten sich natürlich nicht nur nicht im Geringsten selbst an der Arbeit im Freien, sondern sie wurden ausserdem von der französischen, bzw. Kolonialregierung ausgezeichnet verpflegt. Ich habe während meines viermonatlichen Aufenthalts in Guayana nie besser gegessen und getrunken wie in diesem berúchtigten Fiebernest; hier fand ich auch zum ersten Mal, seitdem ich Paramaribo verlassen, wieder ein Bett.

Ich möchte nun durchaus Niemanden, der nie in den Tropen gelebt hat, rathen, sich gerade Cayenne als Sommerfrische auszusuchen, wohl aber würde ich selbst gerne sofort wieder nach Guayana zurückkehren, um mir hier in jenen so herrlichen Ländern, deren

¹⁾ COUDREAU, H. „La France équinoxiale.“ Paris 1887, spricht von einer Sterblichkeit von 62% in gewissen Jahren; die Zufuhr von Stráflingen betrügt mindestens einige Tausend jährlich.

²⁾ Unter diesen Verbrechern traf ich auch einen Deutschen. Näheres hierüber veröffentlichte ich in der Berl. Nat. Zeitung vom 24 Juli 1892.

Naturpracht jeder Schilderung spottet, längst entschwundene Jugendträume vom idealen Reisen in den Tropen wiederum zur Wirklichkeit werden zu lassen. —

Aus dem Vorstehenden ergiebt sich also, dass, wenn man also auch nicht so weit zu gehen braucht, wie der Verfasser einer im 17ten Jahrhundert erschienenen kuriosen Abhandlung über Guayana ¹⁾, der sich S. 9 wie folgt äussert: „Auss welchem (Vorbemerkten) folget, dass nicht allein die Erd, sondern auch die Luft besser als bey uns temperirt und derentwegen gesündere Menschen darinnen als hieraussen seyn, angesehen, die Indianer darinnen so alt werden, das sie vor Alter endlich umbfallen, wie dann alle, so ein wenig die Weltkugel verstehen, diesem Climat den Preiss geben müssen,“ man doch behaupten darf, dass das Klima des Landes, in dem der „Pfeffer wächst“ bei uns in viel schlechterem Ruf steht, wie dasselbe es wirklich verdient.

Da ich mich hier zum zweiten Male des Ausdrucks: das Land, wo der Pfeffer wächst,“ bediene, so bitte ich darüber eine kurze Bemerkung einflechten zu dürfen.

Schon RALEIGH erwähnt den „Indian pepper“ in Guayana, der bis auf den heutigen Tag ein den Indianern bei ihren sonst so einfachen Mahlzeiten unentbehrliches Gewürz geblieben ist. Selbstverständlich ist unter Pfeffer hier nur Capsicum, nicht Piper zu verstehen, welch letzterer in Amerika überhaupt nicht wächst. Ob Capsicum jemals einen bedeutenden Exportartikel nach Europa gebildet hat, weiss ich nicht, dagegen weiss ich bestimmt:

1) dass der sogenannte „Spanische Pfeffer“, der bis vor ca 100 Jahren über Spanien nach Europa eingeführt wurde, von der afrikanischen Westküste, zumal aus Sierra Leone stammte, dass also hier das Land, wo der Pfeffer (Piper sowohl; wie Capsicum) wächst, zu suchen ist;

2) dass sogenannter „Cayenne-Pfeffer“, wenn überhaupt jemals, jedenfalls seit mindestens 100 Jahren (1760) nicht mehr als irgendwie nennenswerther Ausfuhrartikel aus Cayenne nach Europa verschifft worden ist. Ein vor längeren Jahren unternommener Versuch, schwarzen Pfeffer dort anzupflanzen oder aus rothem Pfeffer einen Exportartikel zu machen, misslang. „On avait fondé de grandes espérances sur le poivre noir, puis sur le poivre de Guinée également (?) acclimaté. On a été malheureux ²⁾.“

An Ort und Stelle erfuhr ich also wenigstens soviel, dass unser heutiger „Cayenne-Pfeffer“ weder aus Cayenne, noch aus Guayana überhaupt stammt.

Nach Europa zurückgekehrt, wandte ich mich an die weltbekannte Firma CROSSE & BLACKWELL in London, die beinahe die ganze civilisirte Welt mit „Cayenne-Pfeffer“ versorgt, mit der Bitte, mir gütigst mittheilen zu wollen, woher sie dieses Gewürz bezöge. Der umgehend einlaufende Bescheid lautete folgendermassen:

„Es giebt zwei Arten von rothem Pfeffer (Red Chilies ³⁾; die langen (milden) Schoten

¹⁾ „Gründlicher Bericht von Beschaffenheit u. s. w. des in Amerika zwischen dem Rio Orinoque und Rio de las Amazonas an der Westen Küste in der Landschaft Guiana gelegenen u. s. w. Landes, Welchen die Edle privilegirte West-Indische Compagnie der vereinigten Niederlande, mit Authentischer Schriftlicher ratification und permission der Hochmögenden Herren Staten General an den hochgeb. gegenwertig regierenden Herrn FRIEDERICH CASIMIR, Grafen zu Hanaw u. s. w. unter gewissen in dieser Deduction publicirten Articolen den 18 Juli 1669 cedirt und überlassen hat. Jedermänniglichen, absonderlich aber denen, welchen daran gelegen, zum Nachricht und gefallen in Truck gegeben. — Franckfort bey Johan Kuchenbecker, Anno 1669.“

²⁾ COUDREAU, H., l. c. Paris 1887 p. 140.

³⁾ Der Name „Chile“ engl. „Chily“ oder „Chilly“ für Capsicum ist an der nördlichen Westküste Amerika's, in Zentralamerika und zumal in Mexico (z. B. „tortillas enchiladas“) in Gebrauch. Ein Rückschluss, dass dieses Gewürz früher aus Chile nach den genannten Gegenden eingeführt wurde, ist nicht nothwendig, da Capsicum u. A. auch in Mexico heimisch ist. Vgl. d. Verf. Aufsatz: „Ueber den Ursprung des Namens Caviar“ in der Z. f. Ethnologie. Verh. der Sitzung vom 15.2.90.

beziehen wir aus Frankreich, die kurzen (scharfen „Bird-Peppers“) aus Sansibar.“ Aus einer Mischung von zerstampftem europäischen und afrikanischen Capsicum entsteht also der amerikanische Cayenne-Pfeffer, der — in nicht unbedeutenden Mengen von London nach Guayana ausgeführt wird.

Kehren wir aber wieder nach Surinam zurück!

Die schönen Zeiten, welche uns SACK und auch noch KAPLER in so drastischer Weise schildern¹⁾ sind für den Europäer längst vorbei; er muss, will er in der Kolonie vorwärts kommen, fleissig arbeiten; fleissiger vielleicht, wie er es in seiner Heimath gewohnt war, auch wenn diese Thätigkeit nur darin besteht, die Neger und sonstigen Farbigen zu beaufsichtigen und zur Arbeit anzuhalten.

Wenn nun in den letzten Jahren in Surinam, ebenso wie in Französisch oder Englisch Guayana verhältnissmässig viele Europäer dem „Klima“ zum Opfer gefallen sind, so hängt das hauptsächlich mit der Entdeckung der Goldlager und mit den Entbehrungen zusammen, denen der Weisse beim „Prospekten“, ebenso wie der Farbige beim Goldwaschen im Urwald ausgesetzt ist. Wochen und Monate lang bahnt sich solch ein Prospektor, Aufseher, (Overzier) oder wie er sonst heisst — manch verkrachte einstige europäische Sport- oder Jeugrösse, deren Sternschnuppensein irgendwo verpufft ist, befindet sich unter denselben — mit dem Buschmesser einen Pfad durch den Urwald; die Hängematte ist sein Bett, sein Zelt, sein Haus; Palmblätter allein dienen ihm zum Schutz gegen die ewig strömenden Regengüsse. Bei erbärmlichem Gehalt und einer Nahrung, mit der kaum der Neger sich begnügt, gräbt er mit seiner farbigen Begleitung an Stellen, die ihm günstig erscheinen, 3- bis 4-mal täglich Gruben und Löcher, um nach Wegräumung des oft metertiefen, gehaltlosen Gerölls den Boden auf seinen Goldgehalt zu prüfen. „Gold“ findet sich überall in Guayana; Sache des Prospektors ist es nur zu entscheiden, ob die Reichhaltigkeit des Alluviums an Edelmetall eine mehr oder minder systematisch betriebene Auswaschung desselben lohnen würde: — „if it would pay“.

Mit dem spanischen Wort „*Placer*“ werden in Guayana die Plätze bezeichnet, in denen nach Gold gegraben oder wo solches ausgewaschen wird. Auch das Wort „*batte*“ für eine hölzerne Schüssel, in welcher man die goldhaltige Erde zumal beim Prospekten auswäscht, stammt von dem spanischen (und portugiesischen) „*batéa*“. Diese Ausdrücke wurden wohl schon vor Jahrhunderten durch die goldsuchenden Conquistadoren eingeführt.

Es ist wirklich empörend zu sehen, wie wenig sich die reichen Placer-Besitzer, zumal die Juden in Surinam, um die Verpflegung ihrer Beamten und Arbeiter im Urwald oder überhaupt darum kümmern, letztere ein einigermaßen menschenwürdiges Dasein führen zu lassen.

¹⁾ ALBERT VON SACK „Reise nach Surinam in d. J. 1805/7“. Berlin 1821, S. 95 schreibt: „Manche reiche Leute hier zu Lande leben auf folgende Weise: Sobald sie aufstehen, frühstücken sie und trinken dann geistige Getränke, welches sie zuweilen wiederholen; dann setzen sie sich zum zweiten Frühstück, welches aus mehreren Schüsseln von Braten, Fischen u. s. w. besteht, wozu dann auch eine angemessene Menge von Getränk genommen wird. Um 3 Uhr erfolgt ein reichliches Mittagessen, wozu man Claret oder Madeira, oder wohl auch beides trinkt. Ausser dem Thee wird Nachmittags noch Punsch getrunken, der oft sehr stark ist, und ein ansehnliches Abendessen schliesst das Tagewerk.“

Ebenso KAPLER: „Sechs Jahre in Surinam.“ Stuttgart 1854, S. 38. „Ich kannte mehrere dieser Herren (Direktoren von Plantagen und Holzgründen) die des Morgens um 6 Uhr aufstanden, dem Bastian (Aufseher) der Neger ihre Befehle ertheilten, dann Cafe tranken, bis 12 Uhr nichts thaten, gut assen, nachher sogleich von den Beschwerden der Tafel in der Hängematte ausruhten und sich da von einem hübschen Negermädchen den Kopf kratzen liessen, bis ihnen die Augen zufielen. Um 5 standen sie auf, wuschen sich, assen von 7–8 Uhr, legten sich um 9 Uhr mit ihren Concubinen ins Bett und verdienten dabei 12–1500 Gulden jährlich.“

Ranziger Speck, stinkender Stockfisch¹⁾ und von Seewasser durchtränkte Erbsen, hin und wieder eine Flasche Genever, (etwas Melasse und einige Tabakblätter für die Neger) — das ist, — wie überhaupt Alles — gut genug für die Leute im „bosch“ (Urwald), die ihrem Arbeitgeber wöchentlich oder monatlich oft Zentner reinen Goldes nach der räumlich so nahe gelegenen, und doch für sie so fernen, oft während Jahren nicht erreichbaren, Hauptstadt senden. Ich kann den Placer nennen, auf welchem der Direktor bei einem Gehalt von 150 Gulden monatlich für sich und seine zehn, wenn auch nicht durchgehend europäischen, so doch mehr oder minder weissen Unterbeamten im Laufe eines ganzen Jahrs nur 72 Blechbüchsen mit Konserven und 6 Schinken geliefert erhielt.²⁾ Im Uebrigen musste derselbe mit seinen Kollegen von dem oben erwähnten importirten nordamerikanischen Stockfisch, Salzfleisch und selbstgezüchteten Bananen leben. Ich weiss, dass Beamte einer reichen Goldgrube nur durch den Geiz des Besitzers wochenlang ohne Petroleum oder sonstiges Beleuchtungsmaterial gelassen worden sind.

Wenn nun diese Leute, die Tag und Nacht ebenso der Feuchtigkeit des Urwaldes, von der sich Niemand, der sie nicht selbst kennen gelernt hat, eine Vorstellung machen kann, wie den Ausdünstungen des aufgewühlten Bodens bei elender Verpflegung und erbärmlichem Unterkommen ausgesetzt sind, am Buschfieber zu Grunde gehen, um irgendwo im Urwald ohne Sang und Klang verscharrt zu werden — hat man darum ein Recht, das Klima Guayana's als ein besonders schlimmes, als ein gefährlicheres wie das aller übrigen Tropenländer darzustellen?

Ich möchte aber, da ich nicht das geringste Interesse daran habe, das Klima Guayana's und die dortigen Verhältnisse etwa günstiger oder schlimmer zu schildern, wie sie in Wirklichkeit sind, hervorheben, dass es auch anständige Besitzer von Goldlagern giebt, die ihre Beamten und Arbeiter gut bezahlen und verpflegen, wodurch Letztere auch im Urwald trotz anstrengender Thätigkeit gesund bleiben. Dagegen hat eine grosse Zahl der in den Goldfeldern beschäftigten weissen und farbigen Beamten und Arbeiter ihr „Fieber“ oder ihren Tod, neben schlechter Ernährung oder dem erwähnten Schlafen und Leben in der Hängematte, dem übermässigen Genusse meist schlechter geistiger Getränke zuzuschreiben.

Das kleine, aus feuchtem Holz entzündete, nach Indianersitte unter der Hängematte qualmende Feuerchen vertreibt weder die Moskitos, noch ist es im Stande, die nassen Kleider des Schlafenden zu trocknen, der bei seiner Arbeit oder auf dem Marsch gezwungen war, stundenlang, oder mehrere Mal täglich, bis über die Hüften oder bis zum Halse durch brühwarmen Sumpf zu waten. Steif in allen Gliedern, wird er zähneklappernd am Morgen aufwachen und es vorziehen, ehe er sich die Mühe nimmt, das vielleicht noch glimmende Feuer wieder anzublasen, um kochendes Wasser für seinen Cafe oder Thee zu bereiten, nach seiner Brantweinflasche zu greifen und durch einen oder mehrere tiefe Züge aus derselben sich anscheinend zu stärken und zu weiterem Ausharren in diesem trostlosen Dasein zu ermuntern. Nachher werden Thee und Cafe überhaupt verschmäht — nur der Schnaps bleibt als Tröster. Wenn dieser Brantwein wenigstens gut wäre! Guter Whiskey oder Cognac sind aber für die Verhältnisse der Betreffenden viel zu theuer; sie müssen

¹⁾ „Il est rare que le bacaliau au moment où il est consommé n'ait pas subi un commencement de putréfaction“ — so bezeichnet ORGEAS den Stockfisch, der in Franz. Guayana den Soldaten und Sträflingen verabreicht wird.

²⁾ Bei gutem Appetit genügt eine grosse Blechbüchse kaum den Ansprüchen dreier Mägen für eine Mahlzeit.

sich daher mit den in den Kolonien erzeugten Dram, Tafia, Rum u. s. w. begnügen, deren andauernder Genuss auch die stärkste Gesundheit bald untergräbt.

Wenn diese Leute nun sterben, so ist die Schuld hierfür doch nicht dem Klima Guayana's allein zuzuschreiben. Schreiber ds. reiste einmal mit einem jungen, im Busch lebenden, Deutschen, der von den ihm plötzlich zu Gebote stehenden Vorräthen in so ausgiebiger Weise Gebrauch machte, dass er allein, abgesehen von ungezählten Swizzles¹⁾, einigen Gläsern Champagner, Rothwein u. s. w. an einem Tage 16 Flaschen Exportbier trank. Wahrscheinlich ist derselbe heute auch „dem Klima erlegen.“

Ich kann diese Bemerkungen nicht besser abschliessen, wie mit den Worten eines alten Schotten, der mir vor langen Jahren in irgend einem Fiebernest der afrikanisch-portugiesischen Ostküste einmal sagte: „Erst saufen sich hier die Menschen zu Tode, und dann behaupten sie, sie seien an den Folgen des Klimas gestorben.“ —

Bevor wir nun zu der eingeborenen, oder der zwar eingewanderten, aber seit vielen Generationen angesessenen farbigen Bevölkerung von Guayana, zumal der von Surinam übergehen, möchte ich noch einige Worte über gewisse Vertreter nichtamerikanischer Völker und Rassen vorausschieken, denen man in ganz Guayana auf Schritt und Tritt begegnet; die weder im Lande geboren sind, noch als Einwanderer bezeichnet werden können, die aber hier erwähnt werden müssen, weil sie dem Beobachter des dortigen Völkergemeingels, wenn auch nur als fluktuirende Bestandtheile desselben, sofort ins Auge fallen.

Es sind dies zunächst Italiener, Malteser und syrische, nach ihrer Aussage vielfach jerusalemer Juden, welche die weite Reise nach Südamerika nicht scheuen, um in den Hafenstädten einen anscheinend ganz einträglichen Hausirhandel mit Korallenketten, allerhand unechten Schmucksachen, bunten Heiligenbildern, Rosenkränzen, Zigarrenspitzen und sonstigem levantinisch-italienischen Schnickschnack zu treiben. Ihre Kundschaft setzt sich vorwiegend aus den römisch-katholischen Portugiesen und Negern zusammen; aber auch die Indianer des Innern kaufen diesen Flitter, wenn zwar nicht immer direkt von diesen Importeuren, geradezu massenhaft.

Es macht einen ganz eigenthümlichen Eindruck, auf den Märkten von Paramaribo, Georgetown oder auf Guadeloupe und Martinique in dem Gewimmel von schwarzen, braunen und gelben Marktweibern, Chinesen und Ostindiern, plötzlich auf einen mit Halsketten und Perlschnüren jeder Art belasteten Hausirer zu stossen, der seine Waare in unverfälschtem süditalienischen oder malteser Dialekt anpreist.

Diese Leute sind einfach bedürfnisslos; mit Frau und unzähligen Kindern schlafen sie meist im Freien in irgend einem Winkel. Geht der Mann seinem Geschäft nach, so setzt sich die Frau an eine Strassenecke und bettelt; die Kinder unterhalten sich ebenfalls durch Betteln oder spielen, bzw. raufen sich mit Neger-, Chinesen- und Kulisprösslingen.

In Georgetown klagten diese Leute über schlechte Geschäfte; nicht so in Surinam. Auf dem Markt in Paramaribo traf ich einmal an einem Tage 5 dieser weltenbummelnden Händler, die anscheinend ganz zufrieden mit ihrem Loos waren.

Ob sie in ihre Heimath zurückkehren, ob sie draussen sterben — chi lo sa?

Einen merkwürdigen Menschen, den ich auf dem Oberen Surinam kennen lernte,

¹⁾ „Swizzle“ ist das in Westindien beliebteste, dem amerikanischen „cocktail“ ähnliche Getränk: ein Gemisch von Eis, Zucker, Bittern und möglichst viel Genever, das kurz vor dem Genuss bis zum Schaumen gequirlt wird; daher den Name.

möchte ich hier noch erwähnen: Er nannte sich JOHN DENN und war der einzige, in Afrika geborene Neger, der freiwillig vor ungefähr 20 Jahren nach Guayana ausgewandert war. Von seiner Heimath wusste er gar nichts mehr, er erinnerte sich nur in Accra das Schiff, das ihn nach Guayana brachte, bestiegen zu haben. Die Geschichte seiner Erlebnisse und Schicksale in der Kolonie war nicht uninteressant. Zuerst Händler, kleiner Plantagenbesitzer, dann Prospektor, Goldgrubeninhaber, sogar Mitgründer einer Gesellschaft, die einen regelmässigen Dampfer-Verkehr, wenn auch in ganz kleinen Booten, zwischen der Hauptstadt und den im Innern liegenden Placers und Plantagen einleitete, war er als Sozios eines reichen Juden allmählig ein wohlhabender, ja reicher Mann geworden. Da kam er auf den unglückseligen Gedanken, eine hübsche Surinamer „Kreolin“ zu heirathen, die wenn auch nicht ganz weiss, so doch bedeutend „heller“ war wie er selbst. Diese Dame brachte es im Verein mit ihrer Familie und sonstigen Sippe in wenigen Jahren fertig, das ganze Vermögen JOHN DENN's bis auf den letzten baaren Heller zu verplempern. DENN, ein herzensguter Kerl, liess sich von Negern, Juden und Christen gleichmässig bestehlen und betrügen, so dass seine ganze Habe heute nur noch aus einem kleinen, von Bananen und Mangobäumen beschatteten Häuslein, seiner schöneren Hälfte, einigen Kindern (die dem Vater merkwürdig wenig ähnlich sehen) und einigen Placers tief drinnen im Urwald besteht. Aus Kummer und Weltschmerz hatte sich der biedere Afrikaner inzwischen dem „Suff“ ergeben. Er reist jetzt, ohne Rücksicht auf trockene oder Regenzeit zu nehmen, alle paar Monate nach seinem Placer, arbeitet dort wie ein gewöhnlicher Neger, bis er für 1–2000 Gulden Gold ausgewaschen hat und kehrt dann nach Paramaribo zurück, um von dem Erlös wieder eine kurze Zeit den früheren Grand seigneur zu spielen. Dabei ist der Aermste furchtbar eifersüchtig, eine Eigenschaft, die ihm das Dasein im Busch doppelt traurig erscheinen lässt. Auch hier muss die Branntweinflasche als Trösterin dienen.

Als ich Ende März 1890 den Oberen Surinam befuhr, sah ich eines Nachmittags an Bord unseres kleinen Dampfers ein merkwürdiges Bild vor mir: zu meiner Rechten schlief ein junger, betrunkenen Europäer; auf der Pritsche ihm gegenüber schnarchte JOHN DENN, ebenfalls bewusstlos. Zwischen beiden hockten der „Capitain“ und noch ein Beamter des unbeschreiblich schmutzigen Boots, stieren Blicke damit beschäftigt, die Genever- und Speisevorräthe des Afrikaners aus dessen Blechkoffer zu stehlen und zu verschlingen. Oben auf dem Dach der Kabine lagen laut- und bewegungslos zwei Chinesen in todtähnlichem Opiumschlaf! ¹⁾

Europa's, Afrika's, Asia's und Amerika's Vertreter — Alle betrunken oder bewusstlos! Armes Guayana! Was wird dein „Klima“ heute wieder nicht Alles verschulden! —

Ganz eigenthümliche Typen, bei denen der Ethnograph anfangs gar nicht weiss, wie und wo er sie unterbringen soll, trifft man in Surinam und Demerára: Sonnenverbrannte Leute mit arabischen, südeuropäischen oder auch unverkennbar malayischen Gesichtern, die wie die Neger gekleidet sind, dabei aber viel fleissiger wie letztere arbeiten und sich anscheinend überall des grössten Wohlwollens von Seiten ihrer Arbeitgeber erfreuen. Die Sprache — Französisch — in der diese Leute angeredet werden, löst uns das Räthsel: es sind aus Cayenne entwichene Sträflinge, Franzosen, Algerier, Berber, Annamiten u. s. w. Die Zahl der aus Französisch Guayana flüchtenden Deportirten beträgt

¹⁾ Die Chinesen sind übrigens ebenso dem Branntwein, wie dem Opium ergeben. Ich darf wohl, ohne indiskret zu sein, erwähnen, dass mir ein Chinese, Wong, ein wohlhabender Mann aus Paramaribo, einst sagte: „Me very sick, always drunk“.

mindestens mehrere Hundert jährlich. Von einem Transport von 150 Sträflingen, den ich am Maroni ausschiffen sah, entwichen am ersten Tage deren 6; nach einer Zeitungsnotiz entflohen am 6 Nov. 1890 150 Rezidivisten aus der Strafanstalt St. Jean. Die überwiegende Mehrzahl dieser thörichten Flüchtlinge geht im Urwald durch Hunger, Elend und Fieber zu Grunde. Viele ertrinken bei dem Versuch, den Maroni zu durchschwimmen; ebensovielo werden von den Buschnegern todtgeschlagen oder von den Europäern erschossen. Die französischen Beamten regen sich denn auch über diese Entweichungen nicht im Geringsten auf; dieselben, die man natürlich nicht an die grosse Glocke hängt, kommen zuweilen ganz gelegen: hat man doch immer lieber hundert Sträflinge mehr in den Listen und Büchern, wie deren wirklich vorhanden sind. Sapiienti sat. Kehren die Flüchtlinge, halb verhungert und von allerhand Gethier zerfressen und zerstoehen aus dem Urwald reuig in die Strafanstalt zurück, ein Fall der sehr häufig vorkommt, so erhalten sie zur Abkühlung zwei schwere Ketten, die an eisernen Ringen um die Hüften und Fussgelenke befestigt werden. Wiederholen sie den Fluchtversuch mit demselben Erfolg, so werden sie aus Versehen irgendwo erschossen. Gefühlsmenschen sind die immerhin verantwortlichen „Surveillants“ gerade nicht.

Gelingt es aber gewitzigteren Sträflingen, ein Boot zu stehlen oder mit Hülfe von leeren Petroleum-Blechkasten den Maroni zu passieren und durch einen der unzähligen Creeks eine Plantage in Surinam oder irgend ein Schiff zu erreichen, das sie nach Demerara bringt, so sind sie geborgen ¹⁾.

Man liebt die Franzosen, weil sie gewandt und zu Allem zu gebrauchen sind; die mohammedanischen Nordafrikaner, weil sie nüchtern, still und fleissig; die Annamiten, weil sie eifrige und geschickte Obst- und Gemüsegeärtner, nebenbei tüchtige Fischer sind. Ich habe über diese Leute nie klagen hören; mit den Negern, die viel zu träg und denkfaul sind, um in denselben Konkurrenten zu sehen, vertragen sie sich ganz gut und der Arbeitgeber verfügt jederzeit über ein furchtbares Strafmittel, das dem Todesurtheil gleich kommt: er braucht den Flüchtling nur bei irgend einer Behörde zu melden und dessen Auslieferung nach Cayenne zu beantragen. —

Gehen wir jetzt zur eingeborenen farbigen Bevölkerung Guayana's und zwar zunächst zu den Mischlingen von Weissen und Farbigen über.

Diese Mischlinge lassen sich am Besten in zwei Klassen theilen: in die, welche sich europäisch, und in die, welche sich nach Landessitte kleiden.

Hierbei ist nun weniger Ueberlieferung und Sitte, oder gar der grössere oder geringere Prozentsatz farbigen Blutes in den Adern der Betreffenden, sondern vor Allem die Geldfrage, zuweilen auch die soziale Stellung, entscheidend.

Ich habe die in unzählige Mal gewaschene bunte Fähnchen nach europäischer Art gekleideten Kinder der niederen, nur schlecht bezahlten Beamten u. s. w. oft bedauert, wenn sie Morgens in schlecht gestopften Strümpfen, in Stiefelehen, die entweder zu eng oder zu weit, deren einst hohe Absätze aber ausnahmslos schief getreten waren, zur Schule pilgerten. Wie viel natürlicher und gesunder sahen dagegen die meist auch noch nicht dem Kindesalter entwachsenen Neger- oder Kulimädchen aus, die dem „Creolen-Fräulein“ die Schulbücher oder Schiefertafel nachtrugen, deren freie Bewegungen aber weder durch

¹⁾ An anderer Stelle wird Verf. näher auf diese Verhältnisse eingehen. Nach den Verträgen mussten diese Flüchtlinge wieder an Frankreich ausgeliefert werden; das geschieht aber nur in den seltensten Fällen.

Schnürleibchen, unpraktische Hüte, noch gar durch Schuhe und Strümpfe gehindert waren.

Das Leben dieser Half-castes, deren einziger Stolz darin besteht, sich fälschlich „Creolen“¹⁾ zu nennen, ist meist ein sehr erbärmliches. Auf ihrem Tisch erscheinen täglich, Morgens, Mittags und Abends Bananen, roh, gebacken, geröstet, gekocht oder gestampft in Form des beliebten „tomtom“; Stockfisch und zuweilen Speck, dagegen nur sehr selten frisches Fleisch oder Geflügel. Verachtet von den Weissen (zumal in Demerára und Westindien), dabei selbst die Neger verachtend, ihre Väter oder Mütter verläugnend, führen sie ein trauriges Dasein. Näher auf diese Verhältnisse einzugehen, liegt nicht im Rahmen dieser Arbeit. Man kann diese Leute, die nichts anderes verschuldet haben, als dass sie, meist gegen den Wunsch ihrer Eltern, zur Welt gekommen sind, nur bedauern.

Auch diese Mischlinge werden der grösseren Mehrheit nach in der zweiten Generation wieder dunkler wie ihre Eltern. Wir können einen analogen Vorgang bei uns beobachten. Bei Heirathen zwischen Christen und Juden werden die Kinder mehr oder minder (meist aber ersteres) den jüdischen Typus beibehalten. Heirathen solche Kinder nun wieder jüdische Mischlinge, so werden die Enkel und Urenkel bald wieder zu reinen Juden. Von einem Aufgehen der Juden in die arische Rasse kann eben so wenig die Rede sein, wie von einer Verschmelzung der Neger mit den Weissen. Das Blut der Neger und Juden geht nicht in dem der Europäer und Christen auf, sondern die Nachkommen werden wieder Neger oder Juden. Der Neger ist schwarz, der Europäer weiss. Ebenso wenig wie es vom wissenschaftlichen Standpunkt aus jemals einen schwarzen Europäer oder einen weissen Neger geben wird, ebenso wenig werden wir jemals von semitischen Ariern oder von arischen Juden reden können. Der Neger bleibt schwarz — der Jude, gleichviel ob seit Generationen getauft, geadelt, gegrabt u. s. w. — Jude.

So werden auch die Enkel oder Urenkel der besprochenen half-castes, selbst wenn sie zuweilen direkt oder indirekt, also durch Vermischung mit Weissen oder Mulatten, frisches europäisches Blut in sich aufnehmen, abgesehen von gelegentlichen Rückfällen, zum Schluss wieder sämmtlich zu Negern. Die Beweise hierfür finden wir heute zumal auf Haiti. —

Wollte ich nun auf eine, wenn auch nur oberflächliche, Schilderung der Sitten und Gebräuche, der Trachten und Anschauungen der Neger Guayana's eingehen, so würde diese Skizze den Umfang eines Buchs erreichen, ohne dass dem Leser, der sich schon mit diesem Stoff beschäftigt hat, gerade viel Neues geboten würde.

Ich will mich darum nur kurz über die Negerbevölkerung von Surinam äussern.

Da mir der Werth anthropologischer Schädel- u. dgl. Messungen, sofern dieselben nicht von verschiedenen geschulten Beobachtern an vielen Tausenden von Individuen ausgeführt werden, fraglich erscheint, so werde ich mich auf die Sprache und einige Aeusserlichkeiten beschränken.

Weder im Englischen, Holländischen oder Französischen Guayana bildet Englisch, Holländisch oder Französisch die Landessprache, d. h. die Sprache, deren sich die Eingeborenen — abgesehen von den Indianern, die hier nicht berücksichtigt werden können — unter einander

¹⁾ Unter „Creolen“ hat man bekanntlich nur die in den Kolonien geborenen weissen Kinder europäischer Einwanderer zu verstehen.

bedienen, noch die, in welcher der Europäer mit den Eingeborenen verkehrt. Englisch und Französisch wird zwar in Demerara und Cayenne nicht nur von den Negern, sondern auch von Indianern, Kulis und Buschnegern vielfach verstanden und oft mit ganz richtiger, die Eigenart der Sprache (z. B. die Nasallaute, das Singen beim Sprechen) häufig über-treibender Aussprache gesprochen, in Surinam dagegen sprechen und verstehen nur Neger, welche Schulbildung genossen haben, Holländisch. Am Maroni kam ich bei den Buschnegern des französischen Ufers ganz gut mit Französisch durch, wenngleich mehrfach falsch angebrachte „oui“ oder „non“ es merken liessen, dass die Leute den Sinn meiner Worte mehr errathen, wie verstanden; von den holländischen Buschnegern sprach und verstand kein Einziger Holländisch.

In Französisch Guayana und den in französischem Besitz verbliebenen westindischen Inseln hat sich das sogenannte Creolen-Französisch gebildet, das aber jetzt nach Aufhebung der Sklaverei wiederum dem reinen Französisch zu weichen beginnt. Dies „Créole“ (oder vielmehr „Quéole“) ist sehr schwer zu erlernen. Wer versteht z. B. folgende Redensart: „C'est bon khè crabe qui lacaue y pa ni tête“, zumal wenn dieselbe rasch ausgesprochen wird?¹⁾

Auf den Englischen (ebenso wie auf den Dänischen) Westindischen Inseln entstand während deren Glanzperiode das ganz merkwürdige „Papaminto“, das mit den Sklaven nach der Küste des Festlandes wanderte, indes hier nie festen Fuss fasste. Heute reden die Engländer in Guayana mit den Indischen Kulis Hindustanisch oder Tamyl und geben sich nicht die Mühe, auch noch die westindische Sprache des freien Negers zu erlernen, wodurch dieser wiederum gezwungen wird, seine englischen Sprachkenntnisse zu erweitern. Das Ergebniss dieser Anstrengung ist nun ein ungemein komisches „Englisch“, wie folgende Beispiele (Sprüchwörter) beweisen mögen:

„If fool no day, cunning man no lib“. (Wenn es keine Dummköpfe gäbe, könnten die Schlauberger nicht leben); „Puss dead, ratta tek him kin mek bag“ (Wenn die Katze todt ist, machen die Ratten einen Sack aus ihrem Fell). „When dainty lady lib well him tek pin to eat peas“ (Ganz vornehme Damen essen Erbsen mit der Stecknadel). —

Ebenso eigenthümlich wie „Papaminto“ ist die Sprache der Surinamer, das sogenannte „Taki-taki“ (von engl. „talk“) oder „Ningretongo“ („Neger-Zunge“) „Neger-Englisch“. Die Grundlage des Taki-taki bildet das von den Negersklaven zur Zeit, als auch das heutige Surinam unter englischer Herrschaft stand, erlernte Englisch, das mit einer Unzahl portugiesischer, holländischer, deutscher und einigen wenigen afrikanischen Brocken versetzt ist. Dieses merkwürdige Sprachengemengsel ist von den Herrnhuter Missionaren, die seit langen Jahren in Surinam ansässig sind und dort wohlverdientes hohes Ansehen geniessen, zur Schriftsprache erhoben worden. Taki-taki ist die Surinam'sche Landessprache; es ist auch die einzige Sprache, welche die Buschneger heute reden und verstehen.

Die Herrnhuter haben das N. Testament und die Psalmen in Taki-taki übersetzt („Da nju testament vo wi masra²⁾ en helpman Jesus Kristus nanga³⁾ da buku vo dem psalm

¹⁾ „C'est le bon coeur du crabe qui est la cause qu'il n'a pas de tête“, (ungefähr: „Man bringt es nicht weit, wenn man sich Alles gefallen lässt“).

²⁾ „masra“ = „master“.

³⁾ „nanga“ = „and“ ist eines der wenigen afrikanischen Wörter, welche die Neger beibehalten haben.

vo David")¹⁾, eine Neger-Englische Grammatik²⁾, ein Wörterbuch³⁾, sowie viele kleinere Schriften herausgegeben; sie predigen und beten in dieser Sprache, und wenn die Negerkinder in den Schulen der Herrnhuter Holländisch lernen, so wird ihnen diese, wie jede andere fremde Sprache, vermittelt Taki-taki beigebracht.

Dies Negerenglisch ist durchaus nicht leicht zu erlernen oder zu verstehen.

Bei „verstehen“ denke ich gar nicht etwa an die Möglichkeit, dem Gespräche zweier oder mehrerer Neger oder gar Negerinnen folgen zu können, sondern an die Schwierigkeit, auch nur den Sinn einiger geschriebenen Worte zu erfassen, trotzdem man weiss, dass dieselben entweder englisch, holländisch oder deutsch sein müssen. Das für die Negerzunge zugeschnittene Deutsch wurde durch die Herrnhuter eingeführt, die bei ihren Uebersetzungen entweder gezwungen waren, auch die abstraktesten Begriffe in irgend einen, dem Neger verständlichen banalen Ausdruck zu übertragen, oder aber dafür ein deutsches bzw. holländisches Wort einzuführen. Ich erinnere mich, längere Zeit sinnend vor der kleinen Herrnhuter Kapelle in dem ebenso reizend, wie ungesund am Oberen Surinam gelegenen Bergendaal gestanden zu haben, mich vergeblich bemühend, die Bedeutung der oberhalb der Thür in grossen Buchstaben angemalten Inschrift zu verstehen: „Como olo ini mi hoso“⁴⁾. Redensarten wie: „Aprisima mu grun bifo a repi“⁵⁾ oder „Wan nefi de koti brede a kan koti neki tu“⁶⁾, die einfach deutsch oder englisch, wenn auch in ganz eigenthümlicher Art für die Neger zugestutzt sind, klingen, bevor man ihren Sinn erfasst hat, gelinde gesagt, doch entschieden wie Volapük⁷⁾.

Ich kann es darum einem französischen Reisenden, der vor Kurzem die Surinamer Buschneger am Oberen Maroni besuchte, und dessen schöne oder praktische Hemdenknöpfchen anscheinend vielfach Bewunderung hervorriefen, nicht Uebel nehmen, wenn er, von der Voraussetzung ausgehend, dass diese Schwarzen irgend einen afrikanischen, oder wenigstens amerikanischen Dialekt sprachen, erstaunt ausruft „Welch merkwürdige Sprache die Leute hier reden!": *ils appellent mes boutons de chemise* — „hempi knopu“!

Unmöglich ist es, einem Neger in Guayana den Unterschied von R und L beizubringen; er hört ihn wohl, er kann auch beide Konsonanten ganz gut aussprechen, dennoch aber verwechselt er sie, man kann sagen, systematisch. Wir störten einmal vor dem Postamt in Paramaribo eine ausserordentlich grosse und schöne Schlange im Mittagschlaf; das prächtige Thier flüchtete durch einen Graben in den gegenüber gelegenen Garten des Gouverneurs. „Wie heisst die Schlange?“ frugen wir. „Leditere“ lautete die Antwort der Neger, die uns

¹⁾ London 1888. Bible Society. ²⁾ Bautzen. 1854.

³⁾ ed. WULLSCHLÄGEL. Löbau 1856.

⁴⁾ „Kommt Alle in mein Haus“ (engl.: Come all into my house).

⁵⁾ Deutsch: „Eine Apfelsine muss grün (sein) bevor sie reif (ist)“.

⁶⁾ Engl.: „One knife that cuts bread, that can cut neck too“. (Ein Messer, das Brod schneidet, kann auch einen Hals abschneiden).

⁷⁾ Vielleicht interessirt den Leser noch die Uebersetzung des vierten Gebots in Negerenglisch: „Ju (du) mu respekci ju tata en mama, vo (damit) ju finni (endigest) bun (gut), en vo ju liebi langa na grantapo (Welt, Erde).“

Eine grosse Sammlung negerenglischer Sprichwörter findet sich in dem Prachtwerk des Prinzen ROLAND BONAPARTE: „Les Habitants de Suriname“. Paris 1884. —

Die Namen der beiden oben erwähnten Arten des Spanischen Pfeffers in Negerenglisch sind für die Sprache und für die Neger überhaupt so charakteristisch, dass ich mir nicht versagen kann, dieselben hier anzuführen:

Die grossen, glänzend rothen, säbelförmigen Schoten des Capsicum heissen „Dagu (Hund) Pipi“; die kleinen, dunklen, wenige Centimeter langen Früchte: „Rata (Ratten) Caca“.

versicherten, dass das grosse Reptil Menschen durchaus ungefährlich sei. Was bedeutet „Leditere“? Muss das Wort vielleicht „Lady Tere“ geschrieben werden? Wer war Sir oder Lord Tere?

Von Kennern der Landessprache erfuhren wir bald, dass diese Schlange „Rothschwanz“, englisch „Red-tail“ hiess, deren Anfangs- und Endbuchstaben von den Negern in gewohnter Weise verwechselt werden; hiesse die Schlange auf Englisch „led-tair“ so würden die Neger sie sicher „redi tele“ nennen. Jedem Endkonsonanten eines Fremdworts wird gern irgend ein Vokal angehängt.

Ein Freund von uns, Herr BLAU, wurde von den Negern fortwährend Mijñheer BRRAU genannt; ein Herr RUYs, der, um der Gefahr zu entgehen, stets als „Herr LÄus“ angeredet zu werden, seinen Namen selbst mit einem „L“ als „LUys“ aussprach, hatte die Genugthuung, denselben immer richtig als Mijñheer „RUYs“ aus dem Munde der Neger zu vernehmen.

Zum Schluss möchte ich noch die üblichen Namen der Sonn- und Wochentage in Negerenglisch anführen, weil dieselben von einigen Reisenden nicht richtig verstanden worden sind. So schreibt einer der letztern: „die Surinamer Neger, auch die Buschneger gebrauchen 14 verschiedene Bezeichnungen für die 7 Tage der Woche, davon sind 7 männlich, 7 weiblich“. Das ist nun nicht richtig; die Sache hängt folgendermassen zusammen:

Die importirten Sklaven befreundeten sich rasch mit der christlichen Zeitrechnung nach Wochen und Monaten, da sie an den Sonntagen für ihre Herren nicht zu arbeiten brauchten, sondern an denselben ihre eigenen Kostgärten und Felder besorgen durften. Sie lebten sich also in den christlichen Kalender ein. Wie nun in Europa die Katholiken ihre Kinder auf den Namen des oder der Kalenderheiligen, an deren jährlich wiederkehrendem Tage sie zur Welt gekommen sind, zu taufen pflegen, so benannten die Sklaven ihre Sprösslinge nach dem betreffenden Tage der Woche. Für diese mussten dann naturgemäss zwei Namen, ein männlicher und ein weiblicher Taufname erfunden oder festgesetzt werden, geradeso wie bei den Katholiken an jedem Tage des Jahrs ein Heiliger und eine Heilige ihren „Namenstag“ feiern.

Diese Wörter oder Namen wählten sich die Neger aus ihren heimathlichen afrikanischen Sprachen oder Dialekten, und zwar dieselben, mit denen auch heute diejenigen Neger der Westküste Afrika's, welche unter mohammedanischem oder christlichem Einfluss stehen, oder die überhaupt mit Europäern in Berührung kommen, die sieben Tage der Woche bezeichnen.

Die Namen dieser Tage, ebenso also die der an den betreffenden Tagen Geborenen, lauten bei den Negern und Buschnegern Surinams wie folgt:

	Männlich.	Weiblich.
Sonntag	Kwasi.	Kwasiba.
Montag.	Kodjo.	Adjuba.
Dienstag	Kwamina (Kwamin).	Abeniba ¹⁾ .
Mittwoch	Kwaku.	Akuba.
Donnerstag	Jao (Jau).	Jaba.
Freitag.	Kofi.	Afiba.
Sonnabend	Kwami, (Kwamina, Akado).	Amba.

¹⁾ „Abenita“ bei Prinz BONAPARTE ist wohl ein Druckfehler.

Von den Mährischen Brüdern, den Herrnhuter Missionaren wurden nachstehende Bezeichnungen für die Wochentage eingeführt:

Sondei, Mundeï, Tu-dei-wroko (Zweiter Arbeitstag)
Dri-dei-wroko, Fo-dei-wroko, Vrijdag, Satra.

Auf diese Namen wird aber Niemand getauft; bei der Taufe erhalten Kinder und Erwachsene europäisch-christliche Namen.

Die obigen Bezeichnungen sind nun zweifellos afrikanischen Ursprungs; den Beweis für diese Behauptung verdanke ich Herrn Dr. STAUDINGER. In dem Werk von A. B. ELLIS: „The *Tshi*¹⁾ - Speaking Peoples of the Gold Coast of West Africa“ sind S. 219 die an der Westküste Afrika's üblichen männlichen und weiblichen Bezeichnungen für die Tage der mohammedanischen oder christlichen Woche angegeben, nach welchen die Kinder benannt werden. Dieselben lauten:

	Männlich.	Weiblich.
Sonntag	Kwasi.	Akwasiba, (Akosua, Aysi).
Montag	Kwadjo.	Adua.
Dienstag	Kwabina (Kobin).	Abena (Araba).
Mittwoch	Kwaku.	Ekua.
Donnerstag	Yow (engl.) (Kwow, Akkar).	Jaba (Aba, Ajaba).
Freitag	Kwofi.	Effunor (Yah).
Sonnabend	Kwami (Kwamina).	Amma (Ameminina).

Ueber die Bedeutung dieser Worte und über den Grund, warum man die Tage und nach ihnen die Kinder so benennt, bin ich heute nicht in der Lage, Zuverlässiges mitzutheilen.

Ausser diesen (immer natürlich abgesehen von den christlich-europäischen) Namen sind aber noch eine Menge anderer Eigennamen, darunter ganz merkwürdige, im Gebrauch — hiervon später. —

Wenn ich jetzt zu einer kurzen Besprechung der Tracht der Farbigen Guayana's übergehe, so möchte ich mich auch hierbei vorzugsweise auf die der Surinam-Neger bzw. Negerinnen und Mulattinnen beschränken, nicht weil dieselbe die schönste, sondern weil sie entschieden die originellste ist.

Während die farbigen Frauen und Mädchen der niederen Klassen in Franz. Guayana, in der eigenartigen Weise der westindischen Inselkreolinen sich oft recht geschmackvoll, dabei aber ebenso geschickt wie anscheinend unbewusst, ihre Reize mehr zeigend, wie verbergend, kleiden, zeigen die derselben Klasse angehörigen Bewohnerinnen von Demerára, ebenso wie die zahlreichen dort lebenden Barbados-Negerinnen viel mehr das Bestreben, ihre wenn auch noch so bescheidene Toilette nach europäischem Geschmack zuzuschneiden. Das farbige Mädchen in Cayenne geht barfuss, es umwindet den Kopf mit einem grellbunten Tuch und hüllt seinen oft sehr schön gewachsenen Körper, abgesehen von einem gestickten, weit ausgeschnittenen Hemde, in einen meist rothen, jedenfalls aber bunten

¹⁾ *Tshi* = Aschanti.

Kattunrock, der wie ein malayischer Sarong dicht unterhalb des Busens durch einen Knoten zusammengeschlungen ist. Die Negerinnen in Demerára dagegen tragen, wenn irgend möglich, Schuhe oder auch Männerstiefel, mit oder ohne Strümpfe, weisse d. h. meist schmutzige Röcke mit Volants besetzt, eben solche Jacken, (darunter leider keinerlei Schnürleib), sowie irgend einen weiblichen oder männlichen Stroh-, bzw. Filzhut. Ein Sonnenschirm ist für sie werthvoller wie ein Hemd oder Taschentuch; der ewige Zigarrenstummel oder die kurze Thonpfeife ziert das Negermäulchen.

Ganz anders dagegen die Negerinnen und Mulattinen in Surinam. Die Tracht derselben ist entschieden eine der merkwürdigsten in der ganzen Welt. Ohne allzugenau auf Einzelheiten einzugehen, kann man sie vielleicht folgendermassen beschreiben:

Eine kokette Negerin schlingt zuerst ein buntes, kaum bis zu den Knien reichendes Stück Kattun um die Hüften. Es ist dies „pantje“ (von portug. „panno“), eine Erinnerung an die Sklavenszeit, von der die jetzigen Trägerinnen allerdings keine Ahnung mehr haben. Nur mit diesem Panno bekleidet kamen ihre Gross- oder Urgrossmütter von Westafrika nach der Küste Guayana's, und bis auf den heutigen Tag ist das Panno das einzige Kleidungsstück der Buschnegerinnen geblieben¹⁾.

Dem Panno folgen ein nicht sehr hoch reichendes Hemd, und diesem ein, zwei oder, je nach der Jahreszeit oder den Vermögensverhältnissen, gar drei sehr steif gestärkte Unterröcke. Dieselben müssen kreisrund vom Körper abstehen. Ueber diesen jetzt schon ganz eigenthümlichen Bau wird nun ein Kattun-Rock in den grellsten, verrücktesten Farben und Mustern angelegt, wie er nur der Negerphantasie entsprechen kann. Der Oberkörper huscht dann mit aller Vorsicht, um ja Nichts zu zerknittern, in eine weite, ebenso wie der Rock Pappdeckel-gleich gestärkte Jacke, von deren Rückseite zwei steife „plissirte“ weisse Bänder, die aber nie zum Zubinden der Jacke benutzt werden, herunterhängen bzw. abstehen. Der Kopf wird durch ein buntes, um die Schläfen geschlungenes, oft mit Spitzen garnirtes, steif gestärktes Kattuntuch geschmückt, dessen Aufbau den Damen oder deren Freundinnen stundenlange Mühe und Arbeit verursacht. In letzterer Kunst leisten die Surinamerinnen oft geradezu Erstaunliches.

Das Schwerste kommt aber erst jetzt.

Der Rock, der wie gesagt, so hart wie Pappdeckel gestärkt ist, muss nach den Regeln der Mode mindestens $\frac{1}{2}$ oder 1 Meter länger sein, wie es die Figur der betreffenden Neger-schönheit nach europäischen Begriffen — eine Schleppe eingeschlossen — verlangen würde. Dieser Rock wird nun vorne und rund um die Hüften emporgezogen; man bildet einen rings um die Taille laufenden, weit abstehenden Wulst, der durch ein ebenfalls steifes buntes Tuch so um die Hüften befestigt wird, dass der hintere Zipfel des Letzteren sich gerade mit der Mittellinie der Rückseite deckt.

In dieses Hüftentuch wird dann ein riesiges buntfarbiges, gestärktes, Taschentuch eingeklemmt; hochelegante Damen hüllen ihre Schultern bei festlichen Gelegenheiten ausserdem noch in ganz starr abstehende, zu Dreiecken gefaltene und gebügelte Kattuntücher, die bis zur Hüfte reichen; dann endlich ist die Toilette fertig.

Ich habe viel Merkwürdiges in der Welt gesehen, nie aber solch eine verrückte

¹⁾ Aehnliches fand ich an der afrikanischen Ostküste. Als es mir in Moçambique nach vielem und langem Zureden glückte, eine junge Negerin zu veranlassen, sich zu entkleiden, um sie im Naturzustand zu photographiren, bemerkte ich zu meiner Ueberraschung, dass sie unter ihrer, wenn auch bescheidenen, portugiesisch-afrikanischen Bekleidung den echt afrikanischen Perlschurz beibehalten hatte.

Tracht¹⁾. Der untere Durchmesser der steif abstehenden Bekleidung beträgt vielleicht zwei, der obere ein Meter.

Die Arme werden vom Körper abgestreckt, weil die geringste Bewegung den schönen Stärke- und Kattunbau zerstören könnte; dennoch sind die so steifen Trägerinnen dieses sonderlichen Kostüms die vergnügtesten und für jeden kleinen Scherz dankbarsten Geschöpfe. —

Einen noch viel komischeren Eindruck wie die Frauen und erwachsenen Mädchen machen die Kinder. In ihren weissen, ringsum weit abstehenden Kattunkleidchen, barfuss, mit riesigem Kopfputz, anscheinend ernst, und auf das Aengstlichste darauf bedacht, ihr schönes Kleid nicht zu zerknittern, bieten sie wirklich ein herzlich und dabei herzig drolliges Bild. Dieser allgemeine Eindruck wird noch erhöht, wenn die dusky beauties irgend einen Gegenstand auf dem Kopf tragen, da sie dann auch gezwungen sind, letzteren und den Hals steif und still zu halten. Sie erinnern so vollkommen an Marionetten. Neger und Negerinnen tragen irgendwelche Gegenstände ausschliesslich auf dem Kopf, nicht etwa nur Körbe, Wasserkrüge oder Bananenbündel, sondern auch ihren Regenschirm, eine kleine Arzneiflasche, selbst ein Ei. —

Früher, zur Zeit der Sklaverei, mussten sämtliche Negerkinder allabendlich bei Sonnenuntergang unter Leitung einer alten Wärterin, der sogenannten „Creolen-Mama“ in Reih und Glied vor der Plantage antreten. Der Besitzer oder dessen Vertreter frug dann: „Na, seid Ihr satt? Habt Ihr genug zu essen bekommen?“ Die einstimmige Antwort musste lauten: „Ja, Masera“ („Master“) wobei die sämtlichen, selbstverständlich nackten, Kinder im Takt dreimal mit der Rechten sich auf den von „Tomtom,“ (gestampften gekochten Bananen), rundgewölbten Bauch klatschten. Mit den Worten „dann geht schlafen“ wurde die junge Bande entlassen, wobei die Mädchen ihren „Knix“, die Buben den „Kratzfuss“ auszuführen hatten.

Der Knix, diese gefällige Art des Grüssens und Dankens, die heute noch in Europa Sitte ist, hat sich auch bei den Negerinnen in Surinam, ebenso wie z. B. in den portugiesisch-afrikanischen Kolonien erhalten; den Kratzfuss fand ich nur noch in Surinam. Zumal ältere Neger, die ihren Dank aussprechen wollten, kratzten mit dem linken Fuss nach hinten über den Boden und schlugen sich dabei mit der flachen rechten Hand ins Genick.²⁾

Um noch einmal auf das Kopftuch der Negerinnen zurück zu kommen, so haben die verschiedenen Farben und die Arten, in denen dasselbe gestärkt, gebunden und getragen wird, jede ihre besondere Bedeutung, auf die wir aber nicht näher eingehen können. Bei Begräbnissen und zum Zeichen tiefer Trauer erscheinen Mädchen und Frauen ganz in Weiss gekleidet; das weisse Kopftuch wird einfach und flach um den Kopf gewunden, so dass die Ohren ganz oder theilweise verdeckt sind. Aus der Art, wie solch ein Kopftuch geschlungen wird, kann der Kenner sehen, ob die Betreffende ihren Vater, Gatten, Bruder, Sohn usw. betrauert. Auch bei den Streitigkeiten, die bei den zungenfertigen und strammen Negerinnen sehr leicht in Handgreiflichkeiten übergehen, spielt das Kopftuch eine Rolle: zum Zeichen der Herausforderung wird dasselbe herumgedreht, so dass die sonst im Nacken prangende Schleife über die Stirn emporragt. Dann saust allerdings meist auch sofort von der anderen Seite eine Ohrfeige herüber. Ich hatte oft von dem

¹⁾ Vgl. die Photographien 1. u. 3. auf Tafel V.

²⁾ Dieser Kratzfuss wird wohl eine Relikte des früheren Niederknieens oder der afrikanischen Sitte sein, sich vor einem Höheren auf den Boden zu werfen.

Fenster meiner Wohnung aus Gelegenheit, solche trojanischen Kämpfe à la Fille de Mme. Ansoor zu beobachten, bei denen stets ein Lärm und Gekreischn entwickelt wurde, dass an Ruhe oder Arbeit nicht zu denken war. Da zanken sich vielleicht erst zwei Mädchen über irgend etwas: über den Werth ihres gemeinschaftlichen Anbeters, oder um eine gefundene Frucht, oder wegen eines entflohenen Papageis. Gleich wird sich eine Corona von mitfühlenden Seelen um sie versammeln — es giebt in Paramaribo ungemein viele Menschen, die Nichts zu thun haben, — die sich sofort mit lauter Stimme und heftigen Bewegungen an der Debatte betheiligen und eine der beiden Parteien begünstigen. Mit dem wachsenden Kreis der Zuhörer nimmt auch die Aufregung der beiden Vorkämpferinnen zu. Da fliegen Liebenswürdigkeiten hin und her, deren Wiedergabe einfach unmöglich ist; selbst der gute Ruf der Urgrossmütter wird nicht geschont; bei jedem Worthieb, der gesessen, bricht die Versammlung in lautes Gebrüll aus, alle klatschen in die Hände und tanzen wie besessen herum. Die erregte und dabei bleiche Negerin (Neger können ebenso erbleichen und erröthen, wie Weisse) sieht sich stolz und wüthend, halb lachend, halb weinend, im Kreise um, als wollte sie sagen: „Der habe ich es aber gegeben!“ Da ändert sich das Bild. Lautlose Stille tritt ein. Eine der Gegnerinnen hat ihr Kopftuch umgedreht! Wie zwei Kampfhähne, wie zwei um ihre Jungen kämpfenden Tigerinnen stehen die beiden Streitenden einander gegenüber. Dann ein Schrei! Klatsch! Klatsch! Kurzes Handgefecht, furchtbarer Lärm, und zur Rechten und zur Linken sieht man eine weinende, mit den Händen in der Luft herumfuchtelnde, die ihr widerfahrene Unbill laut gen Himmel verkündende, streitbare Maid von ihren Freundinnen vom Kampfplatz mit Gewalt oder durch Zureden nach Hause geleitet.

Damit ist die Sache aber noch lange nicht erledigt. Auch die Zuschauerinnen sind inzwischen warm geworden; Parteien haben sich gebildet, obwohl Niemand weiss, um was es sich bei dem Krakehl überhaupt handelte; man wiederholt die gefallen Aeusserungen; man wird persönlich, heftig, wüthend, und binnen wenigen Minuten wird unter gellendem Geschrei wieder ein Kopftuch umgedreht und wiederum Einzelgefecht zu Fuss geübt. So kann es stundenlang fortgehen, bis irgend ein Negerpolizist der Sache dadurch ein Ende macht, dass er die ganze Gesellschaft mit einigen wohlmeinenden Fusstritten aus einander treibt. —

Diese schwarzen Polizisten sind mit einer beträchtlichen Menge praktischen Humors versehen.

Ich beobachtete einmal mehrere schwarze Strassenjungen, die mit vielem Eifer und Erfolg dem Sport oblagen, halbreife Mangos mit Steinen von den hohen Bäumen des Kirchplatzes in Paramaribo herabzuwerfen. Solch frevelhaftes Vergehen ist durch mehrere Gesetzes- und Polizeiverordnungs-Paragraphen streng verboten. Ein weiterer Zeuge des Vorgangs war ein schwarzer Polizist, der der Sache weiter keine Aufmerksamkeit zu schenken schien. Sämmtliche Neger besitzen ein ausserordentliches Geschick im Werfen; sie treffen die kleinsten Gegenstände auf grosse Entfernungen mit beinahe unfehlbarer Sicherheit. Ich habe das oft beobachtet. So hatten auch meine Strassenjungen in wenigen Minuten eine beträchtliche Menge der leckeren Früchte erobert und schickten sich eben an, ihren Raub in Sicherheit zu bringen, als die schwarze Hand des Verhängnisses, die diesmal dem Polizisten angehörte, sie — ich hätte beinahe gesagt am Kragen, einen solchen besaßen sie aber nicht — an den Ohren ergriff, um die laut um Gnade und Erbarmen Flehenden scheinbar nach dem Gefängniss abzuführen. Der Mann war aber nicht unbittlich. Er

konfiszierte die gestohlenen Früchte, hockte nach Negerart nieder, und liess dann, während die jugendlichen Diebe schleunigst das Weite suchten, die süssen Corpora delicti mit der grössten Seelenruhe in sein unergründliches Innere verschwinden. —

Die Neger in Guayana, lieben es ebenso wie alle Neger in der Welt, sich mit Bekannten, die ihnen auf der Strasse begegnen, weiter zu unterhalten, auch wenn dieselben längst an ihnen vorübergegangen sind, ohne sich dabei umzudrehen. Dem Europäer fällt diese Sitte aber immer wieder aufs Neue auf, wenn er z. B. einen Neger auf der Strasse trifft, der mit einem unsittlichen Wesen eine laute, anscheinend ungemein lustige Unterhaltung führt. Man ist im Anfang stets geneigt, solchen Menschen für verrückt oder betrunken zu halten, besonders, wenn derselbe, wahrscheinlich nach irgend einem guten Witz, plötzlich stehen bleibt, sich den Bauch hält und in ein Gelächter ausbricht, wie es nur dem Neger zur Verfügung steht. 30 Schritte hinter unserm Individuum, aber in entgegengesetzter Richtung wandernd, werden wir dann einen zweiten Neger in ganz derselben Stellung und Stimmung entdecken. Beide unterhalten sich köstlich, ohne sich dabei anzusehen. —

Auch die grosse Liebhaberei für Musik, zumal für Trommeln, theilen die Surinamer Neger mit ihren übrigen schwarzen Brüdern und Schwestern. Wenn in Paramaribo eine kleine Abtheilung Soldaten mit einem einzigen Trommler an der Spitze durch die Strassen marschirte, tanzten sicher ein Dutzend erwachsener Negerinnen mit derselben Hingabe und Freude vor dem „Musikanten“ her, wie etwa bei uns kleine Kinder beim Aufziehen der Hauptwache oder ähnlichen Gelegenheiten. —

Reinlich sind die zivilisirten Neger in Guayana durchaus nicht. In Georgetown-Demerára suchen die Engländer durch öffentliche Gratis-Bäder die Leute an körperliche Reinlichkeit zu gewöhnen; in Surinam bekümmert sich die Regierung hierum, wie um so manches Andere, gar nicht. In dem sonst recht gut eingerichteten, dicht, wenn auch ziemlich hoch, am Surinamfluss gelegenen Fort Zelandia in Paramaribo, das zugleich als Kaserne und Gefängniss dient, war weder den Sträflingen, noch den Soldaten irgend eine Gelegenheit geboten, in dem herrlichen Strom zu baden. Wollte sich ein Soldat diesen, der Regierung anscheinend unverständlichen Genuss oben im Fort verschaffen, so musste er sich selbst das Wasser in Eimern aus dem Fluss holen (die Sträflinge zu dieser Arbeit zu verwenden, war den Offizieren nicht gestattet) und konnte sich dann in einem schmutzigen Verschlag das Wasser über den Kopf giessen. —

Das sogenannte Badezimmer unseres Hotels in Paramaribo erinnerte mehr an Alles Andere, wie an eine Badestube. Das Wasser musste sich einen Abfluss suchen, wo es ihn fand: Nagel zum Aufhängen von Kleidungsstücken befanden sich nicht an den Wänden, desto mehr zu unbekannten Zwecken auf dem Fussboden.

Der, der holländischen Kolonialregierung gehörige Dampfer „Curaçao“, welcher uns von Demerára nach Paramaribo brachte, war das schmutzigste und verkommenste Schiff, das ich je betreten, und das will Viel sagen. Gewisse Oertlichkeiten, ganz abgehen von einem Bade, waren theils nicht vorhanden, theils in unbeschreiblichem Zustande; es fehlte an Lein-, Tisch- und Handtüchern, dabei war der Passagepreis lächerlich hoch; die Surinamer aber konnten nicht genug die Vorzüge ihres „Curaçao“ preisen, auf dem man sich so recht comfortable im Gegensatz zu den englischen Schiffen fühle.

Man kann also auch von den Negern nicht verlangen, dass sie reinlicher sind wie ihre früheren Herren. Nur auf den Glanz und die Pflege ihrer Zähne legen sie hohen Werth. Hier, wie in Brasilien, oder New Orleans, oder Moçambique, oder Dakar, kaut beinahe

jeder Neger und jede Negerin einen Stengel aus Orangelholz, mit dessen ausgefasertem Ende die prachtvollen Zähne unaufhörlich polirt werden. —

Bezeichnend für die Harmlosigkeit oder Beschränktheit der Neger ist folgende kleine Geschichte, welche mir der Aufseher einer Goldgrube in Surinam erzählte. Der Placer lag in einem von hohen Bergen umgebenen Thal; die Arbeitszeit dauerte vertragsmässig von Sonnenaufgang bis Untergang (mit einer längeren Mittagpause). In den Tropen entspricht dies ungefähr unserer Zeit von 6 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends. Als nun in dem erwähnten Thal die Sonne gegen 4 Uhr hinter den Bergen und damit gleichzeitig hinter dem Negerhorizont verschwand, legten die schwarzen Arbeiter ihre Werkzeuge nieder und kehrten vergnügt über den kurzen Tag in ihre Hütten zurück. Den energischen Widerspruch des Aufsehers betrachteten sie als einen schweren Eingriff in ihre verbrieften Rechte.¹⁾ —

Im persönlichen Verkehr unterhalten sich die Neger in der ihnen eigenen lebhaften, lärmenden Weise. Es ist unnöglich, hier alle Handbewegungen, das Winken, Kopfschütteln, Begrüssen, Abschiednehmen, Drohen, das Schelten und Schimpfen nach und in den verschiedenen spanisch-, englisch-, holländisch-, französisch-, portugiesisch-guayanischen Neger-sitten und Dialekten anzuführen. Als spezifisch surinamisch fiel mir Folgendes auf:

Als Zeichen der Ueberraschung, des Erstaunens und dgl. stossen die Neger (ebenso wie die Buschneger) ein kurzes, tiefes „Oh!“ aus, das, ganz im Gegensatz zu unserm europäischen gedehnten „Oh“, ebenso ausgehustet wird wie etwa das arabische „Ain.“

Um einen missliebigen Menschen anzufahren, einen Hund zu verjagen oder überhaupt Aerger u. dgl. durch einen Laut ohne weitere Worte auszudrücken, wird ein scharfes, tiefes, etwas gedehntes „Juh!“ (negerengl. „Joe“ = „Du“) gebraucht. Der Laut, dessen Bedeutung etwa unserm: „Scheer dich zum Teufel oder —!“ entspricht, ist, trotzdem man ihn auf Schritt und Tritt hört, sehr schwer nachzuahmen.

Will eine Negerin ihre Verachtung ausdrücken, oder etwa einen zudringlichen Liebhaber abweisen, oder eine Nebenbuhlerin ärgern, so sieht sie ihn oder sie von den Füßen bis in die Augen mit einem herausfordernden Blick, der auch etwas verliebt sein kann, an und stösst einen merkwürdigen Zischlaut aus, der dadurch hervorgebracht wird, dass man die Zunge an den rechten oder linken Eckzahn ansaugt und dann langsam wieder zurückzieht. Die betreffende Stelle der Oberlippe wird dabei emporgezogen, so wie es bissige — und auch spielende Hunde thun. Der Laut entspricht dem Zischen der Schlangen; meist ist er aber nicht so böse gemeint. —

Die Mulatten, beinahe ausschliesslich Mischlinge von Weissen und Negerinnen brauchen hier nicht weiter erwähnt zu werden. Die Männer, meist Söhne jüdischer Väter, sind unangenehme, mit den Fehlern und Sünden ihrer Vorfahren väter- und mütterlicherseits reichlich belastete Gesellen. Irgend welche Rolle, etwa eine politische, wie auf dem unglückseligen Haiti—San-Domingo, spielen dieselben in Guayana nirgendwo. Erst in jüngster Zeit haben in der Stadt Cayenne einige Mulatten, welche beträchtliche Vermögen

¹⁾ Mir fiel hierbei eine Stelle aus KENNAN, „Zeltleben in Sibirien“ ein, wo derselbe S. 225 schreibt: „Wenn die sibirischen Eingeborenen gezwungen sind, die ganze Nacht zu reisen, pflegen sie kurz vor Sonnenaufgang Halt zu machen, um ihren Hunden einen Einnachtsort zu gestalten. Sie lagern, wenn ein Hund einschlafte, während es noch dunkel ist und nach einer Stunde im Sonnenschein aufwache, bilde er sich ein, er habe eine volle Nachtruhe genossen und laufe dann den ganzen Tag, ohne an Ermüdung zu denken.“

in den Goldfeldern verdient haben, versucht, sich an die Spitze einer gewissen Bewegung zu setzen, die auf Haïti einst ihre blutigen Orgien feierte, und die sich auch auf den französischen westindischen Inseln zu regen beginnt, deren Wahlspruch man in die Worte zusammenfassen kann: „Cayenne pour les Cayennais,” d. h. für die Mulatten. Dieselben werden wohl demnächst auch verlangen, einen, natürlich schwarzen, Abgeordneten in die Deputirtenkammer nach Paris zu entsenden, wo Franz. Guayana bis heute noch nicht vertreten ist. Ueber diese Bewegung sind kürzlich interessante Arbeiten aus berufenen französischen Federn veröffentlicht worden. Während meines Aufenthalts in Surinam erregte es grosses und berechtigtes Aufsehen, dass der Gouverneur von Französisch Guayana, GERVILLE-RÉACHE, der seinen holländischen Kollegen in Paramaribo besuchte, ein auf Guadeloupe geborener Farbiger war.

Die Mulattinnen Surinams unterscheiden sich äusserlich wenig von den Negerinnen; sie sind meist hübscher, eitler, und besser gekleidet, wie letztere. Jede Mulattin lässt sich auf beide Wangen, da, wo europäische Damen einst ihre Schönheitspflasterchen trugen, einen kleinen, runden, blauschwarzen Fleck tätowiren. Alle geben sich ungeheure Mühe, ihr immerhin noch widerspenstiges, krauses Haar mit Hülfe von Brenneisen und Kokosnusspomade in eine, der europäischen oder wenigstens westindischen, Mode entsprechende Haartracht einzuzwängen. Reizend als Kinder und heranblühende Jungfrauen, werden sie früh alt und fett.

In Demerára (ebenso auf Barbados), kleiden sich die Mulatten mit Vorliebe nach europäischer Weise. Ich wohnte in Georgetown als Zuschauer der Hochzeit einer „coloured lady”, mit eben solchem „gentleman” bei, zu welcher alle Freunde und Verwandte, ganz gegen die sonstige englische Sitte, bei hellem Tage in Abendtoilette erschienen waren: Die schwarzbraune Braut in weissem Atlas mit Schleier und Myrthenkranz, hinter ihr die etwas vorzeitig das Licht der Welt erblickt habenden Töchterlein, ungefähr 5 Stück, darunter ein recht hübscher und schon sehr entwickelter café-au-lait-farbiger Backfisch in hellblauer Seide. Letzterem war leider einer der ungewohnten Strümpfe bis auf die Knöchel herabgefallen, so dass der Unschuldengel in seinem kurzen Kleidchen den Eindruck machte, als habe er ein braunes und ein blaues Bein. Der Gatte, frisch vom modernsten Frack-Verleih-Institut eingekleidet, mit prähistorischem Zylinderhut, eine grosse Blume im Knopfloch; dahinter die Gäste, Alle in „full dress”. Die Vorliebe der Farbigen für grelle, schreiende Farben ist bekannt; man muss aber eine Mulattenhochzeit gesehen haben, um zu verstehen, warum europäische Fabrikanten manche Seidenstoffe, wie etwa knallgelbe mit tiefgrünen Zeichnungen, oder hellgrüne mit dunkelblauen Blumenmustern, die wir auf Ausstellungen sehen können, überhaupt anfertigen.

Wie viel angenehmer berührt da unser Auge die, wenn[¹]auch für uns komische, so doch originelle Surinamsche Kattuntracht! —

Die seltenen Mischlinge von Negern und Indianerinnen (andere dürfte es wohl kaum geben), die in Surinam „Karbugers”, in Franz. Guayana „Cabougles”, in Demerára „Kobungru” genannt werden, sind noch viel widerwärtiger wie die Mulatten¹⁾. Auch der Kapitän des oben erwähnten erbärmlichen surinam’schen Küstendampfers „Curaçao”, war trotz seines schönen holländischen Namens VAN WILDEN, ein Karbuger, vielleicht hatte er auch nebenbei noch jüdisches Blut in seinen Adern. Er war ein würdiger Vertreter

¹⁾ Die dritte Person (vom rechten Flügel gerechnet), hinter dem Kinde, auf N^o. 4 Tafel VII ist eine Karbugerin.

seiner Rasse; wusste er, der seit Jahren ausschliesslich zwischen Georgetown und Paramaribo hin und her dampfte, doch nicht einmal die Entfernung zwischen beiden Häfen in Meilen anzugeben. Der merkwürdige Name „Karbuzer“ stammt wohl von dem portugiesischen „Caboclo“, unter dem man in Brasilien jeden zivilisirten Indianer versteht, während nach Dr. Ehrenreich in Goyaz auch die wilden Eingeborenen so bezeichnet werden. „Caboclo“ heisst nach W. da Fonseca ¹⁾ „kupferfarbig“. Vielleicht dürfte aber umgekehrt die Bedeutung „kupferfarbig“ für „caboclo“ auf irgend ein amerikanisches Wort zurückzuführen sein.

Was nun die Negerbevölkerung Surinams, also die — nicht mit den Buschnegern zu verwechselnden — Nachkommen der emanzipirten früheren Sklaven im Allgemeinen betrifft, so theilt man dieselbe wohl am Besten in die in, oder dicht bei Paramaribo wohnenden Neger und in die ausserhalb der Hauptstadt, als Arbeiter auf den Plantagen oder Goldwäschen lebenden, ein. Die grössere Mehrzahl der Ersteren bilden kleine Haus- und Grundbesitzer oder solche, die auf einem, oft nur wenige Quadratmeter grossen, gepachteten, Grundstück eine kleine Hütte bewohnen und von dem Ertrage ihre Paar Bananenbäume, Mangos, Kassavepflanzen u. s. w. ihr Dasein fristen.

Dank der gütigen Mutter Natur, liefern in jenem herrlichen Lande diese wenigen Bäume und Stauden, Früchte und Knollen in solch reichlichem Maasse, dass die Neger sich nicht nur von denselben ernähren, sondern immer noch soviel von dem Ertrag ihres Gärtchens oder Güthchens auf dem Markt verkaufen können, um für den Erlös die anderen nöthigsten Lebensmittel, etwas Stockfisch, Speck und selbst Luxusartikel wie Syrup oder Tabak, zu erstehen. Der Neger ist eben der bedürfnissloseste Mensch, so lange er sich die Mittel zu einer einigermassen würdigen Existenz durch Arbeit oder gar regelmässige Arbeit, zu welcher er heute nicht mehr gezwungen werden kann, erst verdienen soll. Die Leute leben einfach „aus der Hand in den Mund“. Verhungern kann in diesen glücklichen Tropengegenden so leicht Niemand; eben so arm, wie der Säugling geboren wird, stirbt der Greis, zufrieden, wenn er wenigstens einmal täglich sein Leben hindurch seinen Magen mit Bananen vollgestopft hat. Wird die Noth wirklich gross, so entschliesst sich der Mann, oder sein Sohn oder die Frau oder Tochter dazu, einmal einen oder auch vielleicht zwei Tage zu arbeiten. Sie verdienen dann ohne viele Mühe soviel, um die sechs übrigen Tage wieder nach Herzenslust faulenzten zu können. Näher kann auf diese Verhältnisse, die sich ja genau so in anderen tropischen Ländern, wie in Brasilien, auf Cuba, in den Südstaaten der Union usw. wiederfinden, hier nicht eingegangen werden. Es sind die unausbleiblichen Folgen der Sklavenbefreiung, gegen die es nur ein Mittel giebt, — die Rückkehr zum Arbeitszwang.

Diesen Druck übt England in Demerara indirekt schon seit langer Zeit auf seine Neger durch eine Kopfsteuer aus, die baar erlegt werden muss, und die den Neger erbarmungslos zwingt, zu arbeiten. Beahlt er seine Steuer nicht, so wird er eingesperrt; als Gefangener muss er tüchtig arbeiten und bekommt dabei wenig Essen und viele Prügel. Weniger Erfolg hatten mit einem ähnlichen Versuch die Holländer in Surinam. Auch sie führten eine Kopfsteuer und zwar eine ziemlich hohe ein: 6 Gulden pro Kopf der männlichen, 3 der weiblichen Negerbevölkerung. Die Reaktion war aber eine unerwartete:

²⁾ Diccionario portatil p. 81.

es fiel den Negern gar nicht ein, diese Steuer zu bezahlen. Als man sie erst auf gütlichem Wege mittelst gedruckter Zahlungsaufforderungen an ihre Ehrenpflicht als holländische Kolonialbürger erinnerte, lachten sie die Steuerbeamten aus und als die Regierung Ernst zu machen schien und mit Pfändung und sonstigen Gewaltmassregeln drohte, da roteteten sich die Neger zusammen und schickten die Gerichtsvollzieher mit blutigen Köpfen nach Hause. Der Gouverneur entsandte ein Bataillon Soldaten nach dem Distrikt, in welchem die grösste Aufregung herrschte (nach dem Para), aber das Bataillon kehrte nach Paramaribo zurück, ohne einen Schuss abgefeuert zu haben, aber auch ohne dass ein einziger Neger seine Steuer bezahlt hatte. Und siehe, die Herren Neger folgten dem tapfern Bataillon auf den Fersen in hellen Haufen nach der Hauptstadt, pfliffen die Soldaten und Offiziere, sogar den kolonialen Finanzminister und den Gouverneur aus, warfen zahlreiche Fensterscheiben ein und nachdem sie mehrere Tage lang die weisse Bevölkerung Paramaribo's „terrorisirt“, mit der schwarzen „fraternisirt“ und überhaupt recht wild und negerpöbelhaft „demonstrirt“ hatten, kehrten sie befriedigt wieder in ihre Heimath zurück — aber Kopfsteuer hatte keiner von ihnen bezahlt. So geschehen im Jahre 1890.

In der Stadt selbst wird die Steuer wohl theilweise erlegt, obgleich im Stadthaus Tausende von Mahnzetteln an allen Wänden hingen, deren Adressat „unbekannt“ oder „nicht zu finden“ war.

Um sich der Arbeit, zu welcher sie die Kopfsteuer zwingt, zu entziehen, laufen Hunderte von Negern in den Urwald oder auf die Goldfelder; als A. X. verschwinden sie, und als B. Y. erscheinen sie plötzlich wieder auf der Bildfläche — wer kann das in dem strassen-, weg- und pfadlosen Surinam kontrolliren, trotz der zahllosen, Papier und Tinte in erstaunlichen Mengen verbrauchenden „Ambtenaren“?

Wird solch ein Missethäter nun wirklich einmal gefasst, so kerkert man ihn in das surinamsche hochnothpeinliche Staatsgefängniss, im Volksmunde „das beste Hotel von Paramaribo“ genannt, ein. Hier, im schon erwähnten Fort Zelandia führt der arme Gefangene drei Tage lang ein herrliches Dasein: die Verpflegung ist ausgezeichnet und sehr reichlich; ¹⁾ die Luft wegen der ausserordentlich dicken Wände kühl und frisch; kein Moskito stört den Schlummer; die Lagerstätte ist sauber und insektenfrei wie das ganze „Hotel“. An Gesellschaft mangelt es nicht; vielleicht entwickelt sich auch eine kleine Flirtation mit einer Leidensgenossin; auf jeden Fall wird gescherzt und gelacht, geraucht, gespielt, sogar gelegentlich etwas gekneipt, kurz man lebt einfach im Negerparadies.

Und die Zwangsarbeit? — Ja, die hätte ich beinahe vergessen! Man begegnet in Paramaribo vielfach kleineren Trupps von Negern, die, langsam durch die Strassen bummelnd, in lauter Unterhaltung die letzten Neuigkeiten besprechen. Die Leute tragen einen Besen, eine Schaufel oder irgend ein anderes Garteninstrument, mit dem sie gelegentlich ein Blatt aus dem Wege kehren, den Rasen glätten, die Strasse ebnen und dergleichen. Das sind die zu dreitägiger Zwangsarbeit verurtheilten renitenten Steuerzahler, die man von den übrigen Negern nur dadurch als solche unterscheiden kann, dass sie von irgend einem verkommenen Negersoldaten oder einem holländischen oder deutschen uniformirten Alkoholisten als einer Art Ehrenwache auf ihren Spaziergängen begleitet werden. —

¹⁾ Ich spreche aus Erfahrung, wenn auch nicht als Gefangener.

Kehren wir aber wieder zu den, ihre Pflichten als Staatsbürger loyal erfüllenden, Negern zurück!

Den Leser, der sich für statistische Mittheilungen interessirt, verweise ich auf den jährlich in Paramaribo (bei Morrungo) erscheinenden „Surinaamsche Almanak“, sowie auf „The British Guiana Directory“, Georgetown (JANBIXE), die eine Menge interessanten Materials enthalten. Hier möchte ich mir nur erlauben, dem Surinamer Almanach v. J. 1890 ein Paar Zahlen zu entnehmen, die sich zwar auf das Jahr 1888 beziehen, die sich aber bis heute kaum wesentlich verschoben haben werden. Die Gesamtbewölkerung Surinams, die (390) holländischen Soldaten und Matrosen, ebenso die Buschneger und Indianer, die noch nicht mit einer Volkszählung beglückt worden sind, nicht mitgerechnet, betrug damals ca. 53600 Einwohner. Von diesen waren über 6000, kleine „Landbouwers“, über 8000, Arbeiter auf den Plantagen und Zuckerfabriken, über 4000 im Innern als Holzhacker oder in den Goldgruben beschäftigt, während über 27000 als „ohne Beruf“ angeführt werden! Mehr wie 18000 derselben lebten allein in Paramaribo, dessen Einwohner auf ca. 28000 (27752 im Jahre 1889) angegeben werden.

Ungefähr 1500 Individuen findet man als „Dienstboden“ verzeichnet, denen ich einige Zeilen widmen muss.

Ich glaube, man kann dieselben, ohne ihnen Unrecht zu thun, als die unbrauchbarsten der Welt bezeichnen. Ich sage absichtlich „unbrauchbarsten“, nicht etwa „schlechtesten“, denn der Charakter des Negers ist meiner Ansicht nach kein schlechter, der Neger ist — natürlich abgesehen von Ausnahmen — kein schlechter Kerl. Er ist nur unsäglich faul, unzuverlässig, bummelig, jeder Verführung zugänglich, mit einem Wort ein unerzogenes und ungezogenes grosses Kind, dem man nicht Vernunft predigen, Begriffe von Ehre oder moralischen Verpflichtungen eintrichtern kann, das aber vernünftiger, praktischer Pädagogik, sofern dieselbe durch die Ruthe unterstützt wird, durchaus zugänglich ist. Die beste Köchin oder der erprobteste Koch, der etwa damit beschäftigt ist, einen theuren Braten für seine Herrschaft zu bereiten, wird denselben ganz zweifellos verbrennen und verderben lassen, ihn einfach vergessen, sobald er z. B. draussen Trommeln oder gar Militärmusik hört. Er (oder sie) wird auf die Strasse stürmen, vor Entzücken in die Hände klatschen, laut kreischend herumspringen und tanzen, kurz sich einfach wie ein Besessener benehmen, und dann, wenn die Musik hinter der nächsten Ecke verklungen ist, mit dem halb bangen, halb seeligen Gefühl etwa eines Jagdhunds der von einer, auf eigene Rechnung unternommenen Hasenjagd, abgehetzt aber doch hoch vergnügt, seines Verbrechens und der verdienten Prügel wohlbewusst, zu seinem Herrn zurückkehrt, sich wieder in seine Küche verfügen. Der Braten ist für ewig verdorben. Man glaube nun nicht, dass der männliche oder weibliche Koch sich über diesen Vorfall aufregen, denselben seiner Herrschaft melden, oder gar für einen neuen Braten sorgen würde. Fällt ihm gar nicht ein. Er wird der weiteren Entwicklung der Dinge mit der grössten Seelenruhe entgegensehen. Die Herrschaft hat vielleicht Gäste, etwa S. Exzellenz den Gouverneur oder einen ihr empfohlenen Fremden mit einem zarten Hinweis auf irgend eine kulinarische Ueberraschung eingeladen — das ist dem Koch vollkommen gleichgültig. Der Hausdiener wird die Suppe auftragen, dann noch ein Paar Gerichte, bis Alles erwartungsvoll dem köstlichen Braten entgegenseht. Es entsteht eine Pause von 5—10—12 Minuten. Die Hausfrau wird unruhig, der Hausherr nervös; den Gästen wird die Spannung peinlich. Endlich fragt der Wirth den steif dastehenden schwarzen Diener, der natürlich ganz genau weiss, was in der Küche

vorgefallen ist: „Wo bleibt der wilde Truthahn?“ Der Diener verschwindet, um nach wenigen Augenblicken mit der Meldung zurückzukehren: „Kein Truthahn heute Abend, Herr!“ „Wieso? Warum nicht?“ Der Diener wird wieder verschwinden und wieder mit derselben stoischen Ruhe melden: „Braten ist verbrannt, Herr“. Wir wollen diese Scene nicht weiter ausführen. Meist endet sie damit, dass der Koch ein Paar wohlverdiente Ohrfeigen erhält, die zwar dem Hausherrn weder Freude machen, noch ihm einen neuen Braten schaffen. Der Koch aber, wenn er ein anständiger Kerl ist, wird seine Strafe entgegennehmen, um Entschuldigung bitten, mehrere Eide schwören und — sich bei der nächsten Gelegenheit genau wieder ebenso benehmen wie heute, oder aber er wird grob, wirft seinem Herrn, ausser unmöglichen Schimpfwörtern, alle möglichen Speisereste und Küchengeräthe an den Kopf, rennt zum nächsten Richter oder Winkeladvokaten und hat dann ganz sicher das Vergnügen, seinen Herrn binnen wenigen Tagen wegen „Misshandlung eines farbigen Dienstboten“ zu einer empfindlichen Geldstrafe verurtheilt zu sehen.

Solch kleine Vorfälle aus dem Zusammenleben von Weissen und Schwarzen verdienen erwähnt zu werden, weil sie bezeichnende Streiflichter auf die heutigen Zustände in früheren Sklavenstaaten im Allgemeinen werfen.

Die farbigen Dienstboten sind dabei durchaus nicht billig: ein Gulden täglich mit freier Kost dürfte das Durchschnittsgehalt eines Dieners in Surinam sein, dessen ganze Thätigkeit sich auf das Reinigen der Kleider und Stiefel seines Herrn und Aufwarten bei Tisch beschränkt.

Unter diesen Umständen ist es begreiflich, dass sich die in der holländischen Kolonie lebenden Europäer und Juden nach wenn auch nicht billigeren, so doch arbeitsamern und besser erzogenen Dienern umsehen. Und diese liefert ihnen die benachbarte englische Kolonie Demerara, sowie das nahe gelegene Barbados. Auch hier ist wieder der erziehende Einfluss der Engländer auf die Neger ein ganz unverkennbarer.

Wenn ein moderner englischer Schriftsteller irgendwo¹⁾ sagt: „Unter allen Westindischen Negern ist der von Barbados (Barbadian) zweifellos der unverschämteste,“ so mag er von seinem englischen Standpunkt aus Recht haben; er kennt eben die Surinamer oder gar die Cayenne-Neger nicht. In Surinam freut sich Jedermann, wenn er einen männlichen oder weiblichen Dienstboten aus Barbados besitzt. Der Unterschied zwischen den Leuten ist ein bedeutender: der surinamer Neger ist ein fauler, indolenter, unbrauchbarer, freigewordener Sklave; der Barbadian dagegen ein vielleicht häufig unverschämter, aber meist fleissiger, anständiger, zuverlässiger Kerl und dabei ein, allerdings schwarzer, Gentleman. Der Surinamer ist und bleibt ein Nigger; der Barbados-Neger fühlt und benimmt sich wie ein Engländer. Nach kurzem Aufenthalt in Guayana wird man die beiden Rassen sofort unterscheiden, denn auch im Aeussern sucht der Neger aus der englischen Kolonie den Engländer nachzuahmen: er wirft sich in die Brust, macht grosse Schritte, schlenkert gravitatisch mit den Armen, kennt anscheinend Niemanden wie seine engeren Landsleute, spricht ausschliesslich Englisch und sieht mit der grenzenlosesten Verachtung auf seine schwarzen Vettern in der fremden Kolonie herab. Dafür arbeitet und leistet er aber auch mindestens das Doppelte wie diese. Ganz dasselbe lässt sich von den weiblichen Dienstboten sagen. Dass Beide sich des gründlichsten Hasses von Seiten der Surinamer erfreuen, braucht wohl nicht betont zu werden. —

¹⁾ I. SCOLES. „Sketches of African and Indian Life in Br. Guiana. 1885.“ Demerara.

Verhältnissmässig zuverlässiger, solider, weniger verbunzelt, wie die Stadtneger sind die, meist mit ihren Familien auf den zahlreichen Kakao-, Zucker-, Kaffee-, Bananen- usw. Plantagen lebenden schwarzen Land- und Fabrikarbeiter. Es giebt noch immer Neger, die auf derselben Plantage arbeiten — was der Neger „arbeiten“ nennt, — auf welcher ihre Väter und Grossväter als Sklaven beschäftigt waren. Allerdings hat auch auf diese Leute die Entdeckung der reichen Goldgruben demoralisirend gewirkt; auch sie suchen sich jetzt jeder regelmässigen Arbeit, trotz geradezu lächerlich hoher Löhne, auf den Plantagen zu entziehen, um im fieberschwangeren Urwald dem trügerischen Phantom „Gold“ nachzujagen. Ihre Unbotmässigkeit, Unverschämtheit und Unzuverlässigkeit nimmt täglich zu, daher der stete Ruf der Plantagenbesitzer nach indischen Kulis. Ich war Zeuge, dass auf einer Plantage die Neger trotz des enormen Gebots von 25 Gulden für eine Woche sich weigerten, mit dem Fällen einer Urwaldparzelle zu beginnen, einfach weil sie keine Lust dazu hatten. Sie „verdammten“ es, wie der Holländer sagt, und wie sie selbst zu bemerken die Gnade hatten. Strenge, oder gar Gewalt, kann der Fabrikbesitzer oder Pflanzer seinen Leuten gegenüber nie walten lassen, sonst laufen sie ihm mitten in der Campagne oder Erndte sämmtlich davon. Die Neger — ich hebe das nochmals hervor — brauchen ja nicht regelmässig zu arbeiten, um zu leben, und für ihren Arbeitgeber oder dessen Unternehmen haben sie nicht das geringste Interesse. Der kann sehen, wie er zurecht kommt.

Zum Schluss noch einige Worte über die im Innern Surinams, im Urwald, auf den Goldgruben lebenden Neger. Ein Theil derselben setzt sich aus Leuten zusammen, die auf eigene oder gemeinschaftliche Rechnung ein Boot miethen, sich mit Nahrungsmitteln versehen und nun von der Hauptstadt, oder irgend welcher, an einem der zahllosen, die Kolonie netzförmig durchschneidenden kleineren Flüsse, Creeks und Kanäle gelegenen, Ansiedlung aus stromaufwärts in den Urwald ziehen, um hier zu prospekten und — falls sie glücklich sind, und ihnen Niemand den „claim“ vor der Nase wegschnappt — nach Herzenslust nach Gold zu graben. Ueber die Erfolge dieser Leute kann man nichts Genaues erfahren. Sie arbeiten sehr oft auf fremdem Grund und Boden und das Gold, das ihnen von dunklen Ehrenmännern — ich meine hiermit nicht die äussere, sondern innere Schwärze — zu Spottpreisen abgekauft wird, findet nie durch das Zollhaus in Paramaribo seinen Weg ins Ausland.

Weitaus die grössere Mehrzahl der „Goldneger“, heute wohl ca. 3000, bilden Arbeiter, die sich auf eine bestimmte Zeit bei den Besitzern der verschiedenen Placers, vorwiegend Juden in Paramaribo, zur Arbeit im Urwald verdingen. Meist lassen sie sich für 90 Tage, bei durchschnittlich täglichem Lohn von 1½ Gulden mit freier Kost — Bananen, Stockfisch, Speck, etwas Melasse und Tabak — anwerben und werden in grösseren Trupps auf Kosten der Goldgrubenbesitzer in Booten nach der betreffenden Stelle im „Bosch“¹⁾ befördert. Irgend welche weibliche Wesen in den Urwald mitzunehmen, ist ihnen untersagt; dabei ist die Arbeit auf den Placers eine äusserst anstrengende, schmutzige und ungesunde. Und dennoch laufen die Neger haufen- und schaarenweise von den Pflanzungen weg, verlassen Haus und Heim, ihre Familien und besten Herren, um für weniger Lohn, wie sie an der Küste verdienen könnten, zur harten Arbeit in den finstern, feuchten, fieberschwangeren Urwald zu ziehen! Diese Thatsache scheint ein psychologisches Räthsel, sie lässt sich aber aus dem

¹⁾ „Bosch“ = „Urwald.“ Mit demselben Wort bezeichnet man auch am Maroni die Buschneger.

Charakter der Neger erklären; sie allein beweist beinahe, dass der Neger zum Arbeitszwang — wenn man das harte Wort „Sklaverei“ vermeiden will — geboren ist. Der Neger, der sich für seine 90 Tage in den Urwald verdungen hat, kann dort nicht faullenzen, er muss arbeiten, sonst bekommt er nichts zu essen und natürlich auch keinen Lohn, für den er sich nebenbei gar nichts kaufen könnte. Er ist auf dem Placer isolirt, ein Gefangener, ein, wenn man sich so ausdrücken darf, freiwilliger Zwangsarbeiter. Er weiss das im Voraus, er weiss aber auch, dass reichlicher Lohn nach Ablauf seiner dreimonatlichen Dienstleistung ihm gewiss ist. Natürlich lässt er sich, bevor er die Reise antritt, einen Vorschuss zahlen; derselbe beträgt meist 25 Gulden. Diese werden schleunigst mit den zahlreichen Freunden und noch viel zahlreicheren Freundinnen verplempert, dann zieht er los in den Bosc und ist am Tage seiner Rückkehr Besitzer eines Kapitals von ca. 100 Gulden. Wie viel besser ist seine Lage, wie z. B. die des europäischen armen Teufels, der, von Werbern für die französische Fremdenlegion oder die holländisch-indische Armee verführt, die Paar Gulden, für die er sein Ich, seine Freiheit verkauft, planlos vergeudet, um — wenn überhaupt jemals — nach langen Jahren, gebrochen an Körper und Seele, ohne einen Pfennig wieder in seine Heimath zurückzukehren!

Wie erwähnt, ist das Auswaschen des Alluvialgolds auf den Placers eine mühsame und selbst für einen Neger unerquickliche Arbeit — erfährt er selbst doch nie, ob in den Kubikmetern Erde, die er von Sonnenauf- bis Niedergang gegraben, in den „Sluices“ und „Long Tom“ zerstampft, gerührt und ausgewaschen hat, Gold gefunden worden ist oder nicht. Unter strengster Aufsicht, bei strömendem Regen oder glühender Hitze, steht er Tage, Wochen und Monate lang bis zu den Knien oder Hüften im Schlamm und Wasser; wie eine Maschine hat er die ihm obliegende Arbeit auszuführen. Das Wort „Arbeit“ ist bei Negern selbstverständlich immer „cum grano salis“ aufzufassen; Chinesen oder Italiener würden in derselben Zeit ganz Anderes leisten; immerhin ist es eine Arbeit, gegen welche die Beschäftigung auf einer Plantage oder Zuckerfabrik als ein Kinderspiel, ein Zeitvertreib, erscheint.

Nun kommt aber das grosse „Aber!“ Zuckerrohr kann man allerdings bei der Arbeit auf der Zuckerplantage in beliebiger Menge knabbern und auslutschen, aber Gold! — kann man stehlen. Ich will damit nicht gerade behaupten, dass alle Neger ausschliesslich mit der Absicht in die Placers strömen, um dort Gold zu stehlen, aber der Hauptgrund ihrer Vorliebe für dieselben ist doch wohl der, dass man dort, wenn man es geschickt genug anfängt, recht viel Gold stehlen kann. Die Augen des Aufsehers, die lange nicht so scharf sind, wie die des Negers, können nie und nimmer überall sein; die Besitzer der Placers machen sich denn auch gar keine Illusionen darüber, dass ein bedeutender Prozentsatz des Ertrags ihrer Goldgruben in den Händen der Neger bleibt. Eine tägliche körperliche Untersuchung der Neger, so wie ich sie z. B. in den südafrikanischen Diamantgruben beobachtete¹⁾, findet, soviel mir bekannt, niemals statt. Sehr beliebt bei den Negern ist auch das Arbeiten auf eigene Rechnung: Wenn Nachts Aufseher und unzuverlässige Kameraden schlafen, schleicht man sich nach der Stelle, wo gerade gewaschen wird und arbeitet — diesmal aber im vollsten Sinne des Worts — auf Privatkonto. Dann tauchen später an der Küste Gold-nuggets auf, die vorher nie das Auge eines Aufsehers oder Grubenbesitzers erblickt hat.

¹⁾ Vgl. mein „Um Afrika“ Köln 1885. p. 83.

Wenn ich nun schon auf die durchaus ungenügende Art und Weise hinwies, in welcher die weissen Aufseher und sonstigen Beamten auf den Placers häufig untergebracht und verpflegt werden, so brauche ich wohl nicht zu bemerken, dass man die Neger in noch viel unwürdigerer Weise behandelt. Kehren dieselben Abends, nach hartem Tagewerk in ihre erbärmlichen Quartiere, meist offene Schuppen mit einem, sehr selten regendichten, Dach aus Palmblättern, zurück, so haben sie sich ihre Mahlzeiten aus den ihnen von dem Besitzer des Placers gelieferten Lebensmitteln selbst zu bereiten. Letztere sind vielfach erbärmlich schlecht. Der Neger hat aber einen guten Magen und wenn der mit irgend etwas vollgestopft ist, so bleibt auch der Neger selbst vergnügt. So hört man denn oft Nachts auf den Placers, wenn der Europäer trotz Moskitos, Regen, oder dumpfer Feuchtigkeit längst in seiner Hängematte Ruhe gesucht hat, aus den Neger-Barraken stundenlang den von einer Harmonika — dieser schauerhaften Erfindung unseres oder eines früheren Jahrhunderts — begleiteten Gesang der schwarzen Arbeiter herüberschallen.

Krankheiten bleiben natürlich unter den Negern nicht aus; mit der Apotheke des Aufsehers ist es aber immer noch schlechter bestellt, wie mit seiner Speisekammer. Da giebt es neben Chinin nur ein Universalmittel: Rhizinusöl, und das wirkt oft Wunder.

Nach einem morgendlichen Appel meldeten sich während meines Aufenthalts auf einem Placer drei Kranke:

Der Erste klagte lautstöhnend über starke Schmerzen in der rechten Seite. Diagnose des Aufsehers: Katzenjammer. (Der Mann hatte Schnaps eingeschmuggelt.) Recipe: Stündlich einen Esslöffel Rhizinus. Patient erklärte sich nach der ersten Dosis für geheilt.

Nº. 2. Brust- und Kopfschmerzen; Reissen in allen Gliedern, Diagnose: Faulheit (der Mann hatte sich verschlafen). Recipe: Dasselbe mit derselben Wirkung.

Patient Nº. 3 kam zähneklappernd und zitternd wegen „Fieber“ an. Als auch ihm der verhängnisvolle Löffel drohte, wurde er plötzlich kerngesund, nahm sein Handwerkszeug auf und lief, laut lachend über den misslungenen Scherz, seinen Genossen nach in den Urwald.

Wirklich Kranke werden allwöchentlich in Booten nach dem ausgezeichneten Hospital in Paramaribo geschafft.

Kehrt nun der Neger nach Ablauf der Arbeitszeit, zu welcher er sich verpflichtete, nach der Hauptstadt zurück, so beginnt für ihn, sobald er seinen Lohn und auch den Erlös für etwa unrechtmässig erworbenes Gold eingestrichen hat, eine, allerdings meist nur kurze Reihe von köstlichen Tagen. Schon bei der Ankunft wird er am Ufer von seinen, des „Goldonkels“, harrenden Freundinnen empfangen; im Triumphzug marschirt man nach der nächsten Kneipe, um die Rückkehr bei einem Glas Porter, dem Champagner der Neger, zu feiern. Dann beginnt ein Leben von Saus und Braus. Zuerst wird für die Ausstattung des äusseren Menschen gesorgt: das Toilettenideal des Negers besteht in Lackstiefeln. Diese, dem Negerfuss entsprechenden ungeheuren Schuhe werden zu diesem Zweck eigens in Nordamerika angefertigt; sie sind zwar durchaus nicht billig, drücken den Träger, der sie mit oder ohne Strümpfe anzieht, empfindlich, aber er fühlt sich glücklich in ihnen. Dann schreitet er zum Ankauf eines weissen, gestärkten Hemdes mit hohem Halskragen; einer weiten, unten über die Füsse bzw. Lackstiefel glockenförmig auslaufenden weissen Hose; eines dunklen, meist blauen Rocks, eines kecken Strohhuts, eines Spazierstöckchens, und einer Talmi-Uhrkette. Für eine Uhr reicht das Geld schon meist nicht mehr aus. So ausgestattet stolzirt er über Paramaribo's Boulevards, unbeholfen und verlegen, aber stolz und glücklich, denn er ist sich seiner Unwiderstehlichkeit bewusst. Und warm genug schlagen ihm die

Herzen der schwarzen Paramaribo-Schönen entgegen, erhält doch die Eine ein neues Kleid, die Andere ein buntes Kopftuch, diese einen hellgrünen Sonnenschirm, jene eine glänzende Korallenkette. Dann wird Tag und Nacht hindurch bei Flöte und Harmonika getanzt, gelacht, geküsst und renommirt. Getrunken wird dabei auch, zuweilen auch ein Gläschen über den Durst, aber die Neger hier sind glücklich veranlagte Naturkinder: sie ziehen die Liebe dem Schnaps, die fleischlichen den „geistigen“ Genüssen vor.

Diese Herrlichkeit dauert nun nicht lange; auf Kredit wird Nichts verabreicht. Nach wenigen Tagen sind die 100 Gulden Alle geworden; ein Kleidungsstück nach dem andern bis herab zu den Lackstiefeln wandert zum Altkäufer zurück und binnen Kurzem — oft innerhalb 24 Stunden! — ist der reiche Goldonkel wieder derselbe arme, halbnackte Nigger, als welcher er vor 3 Monaten nach dem Urwald auszog. Das verdriest aber ein Negergemüth durchaus nicht: der Mann lässt sich wieder für einen Placer anwerben und das alte Spiel beginnt von Neuem. —

Nachdem mehrmals die warmen Herzen der dunklen Surinamerinnen erwähnt wurden, mögen hier einige Worte über Moral oder Sittlichkeit der letzteren Platz finden. Es ist das ein heikles Thema, weil auch in dieser Beziehung die Begriffe der Neger so durchaus verschieden von den unsern sind. Ein holländischer Gouverneur soll einmal auf den Vorschlag, die lasterhaften schwarzen Damen Paramaribo's zu kaserniren — dergleichen giebt es draussen nicht — geäußert haben: „Dann brauchen wir nur ein Zelt über die ganze Stadt zu spannen.“

Das klingt vielleicht mehr oder minder geistreich, der Herr hat aber Unrecht. Es muss ein grosser Unterschied gemacht werden zwischen freier Liebe und Prostitution, zwischen käuflicher Preisgebung und geschlechtlicher Zuchtwahl. Die Negerinnen sind sinnlich und verliebt angelegte, leichtsinnige Naturkinder, die in einem oder auch mehreren schwachen Augenblicken sich dem Mann ihrer Wahl hingeben, ohne an die möglichen Folgen zu denken, die aber jeden Mann der ihnen nicht gefiele, ebenso abweisen würden, wie die keuscheste Jungfrau.

Und was bedeuten die Folgen [zärtlicher Stunden in einem Lande, wo es weder als eine Schande gilt (wir reden hier von den Negern) ein uneheliches Kind zu bekommen, noch wo die Ernährung desselben irgend welche Sorgen verursacht? So kann es uns denn nicht überraschen, wenn wir lesen, dass z. B. im Jahre 1889 von 1935 in Surinam geborenen Kindern nur 335 eheliche waren und dass durch 145 Heirathen 129 Kinder legitimirt wurden ¹⁾. Die unverheirathete Negerin ist dem Vater ihrer Kinder, mit dem sie zusammen lebt, meist ebenso treu, wie die Europäerin ihrem, durch Standesbéamten und Priester ange-
trauten Gatten. —

Bevor ich diese Bemerkungen über die Neger Surinam's schliesse, möchte ich mir noch erlauben, meiner Ueberzeugung Ausdruck zu verleihen, dass ich es für vollkommen ausgeschlossen halte, dass diese Neger, die Abkömmlinge der vor bald 30 (bzw. 20) Jahren befreiten Sklaven, sich jemals zu brauchbaren und nutzbringenden Arbeitern und Unterthanen entwickeln, wenn die holländische Regierung fortfahren wird, diese prächtige Kolonie weiterhin so zu vernachlässigen, wie es bisher geschehen ist. Die ausserordentlichen Erfolge

¹⁾ Nach dem Gouvernements Advertentie-Blad vom 8 März 1890. In obigen Zahlen sollen auch die von den indischen Kulis geborenen Kinder aufgeführt sein. Auf Martinique rechnet man ungefähr ein eheliches Kind auf 400 Geburten, in Haiti 1:1000 (MEIGNAN. „Aux Antilles.“ Paris 1882).

der Herrnhuter Missionare sind gewiss anzuerkennen und freudig zu begrüßen, aber es wird ihnen, zumal als Deutschen, doch nicht gelingen, die Neger zu arbeitenden oder zu denkenden Menschen zu erziehen, wenn sie, wie bisher, in keiner Weise von der holländischen Regierung in ihren Bestrebungen unterstützt werden, und wenn das Mutterland sich um diese Kolonie — einst eine Perle seines ganzen Kolonialbesitzes — nach wie vor so unverzeihlich wenig bekümmert. Man sollte den Negern von Seiten des Staats, etwa durch Anlage oder Unterstützung von industriellen Unternehmungen, durch Staatsplantagen, durch Bauten von Kanälen und Dämmen, wie in Demerára, Gelegenheit bieten, mit ihrer Hände Arbeit Geld zu verdienen; die Kosten werden sich später reichlich lohnen. Will dann der Neger nicht arbeiten, nun so zwinge man ihn dazu; dass er arbeiten kann, wenn er will, bzw. muss, das beweisen die westindisch-englischen Schwarzen. Wenn die allgemeine Versumpfung — in des Wortes umfassendster eigentlichen und übertragenen Bedeutung — Surinam's so weiter geht, dann können wir es noch erleben, dass erst eine Republik mit halb jüdischer, halb farbiger Oligarchie sich dort entwickelt, bis eines Tages der emanzipirte Neger, verbündet mit seinem im Urwald lebenden Vetter, dem Buschneger, die ganze Europäische Wirthschaft, Juden und Judengenossen, zum Lande hinausjagt, um auf dem Grabe einstiger europäischer Kultur, das Zerrbild zentralafrikanischer Häuptlingsherrlichkeit und blutigen Fetischismus mit all seinen Gräueln und haarsträubenden Lächerlichkeiten wieder erstehen zu lassen.

Haben denn die Holländer aus der Geschichte Haiti's gar nichts gelernt?

Mene Tekel Upharsin.

Unter allen Rassen, Völkern oder Stämmen von Farbigen, mit denen man im heutigen Guayana in Berührung kommt, sind zweifellos die eigenartigsten, merkwürdigsten und interessantesten, sowohl in ethnologisch-anthropologischer, wie linguistischer, überhaupt in jeder Beziehung, die Buschneger.

Man findet sie nur in Holländisch und Französisch Guayana.

Wie bekannt, sind die Buschneger die vollkommen freien und unabhängigen Nachkommen von früher als Sklaven importirten Afrikanern, die, weit im Innern des Landes hausend, ihre heutige Freiheit und Unabhängigkeit durchaus nicht etwa der Emanzipation der Sklaven oder der „Erklärung der Menschenrechte“ verdanken, sondern die sich ihre gegenwärtige Stellung in langjährigen, blutigen Kämpfen erworben und errungen haben.

Während der endlosen Kriege, die am Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts zwischen den Kolonialmächten England, Frankreich, Holland, Spanien und Portugal in Europa sowohl, wie auch in allen, über die ganze Welt zerstreuten Kolonien geführt wurden, blieben auch die damals unermesslich reichen und ergiebigen Küstenländer des nordöstlichen Amerika, unser Guayana, nicht verschont. Auch hier wechselten, je nachdem die Würfel des blutigen Kriegspiels fielen, die Kolonien ihre Herren. Das heutige Demerára war z. B. einst eine holländische Kolonie, Surinam dagegen lange im Besitz der Engländer; Cayenne und Brasilien theilten das Schicksal ihrer Nachbarländer.

Bei diesen Kriegen und Kämpfen, die oft nur mit Ueberfällen von Seeräubern verglichen werden können, war es nun Sitte, wenn irgend möglich unter Vermeidung von Zusammenstößen mit regelrechten Truppen, die, nahe der Meeresküste oder an den, viele Kilometer

breiten, Mündungen der Flüsse gelegenen, Pflanzungen bei Nacht und Nebel zu überraschen; die Häuser und Fabriken, das Zuckerrohr, die Kaffeebäume auf den Feldern, niederzubrennen und zu vernichten; Jeden, der sich zur Wehr setzte, todt zu schlagen, die werthvollen Sklaven dagegen zu schonen, um dieselben gefangen an Bord der Schiffe zu bringen, und später in der eigenen Kolonie, oder irgendwo in Westindien zum besten Preise zu verkaufen. Die Sklaven wurden weggetrieben wie das Vieh, gerade so wie heute der „schneidige“ Afrika-reisende den Afrikanern nach einem siegreichen Gefecht ihre Kühe und Ochsen wegtreibt. Die Plantagenbesitzer gaben darum ihren Negern den Befehl, im Fall eines feindlichen Angriffs sofort in den Urwald, wohin ihnen kein Mensch folgen konnte, sich zurück-zuziehen und dort die weitere Entwicklung der Dinge abzuwarten. Das thaten die Neger; sie thaten aber noch mehr — und darauf hatten ihre Herren nicht gerechnet — sie kehrten nämlich einfach gar nicht wieder auf die Plantagen zurück. Der afrikanische Neger kann sich im Urwald ernähren; er kann sich Bogen und Pfeile zurechtmachen, damit Vögel, Fische und Schildkröten erlegen; er kann sich sein Feuer ohne Streichholz, Brennglas, ohne Stahl und Feuerstein anzünden, — das kann der Europäer nicht; der Neger gräbt nahrhafte Wurzeln aus, klettert nach Früchten auf die höchsten Bäume des Urwalds, er findet verborgene Schildkröteneier und stellt selbst grösseren Thieren erfolgreich mit geschickten Fallen nach — nicht so der Europäer! Der Europäer (z. B. der Flüchtling in Cayenne) verhungert im Urwald.

Die Sklaven, oder wenigstens ein grosser Theil derselben, erschienen also nicht wieder auf den Plantagen. Die Europäer sahen sich darum gezwungen, den Verschwundenen andere Neger nachzusenden, um die Vermissten aufzusuchen und nach der Pflanzung zurück zu geleiten. Aber auch diese kehrten nicht mehr zurück; sie zogen es vor, bei ihren Freunden im Urwald zu bleiben.

Und nun brach jener entsetzliche Krieg zwischen den inzwischen unter einander verbündeten Europäern mit ihren treu(?) gebliebenen Negern gegen die entlaufenen Sklaven los, ein Krieg der von beiden Seiten mit solch schauderhafter Grausamkeit, mit einer raffinierten Bestialität geführt wurde, dass er in der ganzen Weltgeschichte vielleicht einzig dasteht; ein Krieg aber, aus welchem wie ich jetzt schon vorausschicke, die Neger als Sieger hervorgingen. Die Sklavenjagden in Afrika, oder die Negerhetzen in den Süd- und Nordstaaten Amerikas sind einfach harmlos im Vergleich mit jenem Kampf ums Dasein, in den Wäldern Guayanas. Man sehe darüber die einschlägige Literatur nach. Dem Leser stehen vor Grausen geradezu die Haare zu Berge, wenn er z. B. bei STEDMANN¹⁾ — ich möchte sagen — sieht, wie auf dem Paradeplatz in Paramaribó neun Negern, die einen misslungenen Fluchtversuch unternommen hatten, um ihnen die Lust zu weiteren ähnlichen Unternehmungen zu rauben, und zugleich als warnendes Beispiel für Andere, von dem holländischen Militärchirurgus je ein Bein abgeschnitten wird! Fünf von diesen armen Teufeln starben bald nach der Operation; Einer rauchte bis zu seinem Tode, ohne einen Schmerzenslaut ausgestossen zu haben! Für die abgehackte Hand eines getödteten Flüchtlings wurde eine Prämie bezahlt, wie bei uns für die Fänge eines Raubthiers. Selbst die Indianer benutzte man als Bluthunde. Der Missionar C. QUANDT schreibt darüber in seinem sehr lesenswerthen Buche: „Nachricht von Suriname und seinen Einwohnern, sonder-

¹⁾ JOHN GABRIEL STEDMANN: „Reize naar Surinamen en Guiana.“ Amsterdam 1799 (p. 60) übersetzt aus: „Narrative of a five years expedition against the Revolted Negroes of Surinam, in Guiana, on the Wild Coast of South America 1772–77.“

lich der Arawaken, Warauen und Kariben n. s. w." Görlitz 1804, auf Seite 51: „Unseren getauften Indianern hatten wir empfohlen, die von ihnen gefundenen (sic!) weggelaufenen Neger so viel möglich lebendig zu fangen“, weil — für die rechte Hand eines todtten Sklaven 25 Gulden, für einen lebendig Gefangenen dagegen 50 Gulden Belohnung gezahlt wurden!

Die schauerhaften Qualen, wie sie nur in einem Negerhirn erdacht werden können, denen vielfach die weissen Frauen und Mädchen von Seiten der entmenschten Sklaven unterworfen wurden, können hier nicht einmal angedeutet werden.

Der ganze, in langen Jahren verbissene und aufgespeicherte Hass der Neger gegen ihre weissen Herren, die sie zu regelmässiger Arbeit zwangen, kam hier in derselben plötzlichen Weise zum Ausbruch, wie etwa der allerdings gänzlich anderen Ursachen entsprungene Hass der Indier gegen die Engländer während der „Mutiny“, trotzdem die indischen Eingeborenen von den Engländern zweifellos viel besser behandelt wurden, wie von ihren früheren Maha- und andern Radschas.

Auch die Neger führten in ihrer Heimath — man darf sich nicht scheuen, das auszusprechen — als „freie“ Afrikaner ein viel erbärmlicheres Dasein, wie als Sklaven in den Kolonien. In steter Todesfurcht vor ihren blutigen Fetischpriestern, ihren blutgierigen und bluttrunkenen Häuptlingen zitternd, konnten sie sich nur als Objekte, als Stücke Vieh betrachten, die bei irgend einer der ewigen Fehden zwischen den zahllosen Häuptlingen entweder todtgeschlagen oder aber gefangen genommen wurden, um sofort oder später abgeschlachtet, oder an der Küste einem der dort auf die Waare lauenden Europäer als Sklaven verkauft zu werden. Engländer waren es damals beinahe ausschliesslich, die sich mit diesem schmachvollen, aber lohnenden Handel befassten. Mit dem Verbot der Einfuhr frischer Neger, dann mit der Aufhebung der Sklaverei überhaupt, hörte wohl der Export von Schwarzen nach dem amerikanischen Festlande und nach den westindischen Inseln auf, den Sklavenjagden in Afrika aber wurde dadurch kein Ende bereitet: sie blühen heute noch ebenso wie vor hundert Jahren.

Wir müssen uns versagen auf dies Thema hier weiter einzugehen. Könnte man es den Sklavenjägern oder-Händlern unmöglich machen, einen Absatz für ihre Waare zu finden, dann würden auch die bisherigen Zustände in Afrika bald aufhören. Wir, und auch die nächsten Generationen, werden das nicht mehr erleben. So lange es Mohammedaner giebt, so lange der Islam irgendwo in den Welt als Staatsreligion bestehen bleibt — und er gewinnt täglich an Anhängern und Gläubigen — so lange wird auch die Sklaverei dauern mit ihren unvermeidlichen, unser angeheudes neues Jahrhundert schändenden Gräueln der Sklavenjagden und des Sklavenhandels. —

Ich glaube nicht, dass die Sklaven in Guayana von ihren damaligen holländischen und englischen Herren besonders schlecht behandelt wurden. Warum auch? Ein Sklave war ein sehr werthvoller Gegenstand, dessen Arbeitskraft oder Verkaufswerth durch Züchtigungen, mangelhafte Ernährung oder dergl. zu vermindern der Besitzer sich wohl gehütet haben wird. Ich habe vom Jahre 1874 an ziemlich alle Länder der Erde kennen gelernt, in denen damals Sklaverei bestand oder heute noch besteht — ich muss offen gestehen, dass mir nirgendwo eine ungerechte oder gar grausame Behandlung der Sklaven von Seiten ihrer Besitzer aufgefallen ist.

In Surinam scheinen indess die Juden wegen ihrer Härte und Grausamkeit von den Negern gehasst und gefürchtet worden zu sein. So berichtet der schon erwähnte

A. VON SACK¹⁾: „Die Neger hassten zumal die Juden, doch wohl nicht ohne Grund. Den Juden macht man den Vorwurf, dass sie ihre Sklaven sehr grausam züchtigen, auch fürchten die Neger nichts so sehr, als dass man sie zur Strafe für schlechte Aufführung einem Juden verkauft“. Noch schärfer äussert sich STEDMANN (p. XI): „Terwijl intusschen de Surinaamsche Volksplanting van het bloed der Afrikaansche Negers rookt, vind ik mij verplicht naar waarheid op te merken, dat het de Hollanders alleen niet zijn, die daar aan schuldig staan, maar dat meest aan andere volken, en voornamelijk aan de Joden, deze zoo algemeene en helse barbaarsheid te wijten is.“

Allzu zart ging man mit den Sklaven allerdings wohl nirgendwo um; an eine zarte Behandlung waren dieselben aber auch von Hause aus gar nicht gewöhnt. So pflegte man z. B. lange vor dem Buschnegerkrieg die Neger, die nach einem misslungenen Fluchtversuch wieder eingefangen wurden, (geradeso wie in Nordamerika) zu brandmarken. Diese Strafe war, so hart das Wort auch unsern europäischen Ohren klingen mag, weniger eine körperliche Züchtigung, wie eine Massregel, weitere Desertionen zu verhindern. Der Besitzer wird sie nur ungern verhängt haben, da durch die Marke der Neger als Verkaufsobjekt entwerthet wurde²⁾.

Wir denken bei dem Worte „brandmarken“ gleich an die glühenden Eisen und Zangen, mit denen einst in unserm lieben Vaterlande Verbrecher oder Ketzer, Hexen und Juden zu Tode gezwickt und gemartert wurden; da waren die bösen Sklavenbesitzer doch bessere Menschen. Durch die Güte meines Freundes CABELL, des deutschen Consuls in Paramaribo, bin ich in der Lage, eins der Instrumente, mit denen man in Surinam die Sklaven zeichnete, nebst dem dadurch hervorgebrachten Stigma hier abzubilden. Der obere, in einem Holzgriff befestigte Theil desselben wurde zur Glühhitze gebracht und der Delinquent dann auf dem Oberarm oder der Brust gestempelt. Zu meiner grössten Ueberraschung erwiesen sich die Metalltheile des ca. 17 cmtr. langen Instruments bei einem Versuch, den ich damit auf einer Schinkenschwarte machte, als aus reinem Silber bestehend. Das Monogramm bedeutet A. VAN DER BERGH. Sehr schmerzhaft kann die, kaum eine Sekunde dauernde, Operation nicht gewesen sein; die Brandnarben aber waren auf keine Weise, oder höchstens dadurch, dass man das betreffende Hautstück ausschnitt, wieder zu entfernen.



Instrument zum Brandmarken
der Sklaven.

A V D B

Dass diese Sitte in allen Kolonien herrschte, beweisen nachstehende Zeilen aus MOREAU DE ST. MERY, „Description de la partie Française de Saint-Domingue“ (Philadelphia, 1797 p. 67): „J'oubliai de dire que ce qui distingue le plus le nègre créol (also den in der Kolonie geborenen) de l'Africain (dem importirten Neger) c'est qu'à l'exemple des Colons anglais, les habitants de la Colonie française font étamper sur la poitrine de leur nom ou avec de simples lettres initiales, les Africains; tandis que les autres ne le font que dans les cas

¹⁾ l. c. p. 69 u. 82.

²⁾ Auf Cuba pflegte man zu meiner Zeit den widerspenstigen Sklaven, die geprügelt werden mussten, Säcke auf den Rücken und dessen Verlängerung zu legen, damit die Betreffenden, die man bei der nächsten Gelegenheit los zu werden hoffte, nicht durch etwaige Narben ihre Untauglichkeit verriethen.

extrêmement rares où l'on veut les humilier précisément parceque l'usage les excepte. L'étendue de la Colonie, le voisinage d'une Colonie étrangère, tout aura porté à adopter une précaution qui n'a rien de douloureux".

Was die „humiliation" betrifft, so möchte ich sehr bezweifeln, dass der Neger dieses Stempeln als eine solche empfunden habe; da könnte man gerade so gut von einer „Demüthigung" reden, die man einem Neger zu Theil werden lässt, wenn man ihn 8 Tage ins Gefängniss sperrt — il ne demande pas mieux; und was die Schmerzhaftigkeit des Brandmarkens betrifft, so ist dieselbe ja Null im Vergleich zu den Schmerzen, die der Neger sich in seiner afrikanischer Heimath freiwillig aus Eitelkeit oder weil es einmal so Mode ist, bereitet, wenn er seine Wangen und Schläfen mit grossen Schnitten verziert, oder seinen ganzen Körper mit Ziernarben und Tätowirung bedeckt. Prügel werden ihm zweifellos viel unsympathischer gewesen sein, wie das Brandmarken. —

Um nun zu unsern Buschnegern zurückzukehren, so gelang es den Holländern weder in unzähligen kostspieligen Expeditionen, noch, trotz aller List und Versprechungen, in endlosen Palavern, die früheren Sklaven zur Rückkehr nach der Küste zu bewegen. Die Neger hatten sich durch den Urwald oder auf dem Wasserwege mit Weibern und Kindern in das Innere des Landes, bis oberhalb der Wasserfälle oder Stromschnellen, über welche alle die an den Abhängen des Tumac-Humac-Gebirges sich bildenden oder entspringenden Ströme herabstürzen, zurückgezogen, und begannen hier, am oberen Maroni, dem Lawa und Tapanahoni, dem Saramacca, Paramacca, oder Surinam-Fluss sich häuslich einzurichten. Kein Europäer konnte ihnen in ihre Verstecke folgen, dagegen behielten sie mit den Negern auf den Plantagen stete Fühlung.

Die Indianer wichen scheu vor den Negern zurück; entweder verlegten sie ihre Ansiedlungen, sofern sie durch die Buschneger aus denselben verdrängt wurden, stromabwärts nach der Küste hin oder sie zogen in das auch heute noch beinahe ganz unbekannte Innere. Damals begannen die Buschneger als Keil zwischen die kultivirte Küste Guayanas und das Hochland sich einzuzwängen, den schwarzen Ring zu bilden, den zu durchbrechen wenigen glücklichen Europäern erst in den letzten Jahren gelungen ist. Eine Vermischung von Indianern und Buschnegern hat wohl nie, oder nur höchst selten statt gefunden.

Die Fehden zwischen den Holländern und den „Buschnegern", also den in den „Busch" (Urwald) entwichenen Sklaven und deren Nachkommen, waren indess noch lange nicht beendet. Nach wie vor entliefen die Neger von den Plantagen; Jahr aus, Jahr ein wurden die europäischen Ansiedlungen von Buschnegerhorden überfallen, bis die Holländer sich zu Anfang des vorigen Jahrhunderts gezwungen sahen, mit den früheren Unterthanen als gleichberechtigter Macht in Friedensunterhandlungen zu treten. In ganz erstaunlicher Weise hatten sich die Buschneger inzwischen organisirt. Aus den Schlupfwinkeln an den Ufern der oben erwähnten Flüsse, in die sich die entlaufenen Sklaven einst verkrochen, waren blühende Ansiedlungen, vollkommene Dörfer geworden. Die Gemeinsamkeit der Interessen hatte alle die heterogenen Elemente, aus denen die afrikanische importirte Negergesellschaft bestand, zu einem neuen Ganzen zusammen gekittet. Aus den entlaufenen Sklaven, von denen vielleicht kaum zwei ein und demselben Stamm in Afrika angehörten, bildete sich hier auf amerikanischem Boden ein neuer Stamm, ein Volk, eine Rasse! Eine gemeinsame Sprache besaßen sie nicht; in ihren afrikanischen Dialekten konnten sie sich nicht unter einander verständigen, darum nahmen sie die damalige lingua franca der Küste,

die Sprache, in welcher ihre Herren während der Sklavenzeit mit ihnen verkehrten, als die ihre an. Kein Buschneger spricht oder versteht heute eine andere Sprache als das schon erwähnte merkwürdige Deutsch- Englisch- Holländisch-Portugiesische Gemengsel *taki-taki*, das durch den Einfluss der Herrnhuter Missionare täglich mehr deutsche Worte in sich aufnimmt.

In den verschiedenen Ansiedlungen, die oft, je nach dem Laufe der Flüsse, an dem sie entstanden, weit aus einander lagen, waren Häuptlinge „Granman“ („grosser Mann“, „Kings“ würde man in Westafrika sagen) zu Macht und Einfluss gelangt, und mit diesen grossen Herren begannen nun die Holländer zu unterhandeln. Nach Jahre langen Palavers, bei welchen die Buschneger wirklich das Unglaublichste an Frechheit und Unverschämtheit leisteten, wurde vor ca. 100 Jahren ein endgültiger Friede geschlossen, ein Friede, den sich Holland unter geradezu schmachvollen Bedingungen erkaufte. Die Unabhängigkeit der Buschneger, die also heute viel besser daran sind, wie die einst treu gebliebenen Sklaven, wurde nicht nur anerkannt, sondern die Holländer erklärten sich ausserdem bereit, den einstigen Rebellen Tribut zu zahlen. Nicht genug damit. Dieser Vertrag musste in gewissen Zeitabständen dadurch bekräftigt und erneuert werden, dass der Vertreter S. M. des Königs von Holland mit dem schwarzen Häuptling, seinem ehemaligen Sklaven, Blutbrüderschaft trank. Diese Komödie finden wir mehrfach beschrieben¹⁾. Die Holländer empfinden in dieser Beziehung eben anders wie andere Nationen — man denke nur an die jährlichen gerade so entwürdigenden Ceremonien auf Desima-Nagasaki, denen die Holländer sich gleichgültig unterwarfen, so lange sie ihre „duiten“ dabei verdienten.

Der Zwang des Blutbrüderschaftstrinkens, der vor noch gar nicht langer Zeit von Seiten der Holländer durch Geld und Naturalleistungen abgelöst bzw. abgekauft wurde, beweist ebenso schlagend die siegreiche Stellung, welche die Schwarzen sich errungen hatten, wie die Furcht, welche sie der holländischen Kolonialregierung einflösten. Und diese Furcht hegen die Holländer heute noch vor den Buschnegern, und mit vollem Recht. Wenn die Buschneger einmal eines schönen Tags wollen, dann können sie allein an demselben Tag die ganze holländische Kolonie über den Haufen werfen. Es werden sich ihnen aber auch sofort zahllose missvergnügte Neger, nicht nur aus Surinam allein, anschliessen. Das Gesindel, das sich Soldat in Paramaribo nennt, kommt, trotz der braven holländischen Offiziere nicht in Betracht; noch weniger die Schutters, durchgehend Surinamer Juden; mit den tüchtigen Marinesoldaten aber werden die Buschneger jedes Zusammentreffen leicht zu vermeiden wissen, da kein Kriegsschiff auch nur bis zu den ersten Stromschnellen der Flüsse gelangen kann.

Man muss nur hören und sehen, mit welchem kolossalem Selbstbewusstsein die Buschneger gegen die Holländer auftreten. So war vor wenigen Jahren²⁾ ein Zwist zwischen dem Vertreter der Surinamer Regierung in Albina, am Maroni, Herrn Mc. J. und dem am oberen Tapanahoni herrschenden Häuptling der Aucaner-Buschneger, (Juccas) dem vor Kurzem verstorbenen Granman Oseisse ausgebrochen, weil der holländische Beamte sich erlaubt hatte, in Albina einen Aucaner zum Buschneger-„Capitain“ d. h. zum Vertreter seiner Stammesgenossen zu ernennen, ohne den Granman vorher zu befragen. Oseisse

¹⁾ Z. B. bei KAPPLER: „Holl. Guiana,“ Stuttgart 1881. Ein oder zwei Tropfen Blut wurden mit Wasser und etwas weissem Thon („pimpa doti“, von dem noch mehrmals die Rede sein wird), gemischt und von den Parteien schluckweise getrunken.

²⁾ Da hier keine Geschichte der Buschneger geschrieben oder gar Politik behandelt werden soll, so enthalte ich mich absichtlich genauerer Angaben und verweise auf die angeführten Werke, sowie auf holländische Zeitungen.

erfuhr dies, und zitierte den Capitain sofort zu sich. Derselbe zauderte bei der prachtvollen Zucht, die unter den Buschnegern herrscht, auch keinen Augenblick, diesem Befehl, der einem Todesurtheil entsprechen konnte, nachzukommen. Man weiss nicht, was aus ihm geworden. Aber furchtbar war der Schreck der Holländer, als eines Tags Ossisse von ungefähr 80 Mann begleitet, in seinen Corjalen (Einbäumen) vor Albina anlangte. Er hatte durchaus keine kriegerischen Absichten, er wollte nur einmal wieder den Holländern zeigen „qu'il ne se fichtait pas mal d'eux". Und das gelang ihm wahrlich. Ueber die Garnison von 14 Mann konnte der Regierungsvertreter glücklicherweise nicht verfügen, sonst wäre sicher ein Unglück vorgekommen. Herr Mc. J. hatte sich mit dem Kommandanten der Schutztruppe, einem Sergeanten, wieder einmal verzankt. Wie in allen Kolonien herrscht auch dort draussen steter Krakohl zwischen Militär und Beamten; der Sergeant hielt darum seine „Truppen" in der Kantine, dem einzigen grösseren Raum der erbärmlichen Baracken, in denen die Soldaten am Maroni seit Jahren „provisorisch" untergebracht sind¹⁾, konsignirt und bekümmerte sich nicht im Geringsten um das, was draussen vorging. Ossisse hatte sich in Begleitung einer Menge aufgeregter nackter Kerle an Land und in die Wohnung des Holländischen „Ambtenaar" Mc. J. begeben, wo er vor allem die Passe der sich in Albina aufhaltenden Buschneger revidirte. Dann polterte er gegen den Holländer los: Wie könne er sich erfreuen, ohne seine, des Häuptlings Erlaubniss, einen Buschneger-Capitain zu ernennen? Er, der Granman, habe am Maroni zu befehlen und sonst Niemand. „Du"! so endete seine Strafpredigt, „yüh! der Gouverneur und die ganze Holländische Regierung, Ihr seid nichts wie ein Häufchen *caca*! Ich bin der Granman!"

Noch viel unverschämter benahmen sich die Buschneger regelmässig, bevor sie den ihnen nach den Verträgen zugesicherten, in Gewehren, Schiesspulver, Leinwand, Nahrungsmitteln, Werkzeugen und allen möglichen Gegenständen bestehenden Tribut²⁾ entgegenzunehmen geruhten. Da war ihnen nie etwas gut genug. Die Verhandlungen, bei denen selbst der Holländische Beamte bisweilen die Geduld verlor, dauerten oft Wochen und Monate. Bei dem Durchsehen der Listen dieser „Geschenke" fiel mein Auge auf ein Wort, das mir unerwartet eine sprachwissenschaftliche Frage löste, die mich längere Zeit beschäftigt hatte: Von den beiden Buschnegern, die mich und meinen Schwager von Albina aus in kleinem Canoe den Maroni stromaufwärts ruderten, hiess der eine „*Kofi*", während der andere sich „*Klistir*" nannte. „*Kofi*" ist ein afrikanischer Name — ich erinnere nur an den *King Kofi*, der den Engländern einst in Aschanti so viel zu schaffen machte, — es ist, wie S. 23 erwähnt, der landläufige Name, auf den die an einem Freitag geborenen Knaben von den Buschnegern getauft zu werden pflegen, — aber „*Klistir*"? Wie kam der Kerl an den Namen? Da fand ich plötzlich bei Bexort³⁾ unter dem den Buschnegern gezahlten Tribut „*Khystierspritzen*" angeführt; ebenso berichtet Sack (l. c. p. 104), dass zu seiner Zeit die Buschneger einmal 18 dieser mehr nützlichen wie schönen Instrumente ausgeliefert erhielten. Damit war diese Frage gelöst. —

Von einem Blutbrüderschaftstrinken ist nun, wie erwähnt, heute keine Rede mehr und auch die Zahlung des Tributs ist seit den letzten Jahren abgeschafft worden; dagegen sind die betreffenden Häuptlinge von der Holländischen Regierung anerkannt, sie erhalten

¹⁾ Ich habe sie photographirt.

²⁾ Nach KAPPLER „Surinam" Stuttgart 1887 betrug der Werth des alle 4 Jahre gezahlten Tributs ca. 200000 Gulden.

³⁾ Voyage à Surinam. Bruxelles, 1839 p. 60.

ein Jahresgehalt, eine Uniform und einen silberbeschlagenen Stock als Zeichen ihrer Würde. Letztere Spielerei kann aber Niemanden über die Thatsache hinwegtäuschen, dass diese Granman vollkommen unabhängig sind, soweit es sich um ihren Einfluss auf die Buschneger handelt. Auch soll, wie mir berichtet wurde, die holländische Regierung den Buschnegern jährlich immer noch reiche Geschenke in Gestalt von Stockfischen, Speck, Beilen, Schleifsteinen u. s. w. zukommen lassen. Es ist schwer, in Surinam Genaues hierüber zu erfahren, da die Buschneger gern aufschneiden, während die holländischen Beamten sich nicht veranlasst sehen, den Fremden tiefer in diese Verhältnisse einblicken zu lassen.

Auch die französische Regierung zahlt dem am oberen Tapanahoni, auf französischem Gebiet herrschenden Granman der Bonni-Buschneger ANATO ein Jahresgehalt von 1200 francs.

Die mächtigsten Buschneger-Häuptlinge¹⁾ in Guayana waren im Jahre 1891 der erwähnte OSEISSE, der am Tapanahoni bei Drie Tabbettje als Chef der Aucaner (Juccas) hauste, dann der eben genannte ANATO (= „Ruku“, Bixa orellana) in Cottica am oberen Lawa, (aus dem Zusammenfluss des Lawa und Tapanahoni entsteht bekanntlich der Maroni, der Grenzfluss zwischen Holländisch und Französisch Guayana) der Häuptling der Bonni, (Name eines früheren Anführers der Rebellen) und ADRAI („der Zögernde“, von negerengl. „drai“ = holl. „draaien“, weil seine Geburt eine schwierige war) der Granman der Buschneger am oberen Saramacca, wiederum ein Aucaner. Nur den Letzten, der, heute über 60 Jahre alt, schon seit längerer Zeit zum Christenthum übergetreten ist und bei der Taufe den Namen NOAH VROMHART erhielt, von dem er aber nicht allzuviel Gebrauch macht, lernte ich persönlich kennen²⁾.

Den aus CREVAUX's Werken auch in weiteren Kreisen bekannten APATU (karaib. Name für die kurze, viereckige Keule), diesen ausgezeichneten Buschneger, dem CREVAUX, wie er selbst häufig betont, die glänzenden Ergebnisse seiner Reise verdankte, konnte ich leider nicht begrüßen, da er in Folge verschiedener aussergewöhnlicher Unverschämtheiten, die er sich gegen den Vertreter der französischen Kolonialregierung erlaubt hatte, in Cayenne zu einer 16-tägigen Gefängnisstrafe verurtheilt worden war. Dieser APATU, der vor einigen Jahren in Paris in wissenschaftlichen Kreisen sowohl, wie in den Salons der besten Gesellschaft glänzend gefeiert und dadurch gründlich verdorben wurde, ist zwar kein „Granman“, aber immerhin ein Mann, der sich in seiner Heimath eine ziemlich einflussreiche Stellung erworben hat. Als ich seinen Wohnsitz am oberen Maroni, das auf dem rechten Ufer des Flusses gelegene ARMINA, eine ganz stattliche Ansiedlung von ungefähr 30 reinlichen und hübschen Hütten besuchte, traf ich dort unter den Honoratioren nur einen Bruder und eine Schwester (vielleicht auch Tochter) APATU's, eine hübsche Buschnegerin „Mademoiselle MARIE LOUISE APATOU“, wie sie sich selbst vorstellte. Ich wollte die junge Dame photographiren und bat sie zu dem Zweck ihres langen blauen Baumwollenhemdes, das ihr vom Hals bis auf die Füße reichte und ihre zweifellos gefälligen Formen verhüllte, sich zu entledigen. Sämmtliche Buschnegerinnen bedecken nämlich ihren Oberkörper gar nicht und den Rest sehr wenig. Sie wies aber meine Zumuthung unter Hinweis darauf, dass sie katholische Christin sei, zurück. Die weniger zimperliche Tochter ADRAI's hatte sich früher mit Zustimmung ihres Vaters sofort bereit erklärt, sich in ihrer heimathlichen „Tracht“

¹⁾ Die bedeutendsten Stämme der Buschneger sind die Aucaner am Maroni, bzw. Tapanahoni, Saramacca und Saracreek, die Bonni am Lawa, die Paramaccaner am Paramacca, sowie die Matuari und Beku-Musinga am oberen Surinam.

²⁾ Sein Bild findet sich auf Tafel VI. N^o. 3.

verewigen zu lassen¹⁾. Erst später erfuhr ich von einer guten Freundin der Mademoiselle Marie Louise, dass es nicht etwa christliche Keuschheit sei, welche dieselbe veranlasst habe, sich nicht vor mir in gewohnter Weise zu zeigen, sondern dass sie an Geschwüren an den Beinen litte, derenthalb sie sich schäme! — Oh Ihr Weiber! —

Weder die holländische noch die französische Regierung mischt sich, soviel mir bekannt ist, irgendwie in die inneren Verhältnisse der Buschneger. Die jenseits der Wasserfälle hausenden Häuptlinge sind unumschränkte Herren über ihre Unterthanen; den alten Abrai, dessen Hauptplatz Maripaston nur wenige Tagereisen (zu Wasser) von Paramaribo entfernt liegt, werden die ausserordentlich vernünftigen Herrnhuter schon im Auge behalten. Doch soll auch er zuweilen die Todesstrafe über seine Leute verhängen und in aller Stille vollziehen lassen. Die Macht dieser Häuptlinge zeigt sich am meisten darin, dass kein Buschneger seine Heimath verlassen und die Küste besuchen darf, ohne vorher die Erlaubniss des Granman hierzu eingeholt und von ihm einen Pass erhalten zu haben.

Leider gelang es mir nicht, einen von einem Buschneger-Granman ausgestellten „Urlaubs-pass“ zu erwerben; auch habe ich nie einen solchen gesehen. Es ist sehr schwer, von den Buschnegern Sachen, auf welche sie selbst Werth legen, zu erlangen, oder überhaupt zuverlässige Mittheilungen von ihnen zu erhalten.

Nur dem unerfahrenen Forschungsreisenden eröffnet sich bei den Buschnegern scheinbar das dankbarste Gebiet. Jede Frage wird mit dem freundlichsten „Yah“ oder „Oui“ beantwortet werden, ohne dass der Betreffende eine Ahnung davon hat, worüber er befragt wird. Legt sich der Reisende die Fragen nun so zurecht, dass ihm die bejahenden Antworten in sein System passen, so kann er zweifellos — um ein Beispiel zu wählen — bei den Buschnegern den Glauben an ein Leben nach dem Tode, eine Auferstehung des Fleisches, meinethalben auch Kenntnisse von Spektralanalyse oder Bakteriologie entdecken.

Des Weiteren ist dem Buschneger — wie dem Neger überhaupt — nichts angenehmer, wie sich durch irgend eine Versprechung von einer Unterhaltung, die ihn langweilt, loszukaufen. Als ich, kurz nach meiner Ankunft in Paramaribo, in dem dortigen Hospital die ersten Buschneger kennen lernte, war meine Freude gross. Die biederer Söhne des Urwalds versprochen mir die herrlichsten Ethnographica zu besorgen: Tätowirmuster und -Instrumente, Kerbhölzer, Knotenschnüre, Schnitzereien, Töpfe, Fetische, kurz, Alles Mögliche. Ich stellte ihnen hohe Belohnung in Aussicht und beschenkte sie reichlich. Leider wurde meine Freude durch meinen lebenswürdigen Begleiter, den Oberarzt des Hospitals, einigermassen getrübt, als er ausrief: „Sie glauben den Kerlen doch nicht? Die lügen ja einfach jedes Wort!“ Und der Doktor sollte Recht behalten: ich habe später nie Einen dieser Buschneger wiedergesehen und von Keinem derselben irgend einen der versprochenen Gegenstände erhalten.

Die oben erwähnten Buschnegerpässe bestehen aus einer Schnur oder aus mehreren an einander gereihten Schnüren, in welche eine der Zahl der Urlaubstage entsprechende Anzahl Knoten geschlungen sind. Das Gegenstück zum Pass behält der Granman bei sich zu Hause. Er sowohl wie der Reisende löst jeden Tag einen Knoten.²⁾ Ueberschreitet letzterer ohne genügende Entschuldigung seinen Urlaub, so wird er später in eine entsprechende Geldstrafe genommen und ex officio geprügelt. —

¹⁾ Ihr Bild findet sich auf Tafel VI N^o. 1 rechts.

²⁾ Ueber dieselbe Sitte bei den Indianern siehe weiter unten. Vielleicht ist dieser Gebrauch überhaupt von den Indianern übernommen.

Wie ich schon einmal bemerkte, sind die Buschneger vom anthropologischen wie ethnologischen und politischen Standpunkt aus betrachtet zweifellos die interessantesten farbigen Bewohner Guayana's: sie haben sich zu einer von der schwarzen Küstenbevölkerung durchaus verschiedenen, selbständigen Rasse, zu einem andern Menschenstamm entwickelt. Die Neger in den Städten, auf den Plantagen, in den Goldfeldern, sind heute Surinamer, bzw. koloniale Engländer, Franzosen und fühlen sich als solche, gradeso wie der coloured gentleman in den Vereinigten Staaten sich als Amerikaner betrachtet; die Buschneger aber, deren Grosseltern und vielleicht Urgrosseltern schon in Amerika geboren sind, bilden heute einen afrikanischen Freistaat auf amerikanischem Boden. Schwerlich weiss Einer von ihnen von dem Vorhandensein eines Afrika, Keiner hat eine Ahnung von einer afrikanischen Sprache und dennoch sind sie in ihren Sitten und Gebräuchen, auch in ihrem Aeusseren wieder vollkommne Afrikaner geworden. Ein Europäer, den eine gütige Fee, oder, um mich moderner auszudrücken, ein Luftballon, aus irgend einem Negerdorf oder Kafferkraal Afrika's nach einer Buschneger-Ansiedlung in Guayana trüge, würde die Veränderung ganz entschieden nicht bemerken.

Der Unterschied zwischen dem Buschneger und dem gewöhnlichen Neger ist — ganz abgesehen von der Kleidung — unverkennbar. Man unterscheidet die Beiden vom ersten Tage an, etwa wie in Indien den Hindu vom (gleichgekleideten) Mohammedaner, in Europa den Juden vom Christen. Dennoch entstammen beide derselben Heimath und gleiches Blut fliesst in ihren Adern. Es sind noch nicht genügend anthropologische Messungen an Buschnegern vorgenommen worden, um den Unterschied auch mit Zahlen beweisen zu können. Im Gegensatz zu den lodderigen und schlodderigen, mehr oder minder verkommenen Küstennegern sind die Buschneger durchgehend prachtvolle Kerle, die sich mit den besten sudanesischen Mannschaften der ägyptischen Armee — körperlich einfach idealen Rekruten — messen können. Sie sind dunkelfarbiger wie die übrigen Neger, eine Thatsache, die sich aus dem steten Leben, Rudern und Arbeiten dieser nackten Menschen unter der glühend heissen Sonne im Wald oder auf den Flüssen Guyanas leicht erklären lässt. Gross, kräftig, mit breitem Brustkasten, muskulösen Armen bieten sie vom Scheitel bis zur Hüfte den Typus eines schönen Afrikaners. Weniger entwickelt sind oft die unteren Extremitäten. Man sieht viele, wenn auch lange, so doch dünne und krumme Beine, eine Folge des steten Hockens und Ruderns in den schmalen Einbäumen. Auch die Frauen und Mädchen sind gut, häufig (für Negerinnen) tadellos gewachsen. Die jungen Mädchen entwickeln sich schnell vom Kind zur Jungfrau und dann stört die übergrosse Fülle des Busens wohl das Auge des Europäers,¹⁾ ebenso der Umstand, dass diese jungfräuliche Zier bei den Müttern oder älteren Frauen bald zur Unzier wird. Im Allgemeinen sind die weder scheuen noch irgendwie zudringlichen jungen Mädchen hübsch und kokett, als sei ihnen das Wort des königlichen Sängers bekannt: „Ich bin schwarz aber gar lieblich.“²⁾ —

Die Kleidung der Buschneger ist eine sehr einfache: Die Männer tragen zwischen den Beinen ein schmales, dunkles (europäisches) Tuch, dessen Enden vorne und hinten über einen als Gürtel dienenden Baumwollfaden herabhängen, die sogenannte „camisa“ (von portugiesisch- westafrikanisch „camisa“, „Hemd.“) Die Frauen und Mädchen schlingen sich ihr „pantje“ (von portug. „panno“, „Tuch“) ein viereckiges, möglichst buntes europäisches Stück Kattun,

¹⁾ Vgl. N^o. 4 auf Tafel VI.

²⁾ Hohelied Salomonis I. 5.

etwa von der 4 bis 6-fachen Grösse unserer Taschentücher in derselben Weise um die Hüften, wie die Malayin ihren Sarong. Das ist Alles. Die Kinder laufen nackt herum; die Glücklichen!

In der Stadt Paramaribo sind die Buschneger verpflichtet, sich mehr oder minder zu bekleiden. Da kann man dann dieselben komischen Figuren beobachten, wie in anderen Theilen der Welt, wo die sündhaften Wilden, von den, die Kleidungsstücke oft selbst verkaufenden Misionaren (z. B. in der Südsee) angehalten werden, *ad majorem Dei gloriam* und zur Hebung des heimathlichen Ausfuhrhandels, ihre Blösse mit europäischer oder amerikanischer Schundwaare zu bedecken. Die Holländer sind aber in dieser Beziehung, den Buschnegern sowohl, wie den Indianern gegenüber, sehr vernünftig. Im Gegensatz zum Neger der Küste, hegt der von Kultur und Christenthum noch wenig berührte Buschneger eine starke Abneigung gegen europäische Tracht; meist bekleidet er sich, dem Zwang gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, mit einem bunten europäischen Weiber-Unterrock, den er über den Kopf zieht und dann wie eine Toga so um sich schlingt, dass eine seiner Schultern frei bleibt während der obere Saum des Unterrocks sich von der anderen Schulter zur entgegengesetzten Hüfte wie ein Bandolier um den schwarzen Oberkörper schmiegt; das herabhängende Ende des Unterrocks wird in den Bindfadengürtel eingeschlagen. Auch knüpft der Buschneger häufig ein Leintuch oder ein Handtuch um Hals und Schultern.

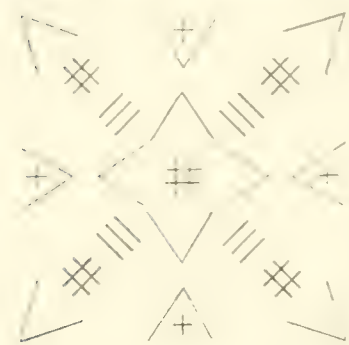
Die Frauen hüllen sich meist in grosse Stücke bunten Kattuns, welche sie später zu Hause in die beliebten *pantje's* zerschneiden. — Beide Geschlechter winden gern nach Negersitte ein Tuch um den Kopf, wie sie denn auch allmählich die Annehmlichkeit und Vorzüge unserer Kopfbedeckungen schätzen lernen. Das Auffallendste an dem Aeusseren der Buschneger beider Geschlechts, ist ihre Tätowirung, bzw. die über den ganzen Körper sich erstreckende „Verschönerung“ der Haut durch Ziernarben.

Selten fehlen die afrikanischen Wangen- und Schläfenschmisse, über deren Zweck und Bedeutung, sofern solche überhaupt vorhanden sein sollten, wir noch wenig unterrichtet sind, aber auch die richtige blaue Tätowirung, also das Punktiren der Haut und Einreiben der betreffenden Stellen mit Russ kommt vielfach in Anwendung, hauptsächlich im Gesicht, auf der Stirn, den Wangen und Schläfen und an den Händen. Im Uebrigen ist, wie gesagt, vielfach der ganze Körper mit wirklich zierenden und zierlichen kleinen Narben, die zu sehr gefälligen Mustern zusammengestellt werden, bedeckt. Die Narben werden in der bekannten Weise dadurch hergestellt, dass man eine kleine Hautfalte zusammenkneift und deren Scheitel durch einen ziemlich tiefen, etwa 1 cmtr. langen, Schnitt aufritzt. Hierzu dient in Surinam meist ein Rasirmesser. Die rasch heilende Wunde bildet später eine Narbe in Gestalt eines kleinen Wulsts, deren Farbe heller ist, wie die der übrigen Haut. Angenehm kann diese Operation, bei welcher dem oder der Betreffenden Tausende solcher Schnittchen beigebracht werden, nicht gerade sein, aber was thut der Mensch nicht Alles der lieben Eitelkeit halber! Ein mit Narben verzierter Rücken, oder, zumal bei den jungen Mädchen, die ornamentirten Busen und Oberschenkel sehen indessen wirklich entschieden hübscher aus, wie die entsprechenden Theile der gewöhnlichen Neger. Die Mädchen zeigen ihre Narben gern und ohne Ziererei, geradeso etwa wie eine Europäerin ihre Schmucksachen; dabei lassen sie in ihrer Harmlosigkeit allerdings zuweilen gewisse narbengezierte Stellen ihres schönen Körpers bewundern, die man bei uns zu den diskretesten zu rechnen pflegt.

Als ich einst die Schnittnarben einer jungen Buschnegerin, deren Busen von den Ach-

selhöhlen bis hinauf zur Warze dicht mit solchen verziert war, abzeichnete, und ihr die Sache langweilig wurde, ergriff sie mit beiden Händen ihre sehr entwickelten „Reh-Zwillinge“, ¹⁾ spritzte mir aus jedem derselben einen lauwarmen Strahl Milch ins Gesicht und lief lachend von dannen. Das war eben ein kleiner Buschnegerscherz.

Hier die getreue Kopie der Nackenverzierung einer Buschnegerin, die sich in derselben Weise über den ganzen Körper erstreckte.



Nacken-Ziernarben einer Buschnegerin.

Neben dieser merkwürdigen Hautzier verschmähen die Buschneger aber auch anderen, theils importirten, theils selbst verfertigten Schmuck nicht, wenn sie hierin auch lange nicht so weit gehen, wie die Indianer. Auf den geradezu kolossalen Luxus, welchen die Begüterten unter ihnen oft mit den erwähnten *pantje's* treiben, werden wir noch zurückkommen. Die Männer sowohl wie die Frauen und Mädchen lieben vor Allem schmale, aus Baumwollenfäden künstlich geflochtene, ziemlich fest ansitzende, unseren Strumpfbändern entsprechende Bänder oder Ringe an den Oberarmen, den Hand- und Fussgelenken, sowie unterhalb der Kniee. ²⁾ Dieselben werden mit weissem Thon (negerengl. „Klei“ oder „pimpa doti,“ demselben Material, aus welchem die Indianer ihre Töpfe verfertigen ³⁾ eingerieben und heben sich so von der schwarzen Haut ganz gefällig ab. Der Buschneger thont und tüncht diese Bänder mit derselben Sorge und Beständigkeit, wie etwa der deutsche Kavallerist sein weisses Bandolier, der Reitknecht den Satteltgurt. Ist er zufällig nicht im Besitz eines der Baumwollbänder, so pinselt er sich einfach einen weissen Streifen um Arme oder Beine. Aus europäischen Glasperlen fertigen die Mädchen zierliche Halskettchen, Armbänder und Ringe an, welche dermassen den entsprechenden Arbeiten der Neger und Kaffern in Afrika gleichen, dass selbst alterfahrene und vielge-reiste Ethnographen und Sammler dieselben nicht unterscheiden können. Auch eiserne Ringe am Oberarm oder an den Handgelenken sieht man vielfach.

Eine besondere Vorliebe hegen die Buschneger für Fingerringe und zwar merkwürdiger Weise hauptsächlich für die dünnen Messingringe, die bei uns von Tapezirern zum Befestigen von Vorhängen benutzt werden, sogenannte Gardinenringe. Dieselben, die in Europa ausserordentlich billig sind, werden zu Tausenden jährlich zu guten Preisen an die Buschneger verkauft. Eine Buschnegerin, die hundert solcher Ringlein an den Fingern, zumal an den Daumen trägt, ist durchaus keine Seltenheit. *De gustibus non est disputandum.* Lippen-, Nasen-, oder Ohrschmuck erinnere ich mich nicht gesehen zu haben.

Grosse Pflege widmen die Buschneger wie alle Neger ihrem Haupthaar. Entweder tragen sie nur den natürlichen Lockenfilz, der aber fortwährend sorgfältig mit oft riesigen, an manche Produkte der Südsee erinnernden selbstverfertigten Kämmen (s. weiter unten) durchfurcht wird, oder sie rasiren das Haar oberhalb der Stirn und Schläfen. Kindern

¹⁾ Hohelied Sal. 4. 5; 7. 3.

²⁾ Vgl. Die Photographie 4 auf Tafel VI.

³⁾ Eine Analyse solchen Thons findet sich in den Verh. d. berliner Ges. für A. E. u. U. 1883. p. 406. Proben davon übergab ich dem hiesigen Museum für Völkerkunde. Näheres darüber folgt weiter unten.

⁴⁾ Auch die Indianer tragen, wie wir weiter unten sehen werden, ähnliche Bänder und „Manschetten“, färben dieselben aber niemals weiss, sondern stets roth.

schneidet man auch gern einen schmalen Streifen ringsum aus der dichten Wolle heraus, während ganz Elegante ihr Haar gerade so wie die Kaffern, mit vieler Mühe in unzählige kleine Zöpfchen flechten, die dann steif vom Kopf abstehen.

Die Hauptzier aller Buschneger ist ihre Reinlichkeit, auch eine Eigenthümlichkeit, durch welche sie sich durchaus von den übrigen Negern unterscheiden. Ich kenne kein Volk, das dermassen auf Baden, Waschen des Körpers, Putzen der Zähne usw. versessen ist, wie die Buschneger; sie sind die reinen Amphibien.

Auf unserer Maronifahrt stiessen wir einmal, als wir am Ufer dieses Riesenstroms anlegten, um zu frühstücken und unseren Ruderern Erholung zu gönnen, auf eine Gesellschaft von Buschnegern, die sich gleichfalls anschickten, ein appetitliches Mahl, aus gerösteten, eben gefangenen Fischen und frischem, knusperigen Kassavebrod einzunehmen. Wir verfügten nur über unsere ewigen Sardinen und sonstige Konserven. Bevor aber die Buschneger nach der Speise auslangten, stürzten sie sich sämmtlich, Männer, Weiber und Kinder in den Fluss, und patschten im Wasser herum, dass es eine wahre Freude war; erst nach dieser Einleitung begannen sie pustend und triefend, unter stetem Lachen und Lärmen ihre Mahlzeit. Sobald diese beendet war, wiederholte sich dieselbe Szene. Wiederum sprang Jeder in den Fluss, die Zähne wurden mit Fingern und Holzstäbchen ausgefegt, der Mund unter Aeussderung der unglaublichsten Gutturaltöne ausgespült, wobei das Wasser in weiten, kunstvollen Bogen ausgespien wurde; dann erst rüstete man sich zur Weiterfahrt.

Alle Buschneger sind ausgezeichnete Ruderer,¹⁾ Schwimmer und Taucher, eine Folge des steten Lebens auf oder an den Wässern Guayana's. Ich hatte mehrfach Gelegenheit, mich hiervon zu überzeugen. So, als wir am 27. Februar 1890 die grosse Ansiedlung des Buschnegers Jacob(o), eines mürrischen, an Fettleibigkeit und Rheumatismus leidenden alten Knaben besucht hatten. In ziemlich schwerbeladenem Zeltboot (tentboot), einem zur Hälfte, ähnlich den venetianischen Gondeln, mit einer Hütte oder Verdeck versehenen Nachen wollten wir von Jacobo's Country („Dorf“, „Ansiedlung“ engl. „country“) über die im Allgemeinen ungefährlichen Stromschnellen des Oberen Saramacca nach unserm, oberhalb der Vleermuizenrotsen²⁾ verankerten Miniaturdampfer stromabwärts zurückkehren. Unsere Ruderer waren Surinamer; der Steuermann ein Europäer. Anfangs ging Alles gut: pfilschnell näherten wir uns der gefährlichen Stelle; zahlreiche Buschnegerinnen waren am Ufer mit Waschen oder Wasserschöpfen beschäftigt; ich selbst versuchte gerade eine Flasche Bier zu entkorken. Da, als der Pfropfen knallte, machte der Steuermann eine falsche Bewegung, unser Boot schoss, statt mit dem Bug, mit der Breitseite in den Wassertall und kippte um. Unter lautem Hülferrufen springen meine Surinamer in die brausenden Fluthen. Dass ich meine Flasche Bier im Stich liess, aus meinem Käfig herauskroch und dem Beispiel der Bootsleute folgte, ist selbstverständlich. Von Gefahr war für einen Schwimmer keine Rede; das Boot sass auf den Felsen fest. Leider aber wurde unser ganzes werthvolles Gepäck über Bord geschwemmt, darunter die lederne Reisetasche, in welcher meine photographischen Apparate mit all meinen Aufnahmen sich befanden. Sie trieb glücklicherweise munter auf den Wellen. Ich schwamm ihr nach, erhaschte sie und begann dann,

¹⁾ Unter „Rudern“ ist hier und des Ferneren immer ausschliesslich das Handhaben von Schaufeln, nie von Riemen zu verstehen.

²⁾ Vgl. die vortreffliche „Kaart van Suriname“ von CATEAU VAN ROSEVELT u. v. LANSBERGE, 1890—79.

nachdem ich auf irgend einem Granitblock wieder festen Fuss gefunden, um Hülfe nach dem Ufer hin zu winken. Hier bot sich ein merkwürdiger Anblick.

Die am Ufer versammelten Buschnegerinnen hatten in dem Augenblick, in welchem unser Boot kenterte, ein gellendes, schrilles Geheul und Geschrei angestimmt, das man gar nicht beschreiben kann. Man muss es gehört haben, um es nie wieder zu vergessen. Die darauf hin aus dem nahe gelegenen Dorf ans Ufer eilenden Buschneger übersahen sofort die Situation — meine des Schwimmens unkundigen Begleiter hatten sich an das festgekeilte Boot angeklammert — und nun entwickelte sich für die braven Bosch ein kolossales „Plisiri,“ (Plaisier) ein herrlicher Wassersport. Wie die Seehunde stürzten sie sich vom felsigen Ufer in den reissenden Strom, liessen sich nach den Felsen treiben, und begannen hier mit Eifer ihr Rettungswerk. Der Inhalt unseres Boots, lebendes (z. B. eine gefesselte Ente, die uns für unser Mittagmahl verehrt worden war) und todtcs Inventar, sofern letzteres nicht dem Atlantischen Ozean zutrieb, wurde rasch mit vereinten Kräften ans Ufer geschafft. Ein, sich über den Scherz beinahe todt lachender, Buschneger schwamm mit meiner photographischen Ledertasche, die sich später als vollkommen wasserdicht erwies, davon, und alsbald machten die Leute sich an ihre freiwillige Arbeit als Taucher. Es war schier unfassbar, wie die Kerle binnen kurzer Zeit beinahe alle Gegenstände, die versunken waren, aus dem brausenden Fluss wieder ans Tageslicht brachten: Plaids und Decken, vollkommen durchnässte Handkoffer, eiserne Bestandtheile des verunglückten Boots, einen ruinirten „Kodak,“ Landkarten, Patronen, sogar das Messer mit Korkzieher, mit welchem ich im Augenblick des Unfalls die erwähnte Flasche Bier geöffnet hatte und selbst diese letztere wurden aus den schäumenden Fluthen wieder aufgefischt. Vor Freude strahlend schwamm ein Buschneger mit dem Messer im Munde ans Ufer. Er hatte den quer daransitzenden Pfropfen mit den Vorderzähnen festgebissen und liess sich von mir wie eine Flasche „entkorken“. Riesige allseitige Heiterkeit! Die Flasche, deren Inhalt ziemlich stark mit Saramacca-Wasser versetzt war, wurde unter allgemeinem Jubel geleert.

Nachdem unsere Sachen, mit Ausnahme der weggeschwemmten, so ziemlich wieder zusammen waren — das zerbrochene Boot liessen wir vorläufig auf den Felsen sitzen — begaben wir uns zu dem Hauptling JACOB, um mit ihm über die seinen Leuten zu zahlende Belohnung zu reden. Dieselbe kam natürlich ihm als Chef des Dorfs zu, um die Vertheilung hatten wir uns nicht zu kümmern. Die Summe, die der alte brummige JACOB nannte, war ausserordentlich bescheiden: ich glaube, er verlangte 7 Gulden. Dass wir mehr gaben, war ihm weiter nicht unangenehm, aber auch dieser Vorfall zeigt, dass die Bosch anständige Kerle sind. —

Es liegt mir nun durchaus fern, die Buschneger irgendwie als Idealmenschen schildern zu wollen; das sind sie ebenso wenig wie wir selbst. Das Schlimmste aber, was ich den Leuten vorwerfen kann, ist ihr Geruch: sie stinken furchtbar! — diese reinlichen Menschen!

Ich bin überzeugt, dass mein hochverehrter Freund Prof. G. FRITSCH, wenn ihm diese Zeilen vor Augen kommen, ausrufen wird: „Na natürlich! Das habe ich ja immer gesagt! Der Neger oder Kaffer, der sich nie oder selten wäscht, riecht, hat seinen spezifischen und speziellen Geruch wie jeder Europäer und Mensch überhaupt, der reinliche Kaffer aber, z. B. der Sulu, der jeden Tag sein Bad nimmt, stinkt.“ Bei dem unreinlichen Neger sind die Poren verstopft, bei dem peinlich sauberen — soweit es sich um Waschen und Baden handelt — nackten Buschneger hindert Nichts dessen Ausdünstung, und diese Ausdünstung ist unseren europäischen olfaktorischen Nerven nun einmal nicht sympathisch.

Ueber den Völkergeruch ist Mancherlei geschrieben worden. Einige Forscher und Reisende erkennen ihn an, Andere wieder verläugnen ihn. Ich glaube, dass das von den Geruchsnerven der Betreffenden abhängt.

Wodurch erkennt und findet denn der Hund die Spur seines Herrn oder seiner Herrin? — doch nur durch die Nase; folglich riecht der Herr oder die Herrin anders wie andere Leute; an ihrem Geruch erkennt sie der Hund.

Darum ist es mir unverständlich, wie z. B. mein in Kamerun verstorbener Freund Dr. Ludwig Wolf sich immer dagegen sträubte, zuzugeben, dass den Negern ein besonderer, uns Europäern widerlicher, Geruch eigen sei. Wolf roch diesen Duft einfach nicht. Für mich ist er unverkennbar, überwältigend; auf Portug.-Brasilisch nennt man ihn „Catinga“. Ich weiss allerdings auch, dass Neger Kleidungsstücke, getragene Wäsche u. dgl. verschiedener Europäer durch die Nase genau so unterscheiden, wie bei uns ein Jagd- oder Blut-hund. Das wollte Wolf allerdings auch niemals glauben.

Der einem Individuum als Mitglied einer Rasse, eines Volks eigene Geruch braucht nicht immer einzig und allein seinen Ursprung in dessen Ausdünstung zu haben; er haftet ihm aber dennoch als ethnologisches Merkmal an. Der Egyptianer riecht nach Eselschweiss; die reizende Indierin nach parfümirtem Kuhmist; die Japanerin nach Wachspomnade; die schönste Basuto, die Nubierin, nach ranzigem Fett oder verdorbenem Rhizinusöl. Wer einmal in China, oder sonst wo im Auslande, in einem chinesischen Viertel war, wird den Chinesen-Geruch nicht vergessen, oder, wenn er ihn vergessen hat, so wird er, sobald er den ersten Chinesen wieder sieht und riecht, sich in das betreffende Milieu zurückversetzt glauben¹⁾. Die Javaninnen, Malayinnen und Kanakinnen riechen, abgesehen von ihrem Spezialduft, nach dem vielfach ranzigem Kokosnussöl, mit dem sie ihr prächtiges Haar salben. Beim Geruch von verdorbenem oder brenzlichem Oel muss ich sofort an die schönen Mädchen der Molukken denken.

Als ich vor langen Jahren einmal hungernd und fieberkrank in Paraguay in eine Zitrone biss, glaubte ich Austern zu essen. Wenn ich heute Aas oder Kloaken rieche, denke ich unwillkürlich — an meine Buschneger.

Die Thatsache, dass allen Negern (und Negerinnen), vom Afrikaner in Afrika bis zum schwarzen Enkel des dunklen Kontinents im amerikanischen Urwald oder, (in Frack und weisser Binde, oder goldstrotzender Uniform) in Washington, Port an Prince, oder Berlin ein penetranter Geruch, der, je reinlicher das Individuum, desto stärker, eigen ist, kann einfach nicht abgeläugnet werden.

Als ich vor Jahren in Süd-Afrika in der Nähe von Port Elizabeth mit einem Freunde spazieren ritt und wir die herrliche Morgenluft mit vollen Zügen genossen, umgab uns plötzlich wie eine unsichtbare pestschwangere Wolke, eine, anscheinend unverkennbar nach Aas riechende Athmosphäre. Wir gaben, um derselben zu entweichen, unsern Pferden die Sporen und stiessen in einer nahen kleinen Lichtung des Buschs, nicht etwa auf den Kadaver irgend eines verendeten Ochsens, sondern auf eine Gruppe nackter Kaffern, die soeben in einem Flösschen gebadet hatten! —

¹⁾ Soeben finde ich eine Notiz bei SCHUYLER „Turkestan“ II. p. 159 der noch weiter geht, wie ich. Er schreibt: „Chinese smell, a smell which it is impossible to describe, mingled of opium, of garlic and of filth of every kind; but which, once perceived, is never forgotten. I knew it at once, for it was the most highly concentrated form of that faint, curious, pungent odour which hangs about boxes and parcels brought unopened from China“.

Um aber wieder auf unsere Buschneger zurück zu kommen, so kann man ihnen wegen ihres Geruchs, der ihnen nun einmal anhaftet, keinen Vorwurf machen, bedauernswerther sind diese reinlichen Menschen darum, dass unter ihnen in hohem Grade Krankheiten herrschen, die wir nur als schmutzige bezeichnen können: Krätze, Yass¹⁾ und leider auch Syphilis. Ueber die Frage, ob diese Leiden im Lande entstanden, oder erst durch den Verkehr mit Europäern oder Asiaten eingeführt worden sind, masse ich mir kein Urtheil an. Als einziges Mittel gegen Syphilis gebrauchen die Buschneger irgend eine Lauge aus verbrannten Kräutern — „äsesi watra“, „Aschenwasser“ —; nur in den schlimmsten Fällen entschliessen sie sich, meist zu spät, die Hospitäler in Cayenne oder Paramaribo aufzusuchen. Nie werde ich meine Besuche mancher erstickend heissen Buschnegerhütte am oberen Maroni vergessen: Mann, Frau und Kinder an Syphilis mit seinen furchtbarsten Erscheinungen leidend, die Kinder auch noch mit Yass behaftet, bei lebendigem Leibe verfaulend, dabei ein Geruch nach Eiter, Verwesung, Buschnegern im Allgemeinen — schauderhaft! —

Was die oft aus 50 und mehr Häusern und Hütten bestehenden Ansiedelungen der Buschneger betrifft, so machen dieselben, soweit ich sie kennen lernte, den Eindruck sehr sauberer und wohlgehaltener afrikanischer Dörfer. Es mag sein, dass hierbei auch der Einfluss der Herrnhuter, sowie gewisse Erinnerungen an die frühere Sklavenzeit sich geltend machen. Die von Palmen oder geschonten Urwaldbäumen beschatteten Strassen, die sich zwar nicht immer gerade rechtwinklich kreuzen, sind rein und in gutem Zustande, vielfach reiner und besser wie manche Dorfstrasse in Europa. Die mit der Front, in welcher sich die Thüre befindet, gegen die Strassen hin gebauten, oft dicht an einander sich reihenden Hütten bestehen durchgängig aus einer fünfeckigen Vorder- und Hinterwand, die zu beiden Seiten von einem, oft bis zum Boden reichenden Giebeldach aus Palmblättern bedeckt ist²⁾. Das Innere der Hütte ist dunkel; Fenster sind keine vorhanden. Die Wände bestehen meist aus ausserordentlich kunstvoll zu afrikanischen Mustern zusammengeflochtenen Palmblättern; Baumstämme oder Bambus bilden die Pfosten. Nur die Hütten der Wohlhabenden und meist auch die Vorrathskammern für Kassave u. s. w. ruhen auf Pfählen. Im Innern ist die Hütte in zwei Räume getheilt, von denen der hintere als Schlafgemach dient, während in dem vorderen, durch die Thür erhellten Theil die Bewohner, wenn etwa der Regen sie zwingt, ein Unterkommen zu suchen, sich aufzuhalten pflegen. Hier waltet auch die Buschnegerin ihrer Pflichten als Mutter und Hausfrau. Dass im Uebrigen alle häuslichen und sonstigen Beschäftigungen im Freien vorgenommen werden, ist selbstverständlich. Wenngleich die Buschneger im Allgemeinen auf einem mit Palmblättern bedeckten Bambus-

¹⁾ Diese ebenso merkwürdige, wie furchtbare Krankheit lernte ich früher in den Molukken unter dem Namen „Framboisie“ kennen. Nur kleine Kinder waren von ihr behaftet. Sie waren dann von himberähnlichen rothen Geschwüren vollkommen bedeckt, zumal im Gesicht. Die Geschwüre vereiterten und heilten, ohne auffallende Narben zu hinterlassen. Man betrachtete das Leiden als eine Art Kinderkrankheit.

Schlimmer und abschreckender tritt das „Papilloma tropicum“ in Guayana auf. Bei einem Besuch des Hospitals in Paramaribo stellte mir der leitende Arzt über 60 Patienten vor, die mit Yass behaftet waren. „Yass“ = englisch: „Yaws“ (von engl. „to yaw“ = „Blasen werfen“), wird von den Negern „krasi-krasi“ (von holländ. „krassen“ = „kratzen“, also wie „scabies“ von „scabere“) genannt. Die überwiegende Mehrzahl der Patienten bildeten ostindische Kulis und allerlei Mischlinge. Dieselben behaupteten, ihr Leiden durch Fliegenstiche gefangen zu haben. Die eiternden Geschwüre verbreiteten einen beinahe überwältigenden süß-widerlichen Geruch.

Die Kranken waren vollkommen isolirt, da die Ansteckungsgefahr gross zu sein scheint. Sie wurden kurz nach meinem Besuch nach der am rechten Ufer des Coppename, nahe der Mündung desselben gelegenen Leprosen-Station Batavia übergeführt.

²⁾ Man vgl. die Abbildungen auf Tafel III. und VI.

Lager schlafen, so findet man doch auch vielfach Hängematten bei ihnen in Gebrauch. Diese *hamaka* werden meist nicht von den amerikanischen Eingeborenen, denen wir die Erfindung derselben und das Wort dafür verdanken, sondern, da sowohl die geflochtenen arowakischen Hänge-matten oder Netze, wie die baumwollenen Hänge-Tücher bzw. Segel der Kariben recht theuer sind, von den weissen Händlern in Cayenne oder Paramaribo bezogen. Diese europäischen Hängematten stammen grösstentheils aus Sachsen.

Unter dem Hausrath der Buschneger findet sich nicht viel Originelles, d. h. Afrikanisches. Die Leute beschäftigen sich wenig mit kleiner Hausindustrie; sie haben, wie wir gleich sehen werden, draussen im Wald oder auf den Flüssen genug zu thun. Darum ziehen sie es vor, allerhand Töpferwaren, Schalen, Wasserflaschen, oder Körbe und Siebe von den Indianern, meist gegen Branntwein, den sie in der Hauptstadt erwerben, einzutauschen, um selbst nur ihren Lieblingsbeschäftigungen sich zu widmen. Der Buschneger ist nämlich, ganz im Gegensatz zum gewöhnlichen Neger, durchaus kein Faulenzer; er ist nicht nur ein fleissiger Arbeiter und Ruderer, sondern auch ein schlauer Kaufmann und gewiegtter Spekulant. Allerdings wird er sich nie und nimmer seiner persönlichen Freiheit oder Unabhängigkeit begeben, er wird nie als Arbeiter auf einer Fabrik, Plantage oder einem Placer eine Stellung annehmen, dahingegen wird er in seinem eigenen Interesse oft Tag und Nacht hindurch fleissiger arbeiten, wie jemals der tüchtigste Sklave.

Die Buschneger beschäftigen sich vor Allem damit, in den Wäldern des Oberen Guayana werthvolle Bäume zu fällen, dieselben roh zuzuhauen und nach der Küste, nach Paramaribo oder den Plantagen zu flössen, um sie hier mit hohem Verdienst zu verkaufen. Dann sind sie es, die in ihren Corjalen den ganzen Verkehr zwischen den im Innern auf den Placers lebenden Europäern und schwarzen Arbeitern, (auch zwischen den oberhalb der Wasserfälle stationirten Truppen) und der Küste vermitteln. Sie besitzen einfach das Monopol des Holzhandels sowie des Waaren- und Menschentransports auf den Flüssen, auf denen auch die kleinsten flachgehenden Dampfer (sofern solche vorhanden) nur bis unterhalb der Stromschnellen vordringen können, Strassen, oder Wege, die von der Küste ins Innere führen, giebt es weder in Holländisch, noch in Französisch Guayana; Jedermann, der weiter wie die ersten Wasserfälle stromaufwärts reisen will oder muss, ist einzig und allein auf die Buschneger angewiesen. Ebenso ist Jedermann, der in der Stadt oder auf den Plantagen Bedarf an Balken oder Brettern hat, gezwungen, diese von den Buschnegern zu kaufen, es sei denn, er zöge es vor, sein Baumaterial aus Nordamerika kommen zu lassen.

Der Buschneger ist für die Kolonie unentbehrlich ¹⁾, eine Folge des allgemein herrschenden Mangels an Arbeitskräften. Ein Surinamer, der ein Haus bauen, ein Plantagenbesitzer, hinter dessen Ansiedlung der jungfräuliche Urwald sich vielleicht auf viele Meilen erstreckt, der seine Baulichkeiten erneuern oder vergrössern will, sie könnten trotz hohen Lohns und glänzender Versprechungen nie genug Schwarze auftreiben, die das Fällen und Zurichten der nöthigen Bäume für sie besorgen würden. Das ist eine Arbeit, die, wie schon erwähnt, dem Neger nicht behagt, er „verdammt“ sie.

Darum kann man in Paramaribo stets Buschneger treffen, die, weit aus dem Innern kommend, ihre Corjals und die herabgeschwemmten Baumstämme das Ufer hinauf, bis dicht in die Nähe des am Surinamfluss gelegenen Markts gezogen haben und hier auf einer

¹⁾ In Demerara vermitteln Indianer den Verkehr auf den Flüssen.

Art von Börse ihre Waare, Bau- und sonstige werthvolle Hölzer, an den Mann bringen. Stämme und Balken solcher Holzarten, die in Folge ihrer Schwere im Wasser untersinken, werden an zwei, unter einander verbundenen Corjalen befestigt und so stromabwärts befördert. Da die Buschneger ungemein schlaue, auch den Betrug durchaus nicht scheuende Händler sind, so ist grosse Vorsicht im kaufmännischen Verkehr mit denselben geboten. Die Surinamer Juden, bei denen die Buschneger wiederum ihre Bedürfnisse einkaufen, werden ihnen aber in dieser Beziehung gewachsen sein.

Das Holz, für welches manchmal sehr hohe Preise bezahlt werden, kostet den Buschnegern so gut wie gar nichts. „*Time*“ ist da draussen ja nicht „*Money*“ und die Arbeit im Wald oder auf dem Fluss macht dem Buschneger Vergnügen.

Zu den vielen Vorrechten und Vergünstigungen, deren sich die Bosch im Gegensatz zu den übrigen Negern erfreuen — sie zahlen z. B. keinen Cent Kopf- oder sonstige Steuer — gehört auch die Erlaubniss, im Urwald nach Belieben die werthvollsten Bäume zu fällen und dadurch zum Eigenthum zu erwerben. Dabei ist das innere Surinam durchaus nicht etwa als ein „*no man's land*“ zu betrachten. Seit Entdeckung der Goldlager ist sicher der grösste Theil der ganzen Kolonie, soweit sie nicht gänzlich terra incognita ist, durch Kauf- oder Pachtverträge, wenigstens auf dem Papier, in den Besitz von Privatleuten, Gesellschaften, Spekulanten u. dgl. übergegangen. Herrenloses Land giebt es überhaupt nicht, denn Surinam gehört doch am Ende den Holländern, nicht den Buschnegern, aber während man, um ein Beispiel zu wählen, sofort jeden Portugiesen oder Chinesen von einem Grundstück, auf dem er sich erlauben würde, ohne Erlaubniss Bäume zu fällen, wegzagen oder mindestens eine Pacht, oder Steuer von ihm verlangen würde, lässt man die Buschneger ruhig im Wald schalten und walten.

Man hütet sich eben ungemein, in die Eigenheiten dieser Herren irgendwie störend einzugreifen.

Nur eins ist den Buschnegern in Surinam — soweit das Auge des Gesetzes reicht — verboten: sie dürfen nicht nach Gold graben. Der Besitzer irgend einer Urwaldparzelle oder eines Placers sagt ihnen:¹⁾ „Thut was Ihr wollt, legt Ansiedlungen an, fällt Bäume, baut Bananen und Mandioka, aber kratzt mir nicht im Boden herum oder sucht mir nicht nach Gold in den Creeks, sonst“ —! Ja, mehr kann er kaum sagen, höchstens etwa: „sonst thut mir den Gefallen und verkauft das Gold, das Ihr bei mir findet, wenigstens mir, nicht einem Andern.“ —

Noch viel grössere „*Swells*“ wie die Holzhändler in Paramaribo waren die Buschneger am Maroni, die, wie schon erwähnt, den Transport von Passagieren, Lebensmitteln, Werkzeugen, Maschinen von Albina oder der französischen Deportationsstation St. Laurent aus nach dem oberen Maroni, zumal nach den reichen, zwischen Lawa und Tapanahoni gelegenen, Goldlagern vermittelten.²⁾

Die Summen, welche die Buschneger hier in kurzer Zeit verdienten und heute wieder verdienen, klingen einfach unglaublich. Ich kann sie aber getrost mittheilen, weil mein Gewährsmann der Stelle nicht fern steht, an welcher der grösste Theil dieses Gewinnstes wieder ausgegeben wurde.

¹⁾ Ich will damit nicht andeuten, das er überhaupt um seine Erlaubniss gefragt werde.

²⁾ Dies zur Zeit meines Aufenthalts zwischen Holland und Frankreich streitige Land ist inzwischen durch Schiedsspruch des Kaisers von Russland den Holländern zugesprochen worden. Vgl. hierüber Verh. der berliner Ges. für Erdkunde 1891 Sitzg. vom 4.7.91 und die Kölnische Zeitung vom 4 Juni 1891.

Der Vertreter der Holländischen Regierung in Albina zahlte zu meiner Zeit den Buschnegern, die nach dem, am Zusammenfluss des Lawa und Tapanahoni gelegenen, Militärposten Lebensmittel und Ablösungsmannschaften brachten, 300 Gulden für ein Canoe, und ein genauer Kenner der dortigen Verhältnisse berechnete den Lohn, welchen die Buschneger in wenigen Jahren durch den Güter- und Menschentransport nach den Lawa-Goldfeldern erworben hatten, auf über 400.000 Frances! Die Buschneger am Maroni sind also nicht nur wohlhabend, sondern, für dortige Verhältnisse, geradezu reich zu nennen.

Die übrigen Neger sind viel zu faul und ausserdem auch gar nicht im Stande, mit den Buschnegern, diesen unermüdlichen Ruderern und genauen Kennern der oberen Flüsse irgendwie in Wettbetrieb zu treten.

Auf die naheliegende Frage, was denn die Buschneger mit all diesem Geld anfangen, ist die Antwort unschwer gefunden: sie geben es bei den europäisch-amerikanischen Händlern wieder aus. Es mag Einzelne unter ihnen geben, die ihre blanken Fünfrankenthaler, Dollars oder Gulden vergraben oder sonstwie aufbewahren, diese bilden aber die Ausnahmen. Die grössere Mehrzahl verplempert, abgesehen natürlich von den Ausgaben für wirkliche Bedarfsartikel wie Salz oder Schiesspulver, den durch harte, schwere Arbeit erworbenen Verdienst in rein kindischer Weise dadurch, dass sie so lange ihr Geld reicht, Alles kaufen, was ihnen gefällt. Das meiste Geld dieser beinahe nackt herumlaufenden „Wilden“ wird, so unglaublich das klingen mag, beim Ankauf von „Toiletten“, nicht nur für ihre Freundinnen, Frauen und Töchter, sondern auch für ihre Todten verschwendet.

Bevor wir hierauf näher eingehen, muss eine, wie mir scheint, völkerkundlich wichtige Thatsache hervorgehoben werden: die Buschneger sind keine Säufer. Der Buschneger trinkt ganz gern eine Flasche Porter oder Bier, auch ein Glas Branntwein, zumal wenn er es nicht zu bezahlen braucht, er mag sich auch gelegentlich einmal betrinken, aber er ist im Allgemeinen ein nüchterner Mensch. Weder bereitet er sich selbst berauschende Getränke, noch kauft er solche beim Europäer; in enger Berührung mit den sich zu Tode trinkenden Indianern lebend, häufig der Verführung in den Küstenplätzen ausgesetzt, fällt er nie dem Laster der Trunksucht anheim. Es sind eben ganz merkwürdige Leute, diese Neger im amerikanischen Urwald.

Sie erinnerten mich — mutatis mutandis — an die inmitten einer saufenden Bevölkerung lebenden, durchaus nüchternen Juden in Sibirien. Ich habe beobachtet, dass Buschneger den Laden eines europäischen Händlers besuchten und den ihnen nach Landessitte vorgesetzten Vermouth oder Branntwein vollkommen unbeachtet liessen. Erst nachdem die Geschäfte, nach oft stundenlangen Verhandlungen abgeschlossen waren, tranken auch sie ihr Gläschen — aber nicht mehr.

Beinahe noch überraschender, wie diese Enthaltksamkeit, war aber der Gleichmuth, mit welchem sie die theuersten, unpraktischsten europäischen Erzeugnisse, die ihnen gerade getielen, kauften, zumal aber ihre geradezu erstaunliche Verschwendung, wenn es sich um bunte Tücher für ihre Schönen handelte.

Da betritt so ein mehr oder minder nackter Pater familias mit seinen weiblichen Angehörigen, Gattin oder Gattinnen, Töchtern, Nichten und Kusinen, die Alle, wie die Orgelpfeifen rangirt, im Gänsemarsch hinter ihm einerschreiten, einen Laden. Die jungen Negerinnen sind hübsch, die älteren waren es wohl einst; Alle sind bis zu den Hüften dekolletirt. Sie werden freundlichst begrüsst; man beeilt sich, für die Damen Stühle herbeizuholen. In die Enden und Zipfel der Pantje's und Toga's eingeknüpft tragen die Leute

ihr Geld, das sie nun gerne los werden möchten. Wie alle Neger und Farbige wird aber der Betreffende nie gleich den Gegenstand nennen, den er wirklich kaufen möchte; bedarf er z. B. einer Axt oder eines Buschmessers, so wird er sich Sonnenschirme vorlegen oder die Vorzüge einer Nähmaschine oder meinethalben von Schlittschuhen erklären lassen. Er wäre auch im Stande, von letzteren ein Dutzend zu kaufen, wenn sie ihm wirklich einmal vorgelegt würden.

Das weibliche Gefolge durchstöbert inzwischen ungenirt den Laden; dienstbereit werden ihm herrliche bunte Kattune, die nur der englische, nie aber der deutsche Fabrikant dem Geschmack der Buschneger entsprechend anfertigt, unterbreitet, und lange bevor „the old gentleman“ mit seinem Geschäft zum Abschluss gekommen ist, haben die Damen ihre Wahl getroffen.

Nun kostet ein Stück Kattun von der zu einem „Pantje“, also einem vollkommenen Kleid einer Buschnegerin erforderlichen Grösse, durchschnittlich 1 Gulden (1 fr. 50 franz.). Ich habe es aber erlebt, dass reiche Buschneger mit der grössten Seelenruhe sich für 2- bis 300 Francs „Pantje's“ aus den verschiedensten Kattunrollen abschneiden liessen, ihren Damen also, um den Vorgang ins Europäische zu übersetzen, 200 Toiletten auf einmal schenkten und dieselben sofort bezahlten! Ich weiss aus zuverlässiger Quelle, dass Buschneger bunte Kattune bis zum Werth von 1000 Francs kauften, um darin Leichen verstorbener Angehörigen einzuwickeln. Ausserdem kauft der Buschneger einfach Alles, was ihn reizt oder was man ihm anschwätzen kann, wenn er auch nicht den geringsten Begriff von der Verwendung des betreffenden Gegenstandes hat. Mein Gewährsmann verkaufte nicht nur theure böhmische Gläser, die natürlich nie benutzt werden, (wozu hat man denn die hohle Hand oder die Kalebasse?), nein, auch kostspielige Petroleumlampen (ohne Docht und Petroleum); ein silbernes Kaffeegeschirr an einen Mann, der nie in seinem Leben Kaffee getrunken hat, und wohl auch niemals solchen trinken wird; sogar eine goldene Taschenuhr an einen Glücklichen, dem nie eine Stunde schlug, der aber auch keine Tasche besass und der überhaupt gar nicht wusste, wozu die Uhr diene.

Auf diese Weise geben die Buschneger ihr Geld aus.

Wenn sie nun auch in der Lage sind, Alles, was sie für ihren Haushalt, ihr Leben überhaupt, nöthig haben, bei den Händlern in Paramaribo, Cayenne oder St. Laurent zu kaufen, oder bei den Indianern einzutauschen, so hat sich bei den Buschnegern neben der Kunst des Anfertigens von Corjalen, die aber mehr als ein Berufsgeschäft zu betrachten ist, doch eine kleine Hausindustrie erhalten, die zwar vielfach nur zur Unterhaltung betrieben wird, deren Erzeugnisse aber darum sehr interessant sind, weil sie weder einen rein afrikanischen, noch gar irgend welchen amerikanischen, sondern eben einen ganz unverkennbar spezifischen Buschnegercharakter aufweisen. Dazu gehören vor Allem die durchbrochenen, mit Messingnägeln verzierten Holzschnitzereien: Niedrige Stühle, Bänkchen, Kämme, Wäscheklopfer u.s.w.; die Ruder¹⁾ werden ebenfalls sorgfältig geschnitzt, aber nicht mit Messingnägeln verziert, wohl aber die Corjale. Wenn ich auch die beiden nebenstehend abgebildeten riesigen Kämme (36 bzw. 21 cmtr. lang und 12 bzw. 9 cmtr. breit) im Verdacht habe, dass sie zum Zweck des Verkaufs angefertigt sind, so geben sie doch ein gutes Bild von der merkwürdigen Buschneger-Ornamentik. Ein Ethnograph, der nie solch eine Schnitzerei gesehen, könnte sie schwerlich klassifiziren: hat man den Charakter

¹⁾ Ruder, wie die Kämme, nach KAPPLER aus dem Holz der *Apidosperma excelsa*.



1/4 nat. Gr.



Buschnegerkämme.

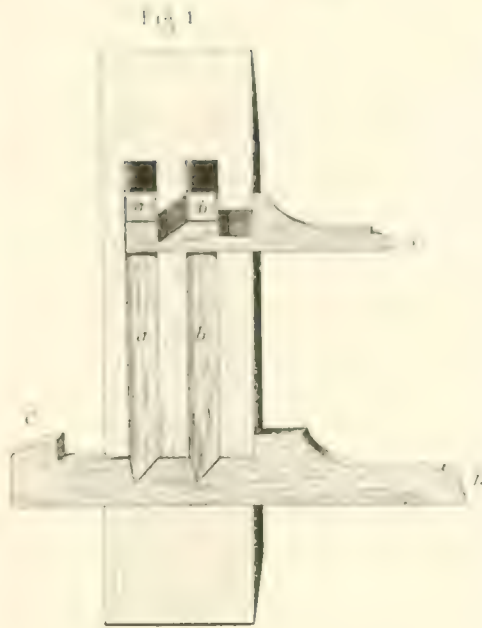
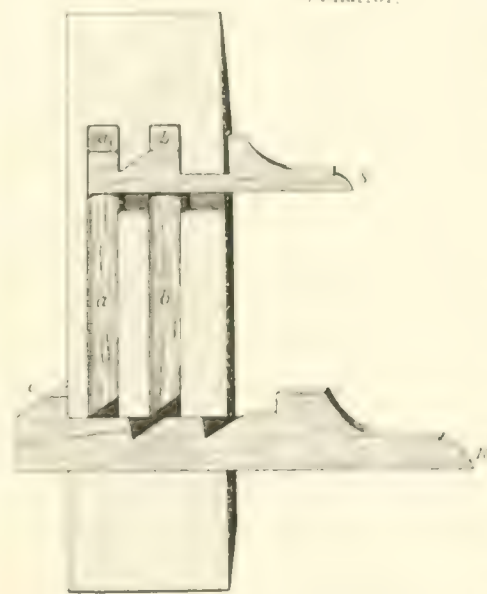


Fig. 1

1/4 nat. Gr.



Buschnegerschloss.

aber einmal kennen gelernt, so wird man ihn nicht wieder vergessen, noch mit irgend einem anderen Typus verwechseln.

Hier dürfte auch das Holzriegelschloss der Buschneger Erwähnung finden, welches sie, wie so manches Andere, aus ihrer afrikanischen Heimath nach der Neuen Welt herübergebracht haben, wo es wohl nicht bekannt war ¹⁾ und das heute auch von den übrigen Negern in Guayana noch vielfach benutzt wird. Es ist das Schloss der alten Aegypter, dasselbe, das „in Europa noch bis zum Anfang des 10 Jahrhunderts allgemein üblich“ ²⁾ war, das man auch heute noch in Deutschland vielfach finden kann, das aber kein Europäer, der den Mechanismus nicht kennt, zu öffnen im Stande ist. ³⁾

Die Abbildung zeigt uns das Schloss von hinten, also von der Seite, mit welcher es an die betreffende Thüre befestigt wird.

Auf Figur 1 ist die Thür durch den vorgeschobenen Riegel *R* geschlossen, bei Fig. 2 ist der Riegel zurückgezogen. Der in Fig. 1, links herausragende Kopf *C*, muss als in einen Krampen oder in einen dazu genügend ausgehöhlten

¹⁾ Oder doch? ²⁾ MEYERS Conversat. Lexicon 1889. p. 539; vgl. auch WAITZ. Anthropol. d. N. II p. 39 (nach CAILLIÉ, RICHARDSON, BOWDICH) für Afrika; BÖTTIGER „Kleine Schriften“ Leipzig 1859. Bd. 3. p. 129 „Schlösser und Schlüssel des Alterthums.“

³⁾ Vgl. Zeitschrift für Ethnologie 1891. p. 726 d. Verh. mit Abbildung. (Harz und Nubien). Mein Diener erkannte das Buschneger-Schloss sofort, da in seiner Heimath, in der Nähe von Frankfurt a. Main, die Thüren der Scheunen und Ställe mit derselben Vorrichtung zugesperrt werden. Einen ganz ähnlichen Holzschlüssel besitze ich von den Wasaramo im östlichen Afrika.

Pfosten eingeschoben gedacht werden. Der lose Schlüssel *S* in Fig. 1 kann in dieser Lage herausgezogen werden, *R* ist dagegen unbeweglich, weil der Riegel durch die unteren spitzen Enden der lose im Schloss beweglichen Holzklötzchen *a* und *b* festgehalten wird; *a* und *b* sind oben mit zwei Einschnitten versehen, die das Einschieben und Herausziehen des Schlüssels erlauben.

Will man nun das Schloss öffnen, bzw. den Riegel zurückziehen, wie in Fig. 2, so führt man den Schlüssel wieder ein (wie in Fig. 1) und hebt denselben, und mit ihm die Klötzchen *a* und *b* senkrecht in die Höhe, so dass deren untere Zähne nicht mehr in den Riegel eingreifen, der jetzt, so lange man den Schlüssel hoch hält, leicht hin und her geschoben werden kann.

Meisterhaft verstehen die Buschneger das Anfertigen von Corjalen¹⁾. Entweder werden diese aus einem Baumstamm hergestellt, indem man denselben mit (europäischen) Beilen und Messern aushöhlt und aus dem ungefügen Urwaldriesen das ausserordentlich gefällige und zierliche, ebenso praktische wie schöne Fahrzeug geradezu herausschneidet, oder der mächtige Stamm wird in zwei Hälften zersägt, die dann ausgehöhlt und, nachdem man sie mit Wasser gefüllt hat, über einem leichten Feuer in die gewünschte Form durch eingeklemmte Holzstücke aus einander gebogen werden. Angenehm ist das Reisen in diesen Einbäumen gerade nicht. Abgesehen davon, dass sie ungemein leicht umschlagen, dass man nur nach Buschneger- oder Indianersitte mit angezogenen oder ausgestreckten Beinen ohne Rückenlehne in denselben hocken, nie aber in ihnen, wie in einem europäischen Nachen sitzen kann²⁾, erhalten sie durch die glühende Sonnenhitze leicht Risse, die den Reisenden zwingen, entweder Tage und Nächte hindurch ein Sitzbad zu geniessen oder aber durch unaufhörliches Ausschöpfen des eindringenden Wassers sich die Zeit zu vertreiben.

Nur in Corjalen ist es möglich, die unzähligen Stromschnellen und Wasserfälle Guayana's zu überwinden und nur die Buschneger verstehen sie hier zu handhaben.

Auch diese Einbäume bilden einen Handelsartikel der Bosh im Verkehr mit den Ansiedlern der Küste.

Für den Hausgebrauch fertigen die Buschneger ferner die ungeschlachten Mörser und Stampfer an, in und mit denen die ausgepresste Mandiokwurzel zu Mehl zermalmst wird³⁾. Man hört dieses dumpfe Stampfen, wenn man im leichten Corjal über die stillen Ströme Surinams dahingleitet, lange, bevor man die Buschneger-Ansiedlung selbst erreicht.

Wir werden, wenn wir die Indianer besprechen, auf die Bereitung des Kassavebrods zurückkommen. Immerhin mag hier erwähnt werden, dass wir beim Betreten der Buschneger-Dörfer oft den Eindruck erhielten, als sei frischer Schnee auf die Hütten gefallen. Alle Palmdächer waren dicht mit blendend weissen, frischgebackenen Kassavefladen, etwa von der vierfachen Grösse unserer Pfannkuchen bedeckt, die hier an der Sonne trockneten. Das Kassavebrod der Buschneger ist besser, wie das der Indianer, weil Erstere das Mehl zweimal sieben, Letztere nur einmal.

Die Frauen, denen neben der Pflege der Kinder, der Besorgung des Haushalts, dem Backen der Kassavefladen, dem Waschen der Kleidungsstücke, die Besorgung der Maniok-,

¹⁾ Näheres darüber findet sich bei KAPLER.

²⁾ Man vergl. den rechten Winkel, den Rücken und Beine des Mädchens auf Tafel VI. No. 4. bilden; ein Europäer, der versuchen wollte, in solcher Stellung zu rudern, würde den Corjal sofort umwerfen. Der Fremde setzt sich darum auch immer auf den Boden des schwanken Fahrzeugs.

³⁾ Vgl. Tafel III.

Mais-, Yam-, Bananen-, Nappi- (einer Dioscorea), Bataten- u. s. w. -Felder und Pflanzungen obliegt, beschäftigen sich in ihren „Musse“-Stunden mit der Anfertigung von Töpferwaren. Das Rohmaterial bildet weisser Thon, „klei- oder pimba-doti“, derselbe, der wie schon erwähnt, auch zum Weissmalen der Haut oder des Baumwollschmucks verwendet wird. Er wird stark mit Holzkohle vermengt und erhält dadurch beim Brennen eine glänzend schwarze Farbe.¹⁾ Die Formen der Schalen, Wasserflaschen, Schüsseln, bieten nichts Charakteristisches, da hier entschieden indianischer oder europäischer Einfluss zur Geltung kommt. Eine Sammlung solchen Töpferguts überwies ich dem hiesigen Museum für Völkerkunde. Origineller sind die aus den halbirten oder zerschnittenen Schalen getrockneter Flaschenkürbisse hergestellten Gefässe und löffelfartigen Schälchen, weil man dieselben mit eingeritzten Zeichnungen zu verzieren liebt. Verschiedene Kinkerlitzchen, welche die unter dem Einfluss der Herrnhuter stehenden christlichen Buschneger anfertigen, haben naturgemäss keinen ethnologischen Werth.

Damit wäre wohl die Kunstindustrie der Buschneger erschöpft. Allenfalls dürften noch die mit Zähnen, Muscheln u. s. w. verzierten Perlkettchen, die nicht als Schmuck, sondern als „Talismane“, „Obia“ (Zauber), getragen werden, Erwähnung finden.

Zur Herstellung eines „Obia“ kann übrigens jedes beliebige Material benutzt werden.

Dr. SPITZLY aus Paramaribo veröffentlichte in der Zeitschrift f. Ethnologie 1889, p. 213 d. Verh., ein „Obia“ bestehend in einer „Halschnur“ aus geflochtenen Mauritiusfasern, welche oben und unten durch ein wurzelähnliches, aus Schnüren gefertigtes und mit Lehm bestrichenes Geflecht geht, in welchem die Kraft des Talismans sitzen soll. Das wurzelähnliche Geflecht, mit Lehm bestrichen und mit Kaurimuscheln verziert, heisst „Pimba doti“, die Muscheln werden „Papa moni“ genannt.“ Hierbei ist Dr. SPITZLY wohl ein kleines Versehen untergelaufen. Die an der ganzen afrikanischen Westküste als kleine Münze gültige *Cypraea moneta* heisst allerdings auf Takitaki „Papa moni“, also „Papageld“ oder „Geldpapa“; das Wort „Pimba doti“ dürfte sich aber wohl nur auf den Thon, mit welchem das *Obia* bestrichen ist, nicht auf letzteres selbst beziehen.

Mir hat die Erklärung des Namens jenes weissen Thons einiges Kopfzerbrechen verursacht. Negerengl. „klei“ bedeutet, wie dasselbe holländische Wort: „Thon,“ „Lehm“; „doti“ (engl. „dirty“) neben „schmutzig“, auch „Erde“, „Boden“; „klei-doti“ entspricht also vollkommen unserem „Thonerde“.

Aber „Pimba-doti“? „Pimba“ konnte vielleicht von „pipa“ (wie „pampira“ von „Papier“) abgeleitet werden, also: „Pimba-doti“ = „Pfeifenthon“. Aber abgesehen davon, dass diese Erklärung gesucht ist, heisst „Pfeife“ auf Negerengl. „Pipa“ und nicht „Pimpa“, ebenso der betreffende Thon „Pimba-“ und nicht „Pimpa-doti“. Sollte das Wort vielleicht afrikanischen Ursprungs sein? Aber zweifellos! dort haben wir ja das berühmte „Pemba“: „Alle wurden nun von KALAMBA in das Wasser geschickt, um ein Vollbad zu nehmen und dann von ihm Pemba zu erhalten. Zu diesem Zweck zieht er Jedem, gross und klein, beiderlei Geschlechts über Stirn, Brust und Unterleib symbolische Striche mit flüssigem Thon, wodurch sie gegen Krankheiten, Unglücksfälle und Verwundungen während der bevorstehenden Reise geschützt sein sollen“²⁾.

„Am Morgen hatte der Häuptling Tschibamba seinen Leuten Pemba ertheilt,

¹⁾ Die aus demselben Thon angefertigten Töpferwaren der Indianer sind dagegen rothbraun.

²⁾ WISSMANN, WOLF etc. „Im Innern Afrika's“, Leipzig 1888, p. 310. (Bericht von v. FRANÇOIS.)

damit sie auf meinen Empfang würdig vorbereitet seien. Auch die hiesigen Baluba müssen von der Pembaertheilung ein Bad nehmen. Den Kreidestrich erhalten sie von der Stirn über Brust und Nabel hinaus".¹⁾

„Ich zwang die Aeltesten der Dörfer ihrem Oberhäuptling als Zeichen der Vergebung und des Friedens Pemba zu geben, eine Zeremonie, die darin besteht, dass der Aeltere dem Jüngeren auf Stirn und Brust mit Schlemmkreide ein weisses Zeichen macht".²⁾

Also zugleich mit dem Wort übertrugen die afrikanischen Sklaven auch die mit demselben verknüpften abergläubischen Ideen (die mit dem, was wir „Religion" nennen, gar nichts zu thun zu haben brauchen) auf das entsprechende Material, als sie es in Guayana fanden. Prinz BONAPARTE (p. 137) schreibt: „Ils s'enduisent (für ihre religiösen (?) Tänze) le corps avec une espèce d'argile blanche, ce qui leur donne un aspect tout particulier"; daher also der Name „pimba-doti" für Dr. SPITZLY's „Obia"; daher „pimba-doti" für den weissen Thon im Allgemeinen, gleichviel zu welchem Zweck er verwendet wird. —

Die Buschneger sind tüchtige und geschickte Jäger, wenngleich sie in dieser Beziehung von den Indianern übertroffen werden.

Zur Jagd auf grösseres Wild bedienen sie sich jetzt ausschliesslich europäischer Büchsen und Gewehre; Fische erlegen sie dagegen meist mit Bogen und Pfeilen, eine Sitte, die sie wohl von den Indianern angenommen haben. In der Art und Weise des Bogenspannens („arrow-release") besteht indessen ein Unterschied zwischen Buschnegern und Indianern, der gleich hier erwähnt werden kann. Beide legen den Pfeil auf den Bogen, wenn letzterer horizontal, links an denselben, wenn er gerade gehalten wird; in beiden Fällen hält der Zeigefinger der Linken Pfeil und Bogen leicht umspannt. Die Sehne wird von den Buschnegern mit dem dritten und vierten Finger gespannt, während Daumen und Zeigefinger nur den Pfeil halten; die Indianer spannen mit den vier Fingern der Rechten ohne den Daumen, wobei der Pfeil leicht zwischen Zeige- und Mittelfinger gehalten wird.

So habe ich es wenigstens beobachtet und an Ort und Stelle niedergeschrieben. Ich glaube nun diesen Einzelheiten weiter keine besonders hohe Bedeutung beilegen zu müssen. Ich habe gesehen, dass ein Indianer seinen Bogen gerade, der andere ihn in einem Winkel von 45° zur Erde, der dritte ihn horizontal hielt. Das wird wohl ganz von den Umständen abhängen: ob der Jäger stehend, kriechend oder liegend, ob ungedeckt oder im Dickicht schießt.

Von 8 Buschnegern (5 Männern und 3 Frauen) die ich zum ersten Mal genau untersuchen und beobachten konnte, waren zwei der Männer Linkser. Sie legten ihren Pfeil also rechts an den Bogen; drei von den 5 Kerlen hatten starke Nabelbrüche; eine der jungen Frauen schielte, die andere, schon erwähnte, spritzte mir ihre Milch ins Gesicht und eine ältere weibliche Person hinkte!

Welch herrliches Material für eine der heute leider nicht ohne Beispiel dastehenden anthropologisch-ethnographisch-statistischen Klassifizierungen! welch lohnender Stoff für einen Vortrag: „Die Buschneger nach eigener Anschauung" bei Gelegenheit irgend einer „Wanderversammlung"!

¹⁾ Ebenda p. 208.

²⁾ WISSMANN. „Meine zweite Durchquerung Aequatorial Afrika's". p. 70. „Pemba, ein weisser Farbstoff", (bei den Baluba) p. 99.

Wie gelehrt und wissenschaftlich würde z. B. der Satz klingen: „das Geschlechtsverhältniss der Buschnegerbevölkerung Guayanas dürfte sich ungefähr wie 5 (männl.) zu 3 (weibl.), also wie ca 166,66 zu 100 stellen; jedenfalls überwiegt die männliche Bevölkerung um ein Bedeutendes. 60 Prozent der Männer leidet an Nabelbrüchen; beinahe 40 Prozent derselben sind Linkser. Weit verbreitet ist bei den Frauen das Schielen (ca 33%) und Lahmheit (auch 33%) eine Folge ihres lasterhaften und schamlosen Lebenswandels und eben solcher Charakteranlage, die zumal im Verkehr mit Europäern in ihren schlimmsten Auswüchsen zu Tage tritt.“ — Quod erat demonstrandum. —

Indes leiden wirklich viele Buschneger an verkrüppelten Füßen und Beinen, eine natürliche Folge des Herumlaufens, — ohne jegliche Fussbekleidung —, auf spitzem Gestein oder im dornigen Wald. Man sieht sehr oft mehr oder minder vernarbte Fusswunden und Geschwüre, verwachsene Nägel und Zehen, auch dem Buschneger setzen die widerlichen Sandflöhe (*Pulex penetrans*, *sicca*, *nigua*, *jigger*) böse zu, kurz, eben so wenig, wie wir den „naekt“ einhergehenden Buschneger-Gatten und Familienvater darum beneiden können, dass er seinen Damen keine theuren Schneiderrechnungen zu bezahlen braucht, ebenso wenig ist der barfüssige Neger, dem zwar nie ein Schuster theure oder schlecht sitzende Stiefel anfertigt, besser daran wie wir.

Um nun wieder auf die Bogen und Pfeile der Buschneger zurückzukommen, so merkten wir bald, dass letztere sich ungern von diesen Jagdwerkzeugen trennen; nur mit grosser Mühe ist es mir gelungen die Exemplare, die sich jetzt im hiesigen Museum für Völkerkunde befinden, zu erwerben. Dieselben unterscheiden sich wenig oder gar nicht von denselben Waffen der Indianer; vielleicht sind sie auch von diesen angefertigt oder eingetauscht.

Früher, z. B. noch zur Zeit des kürzlich verstorbenen KAPPLER, besaßen die Buschneger ausgezeichnete Hunde, zweifellos Nachkommen der Hunde ihrer einstigen Herren, die, zur Jagd auf Panther, Tapire, Rehe und anderes Wild abgerichtet, von den Europäern zu hohen Preisen gekauft wurden. Dieselben scheinen ausgestorben zu sein; ich habe keinen mehr gesehen, dagegen verlangten Buschneger am oberen Saramacca einmal von uns für einen schönen, reich geschnitzten Corjal 50 Gulden oder einen Jagdhund.

Hunde können an der Küste nicht gedeihen; zwar werden solche auch von den Indianern als Wächter der Hütten gehalten, es sind das aber wirklich erbarmungswürdige Skelette und Karrikaturen unserer treuen Freunde. Auch die Hunde der Europäer verkommen rasch in Guayana. Aus den edelsten Thieren werden in kurzer Zeit von Zecken, Maden, Würmern und Ungeziefer aller Art bei lebendigem Leibe aufgeressene, sich stets kratzende und wälzende Geschöpfe. Will man die armen, nie spielenden, oder freundlichen Thiere streicheln, so schreien sie laut auf, da ihnen jede Berührung Schmerz bereitet, und kaum verrathen sie durch ein leichtes Wedeln ihres, bis zur Kahlheit eines Rattenschwanzes abgenagten Schweifs ihren Dank für die ungewohnte Liebkosung. —

Ueber die politischen Einrichtungen der Buschneger, über die Art und Weise ihrer Gemeinde- und Stammesverwaltung, oder darüber, ob sie Steuern an ihre Häuptlinge zahlen und in welcher Form dies geschieht, ob in Baar oder Naturalien, oder durch Frohndienste, zumal aber über ihre religiösen Ideen und Gebräuche bin ich leider nicht in der Lage, aus eigener Erfahrung Genaueres zu berichten.

Reichhaltiges Material hierüber findet sich in dem schon erwähnten Prachtwerk des Prinzen ROLAND BONAPARTE. Hoffentlich ist dasselbe zuverlässigen Quellen entnommen.

Um diese Verhältnisse wirklich kennen zu lernen, müsste man Jahre lang unter den Leuten hausen, sich in ihre Sprache, Begriffe und Anschauungen hineinleben, — eine dankbare und lohnende Aufgabe für jeden Ethnographen.

Was ihre „religiösen“ Anschauungen betrifft, so genügt mir der Name, mit dem sie ihren „Gott“, ein „höchstes Wesen“, den „grossen Geist“ bezeichnen sollen — „Gado“ (holl. „god“) — vollkommen, um alle daran geknüpften, wenn auch aus dem Munde der Buschneger entnommenen, Begriffe und Erklärungen als denselben von Europäern, zumal von Missionaren, untergeschobene bzw. suggerirte zu betrachten¹⁾.

Warum soll überhaupt jedes lebende Wesen an einen „Gott“ glauben? An welchen Gott glauben denn die Millionen von Buddhisten?

Viel eher lassen sich bei den Buschnegern Reste des afrikanischen Fetischismus nachweisen, obgleich auch hier grosse Vorsicht am Platze ist. „Obia“ und „Pemba“ haben wir schon erwähnt. Einen sogenannten Priesterstand (wie etwa die Piaï-Leute bei den Indianern) gibt es nicht.

Bei den Buschnegern, die mit den französischen Missionaren in Berührung kommen, ist es schwer zu entscheiden, ob etwa irgend eine Sitte oder ein Gebrauch ein Rest afrikanischen Fetischdienstes oder eine Erinnerung an eine unverstandene Zeremonie des römisch-katholischen Kultus ist.

Hier wunderspendende „Heiligenbilder“ — dort unheilverhütende „Fetische“.

Am Eingang einer jeden Buschnegeransiedlung oder an den Landungsplätzen der Flüsse, von denen ein, durch die Wasser holenden Frauen ausgetretener Pfad nach dem hoch gelegenen Dorf führt, findet man oben eine aus höchst zerbrechlichem Material hergestellte Pforte, „Kifunga“ (oder Kifonga) auf Negerenglisch, die ich in meinem Tagebuch als „Triumphbogen“ bezeichnete.

Dieselbe besteht aus zwei, an der Spitze sich gabelförmig theilenden, in den Boden gesteckten Aesten, auf deren Gabeln ein durch Wind und Wetter in schmale Streifen, wie Fransen, zerrissenes mächtiges Blatt der Maripapalme ruht. Der Triumphbogen ist so hoch, dass diese Blattstreifen das Haupt des eintretenden Buschnegers oder normal gewachsenen Europäers leicht berühren, sofern derselbe nicht vorziehen sollte, um diese Eingangspforte herumzugehen. An dem Pfosten hängen meist einige Kalebassen oder leere Flaschen. Es ist möglich, dass diese Kifunga's aus irgend einem Aberglauben errichtet werden.

Viel interessanter waren kleine, aus Palmstämmen und -blättern hergestellte Verschlüsse, die zweifellos dem entsprachen, was wir in Europa „Altäre“ oder „Tempel“ nennen würden. Von einem der letzteren besitze ich eine (missglückte) Photographie. Es ist ein auf vier Pfählen ruhendes, vielleicht 2 □ Meter grosses, kaum mannshohes Dach von Palmblättern, unter welchem sich zwei niedrige, frei stehende, Holzpfosten befinden, von denen der eine entschieden in Form eines afrikanischen Fetisch geschnitzt oder gehauen ist. Oben auf den Pfosten bemerkt man einen Topf und eine flache Schale, vielleicht für Opfergaben bestimmt. Vor denselben stehen zwei leere Bierflaschen.

¹⁾ In dem Werk von R. BONAPARTE sind ein „Loango Gado“, ein „Papa Gado“ und ein „Cromantie Gado“ als die „3 Hauptgötzen der Buschneger“ angeführt!

Auch merkwürdige kleinere, altarähnliche, aus Palmbältern geflochtene Gestelle, in der Form am meisten an unsere altmodischen Waschtische erinnernd, denn auch das runde Loch, in welches man die Waschschüssel stellte, fehlt nicht, die man häufig etwas abseits von den Dörfern im Wald oder am Ufer findet, dürften als Stätten betrachtet werden, an denen man Opfergaben — wohl für böse und gute Geister — niederlegt. Auf dem Gestell lagen meist Bananen und Reste von Kassavebrod, vor demselben wehte von einer Bambusstange ein rothes oder blaues Tuch. Vor dieser Stange fand ich nun zweimal wieder eine leere, diesmal die bekannte viereckige Geneverflasche. Ob hier nicht von frommen Buschnegern dem Fetisch GAMBRINUS oder TRAILLES gehuldigt worden war? Jedenfalls leer waren die Flaschen immer.

Ich wollte von meinen Buschnegern Näheres über diese Fetischhäuslein erfahren, ohne ihnen die Antwort zu suggeriren, hatte damit aber kein Glück. Sie thaten so, als hätten sie meine Fragen nicht gehört und gaben mir einfach keine Antwort. Von den in Guayana lebenden weissen Kolonisten kann man selbstverständlich nicht die geringste vernünftige Auskunft über die religiösen Anschauungen oder das Geistesleben der Eingeborenen erhalten. Hiermit soll den Europäern da draussen kein Vorwurf gemacht werden: was wissen denn wir hochgebildete „fin de siècle“-Menschen von den religiösen Ideen unserer Mitbürger, mit denen wir täglich in Berührung kommen? Was wissen die Protestanten etwa von den Lehren und Gebräuchen der Katholiken, die Christen von den Juden und umgekehrt?

Könnte nicht ein, heute von einer nach Europa unternommenen Forschungsreise zu seinen Penaten zurückgekehrter Buschneger seinen Landsleuten schauernd und ganz bonafide (er braucht nur recht viele Zeitungen gelesen zu haben) erzählen: „Gräuel über Gräuel! In Europa schlachten die Juden kleine Kinder, die Katholiken essen ihren Gott und die Protestanten trinken das Blut des ihrigen. Wahrlich! wir Wilde sind doch bessere Menschen!“ —

Ueber die abergläubische Scheu, welche sowohl die Buschneger, wie die Neger überhaupt, vor dem Seidenwollenbaum in Guayana und Westindien hegen, habe ich an anderer Stelle berichtet¹⁾; erst später fand ich dieselbe auch vom Prinzen BONAPARTE (p. 172) bestätigt. Wenn auch, soviel mir bekannt ist, der Silk-cotton-tree (*Bombax ceiba*) nicht in Afrika vorkommt und nicht von den Sklaven nach Amerika übergeführt wurde, so dürften doch dieselben Anschauungen, die den Neger in Afrika veranlassen, mit irgend einem hohen Baum gewisse, wenn wir so wollen, religiöse Begriffe zu verbinden, in der neuen Heimath auf den unter allen Bäumen des Urwalds hervorragenden Seidenwollbaum übertragen worden sein. Jedenfalls steht die Thatsache fest, dass kein Schwarzer in Guayana einen „Kankantri“, diese „Heilige Eiche“ des tropischen Waldes²⁾ fällt, oder ihm überhaupt etwas zu Leide thut. —

Bei einem Todesfall werden die Leichen, wie schon erwähnt, in eine dem Vermögen der Hinterbliebenen entsprechende Menge bunter Kattuntücher eingewickelt und in einem einfachen Sarge im Wald begraben. Wie mir nun ein in Surinam geborener „färbiger Europäer“, der seine Kenntnisse der Buschneger- und Indianersitten entschieden nicht aus Büchern ge-

¹⁾ „Der Seidenwollenbaum im Geistesleben der Neger“, *Globus* Bd. 61, p. 370. Vgl. auch BELL H. L.: „Obeah. Witchcraft in the West Indies.“ London 1889, p. 125.: „A negro would sooner do anything than pass under a Silk-cotton-tree's spreading branches after nightfall. There is also a belief that great harm will inevitably befall any one attempting to hew down a *ceiba*.“ (auf Grenada.)

²⁾ Der Indian. Name für den Baum ist „*Kumaga*.“

I. A. f. E. Bd V. Suppl. Jonst.

senöpft hatte, mittheilte, soll es bei solch einem Begräbniss merkwürdig zugehen: der Sarg wird von vier Buschnegern auf dem Kopf getragen. Dieselben scheinen zu zaudern, zu schwanken, sie taumeln mit ihrer Last an allen Hütten der Ansiedlung vorbei, bis sie, wie von einer magnetischen Macht angezogen, vor einer derselben plötzlich Halt machen. Hier wohnt selbstverständlich der Schuldige, der den Tod des Verstorbenen verursacht hat. Während so ein Aermster in Afrika zum Giftrinken verurtheilt wird, und sich nur durch Bestechung der Priester vor dem sichern Tode retten kann, auf jeden Fall aber eine höchst peinliche Brechkur durchmachen muss, verfährt man bei den Buschnegern milder: durch eine Geldspende kann das Opfer sich von den Folgen seines Verbrechens loskaufen. Die barbarische afrikanische Sitte ist also in der neuen Heimath zu einer, wenn auch nicht schönen, so doch ziemlich harmlosen Abart unseres „Ausrathens“, oder „Ausliebens“ geworden, bei dem der „Hereingefallene“ die Kosten des Leichenschmauses zahlen muss.

Jeder Buschneger hegt den dringenden Wunsch, in seiner Heimath begraben zu werden, darum lassen sich auch Schwerkranke nur so ungern nach den Hospitälern in St. Laurent, Cayenne oder Paramaribo überführen. Stirbt ein Buschneger fern von seinem Dorf, so schneiden ihm seine Freunde oder Hinterbliebenen die Nägel und Haare ab, um dieselben später im heimathlichen Boden zu begraben. Das geschieht z. B. regelmässig beim Tode eines am Saramacca ansässigen heidnischen, vielleicht auch oft christlichen Aucaner-Buschnegers, selbst wenn derselbe am Saramacca geboren ist, weil er als seine eigentliche Heimath doch immer den weit entfernten Oberen Maroni betrachtet. —

Die Sitte des Beschneidens ist den Buschnegern unbekannt. —

Vielweiberei ist bei denselben gestattet, dagegen soll eine Buschnegerin keinen Verkehr mit einem Mann haben, solange sie ein Kind nährt; die Säugeperiode wird also wohl nicht allzu lange dauern. —

Beim Begrüssen nach längerer Trennung umarmen sie sich, indem sie einander entweder die Rechte oder Linke reichen und mit dem andern Arm die entsprechende Hüfte des Freundes leicht umschlingen. —

Wie andere Neger lieben es die Bosch, wenn sie nach irgend einer Himmelsgegend zeigen wollen, dazu die Schnauze mit den vorgestreckten Lippen zu benutzen. Kleine Kinder reiten entweder auf der Hüfte der Mutter, oder werden, wenn Letztere ihre Arme frei haben muss, in einem pantje, dessen Enden um den Hals geschlungen sind, auf dem Rücken getragen.

Eine Einrichtung fand ich bei den Buschnegern, die mir ausserordentlich imponirte, eine Einrichtung, von der man meist nicht spricht, weil ihr Werth als Vergleichsobjekt zur Beurtheilung des Kulturstandpunkts verschiedener Völker und Nationen (auch in Europa) viel zu sehr unterschätzt wird. Die Buschneger besaßen nämlich wenn auch etwas ursprüngliche, so doch durchaus zweckentsprechende und reinliche Verschläge, hinter welche der Sterbliche sich zurückziehen konnte, wenn er allein zu sein wünschte: im Urwald dicht beim Dorf eine Wand aus Palmblättern, dahinter eine kleine Grube, eine einfache Sitzvorrichtung, ein Haufen Sand und mehrere Kalebassen mit Wasser. Sapiienti sat. Man vergleiche damit die schauerhaften Einrichtungen der Holländer in Surinam, wie man sie übrigens auch noch in Deutschland auf dem Lande treffen kann. Den Wunsch des Alleinseins hegten und hegen die Erbauer und Benutzer dieser Oertlichkeiten entschieden nicht. Im Gegentheil. Ein heruntergekommener Surinamer, der mir die Herrlichkeit vergangener Zeiten schildern wollte, sagte mir einmal: „Sie können Sich keine Vorstellung von dem

Luxus machen, der früher hier getrieben wurde. Ich versichere Sie, Mijnheer, auf der „beste kamer“ der Plantage meines Vaters konnten neun Personen neben einander Platz nehmen!“ —

Dass die Buschneger ausserordentlich vergnügt und jedem Scherz zugänglich sind, braucht wohl kaum hervorgehoben zu werden. Lachen, Singen und Tanzen ist ihr Ideal. Gemeinschaftliche Arbeiten, wie Rudern, das Fällen und Heben von schweren Bäumen usw. begleiten sie stets mit Gesang; indessen brüllen sie weniger lärmend wie die übrigen rudern den Neger. Auch unser braver Klystir und Kofi, der eine vorn, der andere hinten im Corjal, die uns auf dem Maroni ruderten, vertrieben sich bei unablässigem, maschinenmässigem Wasserschaukeln stundenlang bei Tage und bei Nacht die Zeit durch Singen, Pfeifen und Selbstgespräche. Es war wirklich unwiderstehlich komisch, den schwarzen, im Mondschein glänzenden Kerl vor uns über einen guten Witz, den er soeben, laut mit sich selbstredend, gemacht hatte, in ein brüllendes Gelächter ausbrechen zu sehen. Dabei sang er endlose Rapsodien, die vielleicht an irgend eine dunkle Schönheit gerichtet waren; in gewissen Zeitabständen unterbrach er den Gesang, um statt dessen die Melodie zu pfeifen und schüttelte sich dann vor Lachen über einen Scherz, den er sich vorgeflötet. Wurde ihm von uns, die wir schlafen wollten, etwa einmal ein „Halt doch's Maul altes Kwassi-kwassi“ (Name eines wieselähnlichen, sehr zutraulichen kleinen Thiers, mit dem wir uns in Surinam vielfach angefreundet hatten) zugerufen, so drehte er sich kurz um, spitzte die fleischigen Lippen zu einem freundlichen „Oui“, war vielleicht eine Minute still und begann dann plötzlich, den Laut der eben gehörten Worte, die er natürlich nicht verstanden, nachahmend, und den Tonfall variirend „das Lied vom Kwassi-kwassi“ anzustimmen, bis wir vor Lachen den Corjal in Gefahr brachten. — Man muss ähnliche Szenen in der wunderbaren Natur der Tropen erlebt haben, um zu verstehen, dass man sich später, selbst nach Jahren, am nüchternen Schreibtisch im kalten Europa sitzend, nur mit einem Gefühl der Sehnsucht dieser unbedeutenden Vorfälle erinnert, während der Leser vielleicht die Achseln zuckt und denkt: Was geht uns das Lied vom Kwassi-kwassi an? —

Keine grössere Freude kann man den in Berührung mit Europäern stehenden Buschnegern bereiten, als durch das Geschenk eines Zylinderhuts. Man erreicht damit in einer Minute mehr, wie in stundenlangen Palavers. Dank der Güte mehrerer Freunde befand ich mich im Besitz einer stattlichen Anzahl — 1½ Dutzend — alter Ballhüte (Chapeaux-claque), denen ich zum grossen Theil meine, wenn auch bescheidenen Erfolge als ethnographischer Sammler bei den Buschnegern zuzuschreiben habe.

Der alte Granman ADRAÏ z. B. war, als wir ihn in Maripastone besuchten, recht schlechter Laune. Mürrisch beantwortete er unsere Fragen und alle unsere Versuche, von den Buschnegern irgend welche Gegenstände zu erwerben, scheiterten an seinem passiven Widerstand — kein Buschneger wagte, ohne die Erlaubniss des Häuptlings uns auch nur das Geringste zu verkaufen. Da holte ich aus unserm Boot einen uralten Chapeau-claque, liess ihn aufschmellen und durch unsern Dolmetscher dem Granman zum Zeichen meiner Dankbarkeit für die erwiesene Gastfreundschaft als Geschenk anbieten. „Wenn du Sonntags in die Kirche gehst, Grosser Herr,“ sagte ich ihm, „wirst du einen eben so schönen Hut haben, wie der Herr „Arnitri leriman 1)“ (Pastor). Aber dein Hut ist noch viel schöner. Das, was ich jetzt mit deinem Hut anfangen, kann der Pandita mit dem seinen nicht. Sieh hier! (ich legte

1) „Arnitri“ = „Herrnhuter“; „leriman“ = „Lehrer“.

den Hut gegen meine Brust) ein Druck! eins, zwei drei — der Hut ist verschwunden! Ein neuer Druck — bums! — da ist er wieder!" Der Erfolg übertraf meine Erwartungen. ADRAÏ hatte sich langsam von seinem Stuhl erhoben, als der Hut in meinen Magen zu verschwinden schien: mit aufgerissenen Augen, Mund und Nase verfolgte er den für ihn unverständlichen Vorgang — dann sprang er plötzlich hinter mich, weil er überzeugt war, dass mir der Hut doch wieder am Rücken herauskommen müsse. Als ich denselben nun wieder emporschnellen liess und ihm mit den Worten: „Und solch einen Hut, Granman, schenke ich dir," überreichte, da kannte seine Freude und Dankbarkeit keine Grenzen: „Oh! ôh! fini presenti! (feines Geschenk) tangi, grantangi Masera!" (Dank, grossen Dank, Herr) wiederholte er mehrmals, schüttelte mir die Hände und wurde plötzlich ein aufgeräumtes altes Haus. Wir konnten nach Herzenslust sammeln und kaufen, den ganzen Ort, seine Kinder, ihn selbst¹⁾ photographiren und was war seine letzte Bitte?: Wir möchten ihn doch in dem „nju hatti" (neuen Hut) verewigen! —

Wenn ich auch fürchte, den Leser mit meinen Freunden KLYSTIR und KOFI zu ermüden, so möchte ich doch noch kurz bemerken, dass wir auch diese Beiden, nachdem sie uns nach Albina zurückgebracht, mit je einem chapeau-claque als Extrazulage belohnten. Ich habe, trotzdem ich damals schon stark an Fieber litt, selten in meinem Leben so von Herzen gelacht, wie bei jener Gelegenheit: Nachdem sie endlich den Mechanismus des Huts kapirt und überhaupt begriffen hatten, dass sie nun solch eine Kopfmachine ihr Eigen nennen durften, wurden sie anscheinend Beide von Grössenwahnsinn befallen: Eine Zigarre in den Mundwinkel geklemmt, den Hut keck auf eine Seite ihres Wollkopfs gestülpt, begannen sie Arm in Arm, prahlerisch und herausfordernd, wie nur Buschneger es können, die Dorfstrasse auf und ab zu wandeln — zwei pudelnackte Urwaldgigerl mit „Bibis!" So oft sie an uns vorbeikamen, grüssten sie mit einer Grandezza, als wären sie mit dem Zylinderhut geboren, begegneten sie einem Landsmann, der sie natürlich anulkte, so sahen sie ihn verächtlich an: „Connais pas vous Mossieu", trafen sie dagegen eine hübsche Negerin, so lüfteten sie mit Grazie ihren Chapeau, pflanzten ihn wieder schief auf's Haupt, versetzten ihm einen leichten Schlag oben auf den Deckel und bummelten liebäugelnd weiter. — Mit wie geringen Mitteln kann man doch oft Menschen glücklich machen! —

Bevor wir hiermit von den Buschnegern Abschied nehmen, möchte ich noch einmal auf die hohe Bedeutung derselben in ethnologischer und anthropologischer Beziehung aufmerksam machen. Auch sie werden nicht im Stande sein, lange noch dem christlich-europäischen Einfluss zu widerstehen. Wenn einmal die Buschneger anfangen werden, Branntwein zu trinken und nach unserer Weise sich zu kleiden, dann können wir Ethnologen über ihrem Grab getrost ein Kreuz errichten, denn für uns sind sie dann todt und auf ewig verloren wie so manche Anderen. Gerade darum würde ich es für sehr wünschenswerth halten, dass einmal ein junger Forschungsreisender, der vorher die afrikanische Westküste, die dortigen Menschen, ihre Sitten, Anschauungen und Sprachen kennen gelernt hätte, sich auf längere Zeit zwecks eingehender Studien und Vergleiche zu den Buschnegern Guayana's begäbe. An Unterstützung meinerseits durch Rath und That sollte es ihm nicht fehlen. —

¹⁾ Vgl. Taf. VI, N^o. 1. u. 3.

Ein viel weniger erfreuliches und sympathisches Bild, wie das, welches ich soeben skizzirt habe, bietet sich uns, wenn wir uns zum Schluss den Urbewohnern Guayanas, den Indianern zuwenden.

Zunächst müssen dieselben in zwei, durchaus von einander verschiedene Gruppen geschieden werden: In die im Innern Guayanas, diesselts oder jenseits des Tumuc-Humac lebenden, von jeder (sogenannten) Kultur noch beinahe ganz unberührt gebliebenen „wilden“ Indianer, und in die Indianer der Savannen, der unteren Flüsse und der Küste. Diese zweifellos stammverwandten, wenn nicht homogenen Elemente der amerikanischen, autochthonen Bevölkerung, stehen, abgesehen von Britisch-Guayana, in keinerlei, auch nicht der geringsten Verbindung oder Fühlung mit und unter einander, sie haben von ihrer gegenseitigen Existenz keine Kenntniss. Warum? Weil, wie schon bemerkt, seit mehr wie 2 Jahrhunderten die Buschneger in der Gegend der Wasserfälle sich wie ein Keil, ein Damm, zwischen das alluviale Küstengebiet und das Hochland, das Innere, Guayanas eingedrängt und jeden Verkehr von der Küste nach dem Innern und umgekehrt, sofern sie ihn nicht selbst vermitteln, unmöglich gemacht haben. Während früher die an der Küste wohnenden berüchtigten Karaien in Surinam ungehindert schwunghaften Sklavenhandel nebst den damit verbundenen Menschenjagden betrieben, indem sie bei Nacht die Ansiedlungen der Indianer tief im Innern überfielen, die Männer ermordeten, die hübschen Weiber aber nach Paramaribo brachten, wo sie bei den „fatsoenlijken“, sittenreinen Holländern stets Käufer fanden, (vgl. QUAXDT) stiessen sie eines schönen Tags bei der Rückkehr von ihren Raubzügen auf eine Bande entwichener Sklaven, die den Transport mit Beschlag belegten und die Gefangenen entweder todt schlugen oder aber sammt ihren unternehmenden Händlern für eigene Rechnung weiter verkauften. Wenigen dieser Letzteren war es übrigens vergönnt, ihren Penaten ein Dank- oder Trankopfer für glückliche Rettung aus den Händen der schwarzen Teufel darzubringen. Die früher, sowohl in Afrika wie in Amerika, wie die wilden Thiere gehetzt, gefangenen, verkauften und verprügelten, dann ihren Herren entlaufenen Neger, die Grossväter der heutigen Buschneger, brachten den braunen oder rothen Kollegen ihrer heimatlichen Menschenjäger nicht gerade besonderes Wohlwollen entgegen. Die brausenden Wasserfälle und der stumme Urwald sollen damals Zeugen eigenthümlicher Vorgänge gewesen sein: man spricht vom Schinden lebender Menschen über langsam brennendem Feuer unter gleichzeitigem Begiessen des blutenden, röstenden Opfers mit Pfefferwasser; gesunde Menschen wurden mit Leichen eng verknüpft an Bäume gefesselt und so ohne Trank und Nahrung gelassen; nach wenigen Tagen konnte das vergnügte Publikum das Schauspiel geniessen, entweder den mit dem Tode Ringenden bei lebendigem Leibe von Würmern aufgefressen, oder aber den vor Hunger Wahnsinnigen selbst übergehen zu sehen zu ekeln Wurm- und Leichenfrass. Ländlich, sittlich. Jedenfalls ist diesem Sklavenhandel durch die Buschneger ein gründliches Ende bereitet worden.

Dennoch blieben die Indianer des Innern scheu in ihrer Urwaldheimath und die Bewohner der Küste, die über die Wasserfälle stromaufwärts vordringen wollten, wurden theils mit Gewalt, theils durch List, durch allerlei Mährchen, die ihnen die Buschneger erzählten, von weiterem Vorgehen abgehalten. Heute fällt es in Französisch und Holländisch Guayana keinem Indianer oder europäischem Händler ein, auch nur den Versuch zu unternehmen, die Zone der Buschneger zu durchbrechen. Das ist erst in den letzten Jahren französischen Forschern, zumal CRÉVÉAUX und COUDREAU, Dank der Unterstützung, die ihnen von Seiten der Buschneger zu Theil wurde, geglückt.

Noch heute sind die Indianer des Innern überzeugt, dass sie an der Küste sofort als Sklaven verkauft würden, und an der Küste sind es durchaus nicht die Indianer oder Neger allein, die an die wilden Indianer der Buschnegererzählungen im Urwald glauben: grausige, kopflose, menschenfressende Missgestalten mit nur zwei Fingern an jeder Hand, denen die Augen in den Schultern sitzen. Die Buschneger dagegen stehen mit diesen „Wilden“ in stetem Verkehr; gegen Gewehre, Pulver und Blei, Aexte, Messer usw. tauschen sie von ihnen allerhand Erzeugnisse, wie Töpfe und Körbe, zumal aber die prachtvollen, unverwüstlichen, mit Papageiefedern verzierten *baumwollnen* Hängematten ein, die sie an der Küste zu sehr hohen Preisen wieder verkaufen.¹⁾

Anders liegen die Verhältnisse in Britisch-Guayana, wo es keine Buschneger giebt und wo, Dank der weisen und praktischen englischen Kolonialpolitik die Bewohner des Innern sich nicht scheuen, gelegentlich die Küste zu besuchen und wo umgekehrt von der Küste aus der Einfluss wirklicher Kultur und Gesittung durch Missionare und vernünftige Regierungsbeamte von Jahr zu Jahr tiefer in das Land, bis an die brasilianische Grenze hin vordringt. Jede Kolonie in Guayana hat eben, um ein bekanntes Wort zu variiren, die Indianer, welche sie verdient.

Während in Britisch-Guayana die Möglichkeit nicht ausgeschlossen erscheint, dass die Indianer brauchbare, sesshafte, arbeitende Menschen werden — schon heute vermitteln sie, wie erwähnt, den Verkehr und den Transport auf den Flüssen des Innern von Demerara gerade so wie die Buschneger auf dem Maroni — so ist dagegen der Rest der amerikanischen Urbevölkerung an oder nahe der Küste von Holländisch- und Französisch-Guayana nur als ein elendes, verkommenes Gesindel zu bezeichnen, dessen Aussterben in absehbarer Zeit bevorsteht, dessen Verschwinden aber auch nur vom Standpunkt des Anthropologen zu bedauern sein wird. Heute ist es zu spät, diese Bande zu nützlichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft zu erziehen. Heute, noch viel mehr wie früher, werden die ernstesten Bestrebungen der Sendlinge, gleichviel welchen Glaubens, an der Indolenz und Verkommenheit dieser Indianer scheitern; die betreffenden Regierungen aber — und das kann man ihnen nur zu schwerem Vorwurf rechnen — haben sich um dieselben überhaupt nie gekümmert.

Ich kenne so ziemlich, abgesehen vom Innern Brasiliens, ganz Süd- und Zentral-Amerika aus eigener Anschauung und stehe nicht an zu erklären, dass ich die katholischen Ordensbrüder, vor Allem die Jesuiten, als die hervorragendsten und vorzüglichsten Kolonisatoren betrachte, die jemals mit der undankbaren Aufgabe sich befassten, den amerikanischen Eingeborenen zu einem regelmässig arbeitenden Menschen zu erziehen. Die Ausweisung der Jesuiten aus Süd-Amerika war ein viel grösserer Fehler, eine weit folgenschwerere Dummheit, wie z. B. die so oft besprochene Vertreibung der Juden aus Spanien. Näher können wir hierauf an dieser Stelle nicht eingehen. —

Ueber die Eingeborenen des britischen Guayana besitzen wir die ausgezeichneten Arbeiten von SCHOMBURGK und IM THURN. Ich habe diese Indianer nicht kennen gelernt und werde mich in Folgendem darauf beschränken, dieselben gelegentlich im Vergleich mit den Indianern Surinams zu erwähnen.

Nur wenige Ueberreste aus der Zeit vor der Entdeckung Westindiens und der Neuen Welt durch COLUMBUS und seine Nachfolger sind uns von den Indianern Guayanas erhalten.

¹⁾ Zu SACK's Zeiten zahlte man für eine solche *hamaca* über 600 Mark, heute kommen sie nur noch sehr selten vor.

Dieselben beweisen, dass die amerikanischen Eingeborenen des 15. Jahrhunderts mehr oder minder auf derselben Kulturstufe standen, wie unsere prähistorischen Vorfahren der sogenannten „Steinzeit,“ auf derselben Kulturstufe, wie die im Innern Brasiliens heute noch lebenden Urkaraiben, die KARL VON DEN STEINEN vor Kurzem auf's Neue entdeckt hat. Leider hat man den unzähligen Steinwerkzeugen, welche die Indianer, sobald sie mit unserm Eisen bekannt wurden, wegwarfen, erst in den letzten Jahren wieder Aufmerksamkeit zu schenken begonnen.

Vorzügliche Sammlungen vorkolumbischer Waffen, Werkzeuge und Geräthe, bearbeiteter Steine und Muscheln usw. sah ich in Port of Spain (Trinidad), dann zumal in dem kleinen aber musterhaften Museum in Pointe à Pitre auf Guadeloupe, die mir eine bis dahin unbekannte Welt erschlossen. Das im Uebrigen hervorragende Museum in Georgetown (Demerara) ist mehr ein zoologisch-, modern ethnographisches; das sogenannte „Museum“ in Paramaribo eine von Ratten und Ungeziefer jeder Art zerfressene Naturalien- oder Kuriositäten-Rumpelkammer; aber selbst eine solche fehlt in Cayenne.¹⁾

In Surinam erhielt ich nur ein Exemplar dieser amerikanisch-prähistorischen Steine, das ich wiederum der Güte des Deutschen Konsuls E. A. CABELL in Paramaribo verdanke. Dasselbe ist auf Tafel Ic abgebildet und befindet sich jetzt im hiesigen Museum für Völkerkunde. In der Form gleicht dasselbe dem von EV. IM THURN in Th. I Bd III auf Tafel 10 N^o. 14 des „Timchri,“ (West Indian Stone Implements. 1884. Demerara) dargestellten „Hammer“ aus Antigua.

Die Einkerbungen zeigen, dass der glatt und sauber geschliffene und polirte Stein in einen gespaltenen Stock eingeklemmt und irgendwie durch Lianen oder geflochtene Baumwollfasern, so wie wir es heute noch täglich bei Naturvölkern beobachten können, festgewunden, als Waffe oder Werkzeug gedient hat. Noch STEPMANN (l. c. II p. 191.) berichtet von einer Gewohnheit der Indianer, einen jungen Baum, einen Ast anzuschneiden oder zu spalten, um in den Riss einen Stein einzuzwängen, der, wenn die Wunde wieder heilte, mit dem Baum zusammenwuchs. Solch ein „natürliches Kunstprodukt“ musste später eine gefährliche Waffe bilden.

Der abgebildete Stein wurde in einem Creek beim Goldwaschen gefunden. Diese Ueberbleibsel aus alter Zeit sind schwer zu bekommen, weil auch in Surinam die Neger dem über die ganze Welt verbreiteten Glauben huldigen, dass diese Steinwaffen oder Werkzeuge „Donnerkeile“ sind, die bei einem Gewitter mit dem Blitz zur Erde herabfahren. Sie betrachten dieselben als Talismane, von denen sie sich nur ungern trennen. —

Die „zahmen“ Indianer Surinams sind nun ihrerseits wiederum in zwei Gruppen zu trennen, in die Karaiben und Arowaken. Diese sprechen zwei gänzlich von einander verschiedene Sprachen, wenngleich sie in Folge ihrer vielfachen Berührung mit den Negern und Europäern heute auch sämtlich Takitaki verstehen und sich in dieser Sprache gegenseitig verständigen. Es machte einen merkwürdigen Eindruck, als unsere Buschnegere, die gerne frische Fische bei den Indianern erstanden hätten, den ersten Indianern, welche wir auf dem Maroni trafen, über die weite, stille Wasseroberfläche zuriefen: „Yu habi fische?“

Darüber, ob die Reste dieser beiden, früher so mächtigen Nationen sich heute noch anthropologisch trennen lassen, habe ich kein Urtheil. Ich möchte es bezweifeln. Ich wäre nicht im Stande, einen Karaiben von einem Arowaken seinem äusseren Habitus nach zu unter-

¹⁾ Interessante Sammlungen dieser Art in Europa besitzt Leiden.

scheiden, dafür lernt man die äussere Verschiedenheit der Mädchen und Frauen sehr rasch erkennen: Karabinnen tragen die engen Wadenbänder und die merkwürdigen Lippennadeln — nicht so die Arowakinnen; dagegen sind letztere noch vielfach im Gesicht tätowirt — die Karabinnen nie.

Man muss sich das Verhältniss zwischen Karai ben und Arowaken nun nicht so vorstellen, als ob diese beiden Gruppen, in sich geschlossen, aber getrennt und abgesondert von einander, auf irgend einem Savannenstrich oder an den Ufern der Ströme wohnten. Ganz das Gegentheil ist der Fall. Die Tausend oder höchstens zwei Tausend Indianer der Küste sind auf ungezählte kleine Dörfer oder besser Ansiedlungen vertheilt, deren grösste vielleicht 15 Hütten zählt, während ein Indianer-Camp oft auch nur von einer einzigen Familie bewohnt wird. Dabei sind Karai ben und Arowaken regellos durch einander geschachtelt, wenn sie auch, wohlverstanden, nie zusammen in ein und derselben Ansiedlung hausen. Sie wohnen neben, aber nie mit einander. Man kann auf einer Bootfahrt, sagen wir 15 Indianer-Plätze passiren, von denen N^o. 1, 3, 5 usw. arowakisch sind, während 2, 4, 6 von Karai ben bewohnt werden.

Ich habe nie Menschen kennen gelernt, denen jedes Heimathsgefühl so vollkommen abgeht, wie diesen Indianern. Den Begriff Grundbesitz kennen sie überhaupt nicht; ihre ganze Habe lässt sich leicht in ein Paar Corjalen unterbringen; die Hütten sind in wenigen Stunden errichtet (halten trotzdem aber oft Jahre). Wenn die Jagd oder der Fischfang nicht genügend ergiebig ist, wenn ein Mitglied der Familie stirbt, oder wenn es den Leuten gerade passt, so packen sie ihre Paar Sachen zusammen, um an irgend einer anderen Savanne, einem Creek oder einer vom Strom bespülten Urwaldstelle ihr neues Heim aufzuschlagen. KAPPLER berichtet, dass junge Indianer oft ohne ein Wort zu sagen, die Hütte ihrer Eltern verlassen und unter dem Einfluss des unwiderstehlichen Drangs nach Alleinsein, nach vollkommener Unabhängigkeit, sich seitwärts in den Urwald schlagen, um niemals wieder in ihre Heimath zurück zu kehren.

Die ersten Indianer traf ich kurz nach meiner Ankunft in Paramaribo. Die Gelegenheit war damals günstig, weil die Geburtstagsfeier des Königs von Holland bevorstand, ein Fest, zu welchem die Indianer gern in die Hauptstadt kommen, um dort die Erzeugnisse ihrer Hausindustrie: Töpfereien, Körbe, Siebe, Hängematten (wir werden darauf noch zurückkommen) zu verkaufen und den Erlös entweder sofort oder „staffelweise“ in erbärmlichem Schnaps zu vertrinken. Vor Allem auffallend war mir der niedrige Wuchs dieser Leute¹⁾. Neben den Europäern, Negern oder gar den Buschnegern nahmen sie sich einfach wie Zwerge aus. Der grösste derselben reichte mir nicht bis zur Schulter und wenn ich mit den Frauen und Mädchen sprach, musste ich mich bücken. Junge weibliche Personen, die durch ihre entwickelten Formen und ihr Verhalten verriethen, dass sie Mütter waren, oder es zu werden wünschten, waren nicht grösser wie europäische Schulkinder. Alle zeigten in ihren Zügen etwas greisen- oder gnomenhaftes; im Gegensatz zu der lärmenden Umgebung der Neger hockten sie theilnahmlos und gleichgültig herum, als gehörten sie einer anderen Welt an; ich habe nie Indianer lachen sehen; doch liessen sie sich ohne Widerstreben photographiren, messen und anfassen, wozu das prachtvolle Haar

¹⁾ Ich verzichte auf eine Wiedergabe meiner Messungen, weil mein Material zu gering ist. Was bedeuten die Maasse von 1 Dutzend Individuen, bei denen noch allerlei „individuelle Varietäten“ (Virchow) mitsprechen können, zur Bestimmung eines ganzen Volks, einer Rasse?

der Mädchen mehrfach Anlass gab. Das einzige Wort, das einzige Agens überhaupt, auf welches sie reagierten, war — Schnaps.

Ihre Kleidung war eine sehr einfache. Beide Geschlechter gehen mehr oder minder nackt einher. Auch in Georgetown-Demerara lässt man die Indianer, wenn sie sich nicht lange in der Stadt aufhalten, ungestört in diesem Zustand herumlaufen, trotzdem die Engländer sonst in dieser Beziehung sehr streng sind ¹⁾. Der Indianer ist aber ein Freund europäischer Kleidung. Sobald die Leute ihre mitgebrachten Waaren verkault haben, oder auch schon früher, erstehen sie bei den jüdischen Händlern, die ihnen, natürlich gegen entsprechende Zinsen und genügendes Unterpfand, gern Kredit geben, mit Vorliebe europäische Leinenanzüge nebst einem Strohhut oder wenigstens eine wollene Unterjacke und bunte Röcke für ihre Frauen, welche letztere von diesen in ähnlicher Weise wie von den Buschnegern, Toga-artig umgeschlungen werden. ²⁾ Lange dauert diese Freude allerdings nicht. Mehr wie einen Tag sieht man die Leute selten in ihrem merkwürdigen Anzug von einer Schnapskneipe zur andern taumeln. Auch sie marschiren stets in „Indian file,“ „Gänsemarsch“, wie die Buschneger, bei ihnen schreitet aber nicht der Pater familias sondern die Familienmutter oder Grossmutter an der Spitze. Sie verfügt über das Geld und sie trägt die vierkantige Geneverflasche, die in unzähligen, von Portugiesen oder Chinesen gehaltenen Githöhlen gefüllt und auf der Strasse ausgetrunken wird, bis Geld und Kredit erschöpft sind, oder bis die ganze Gesellschaft betrunken in irgend einen Graben oder in den Strassenkoth fällt. Man lässt sie ruhig liegen — es sind ja nur Indianer.

Am nächsten Tage werden Unterjacke, Strohhut und Röcke dem Händler zurückgebracht, der dieselben, allerdings nur zu einem geringen Theil des Verkaufspreises, gegen Schnaps wieder an sich nimmt und wenn glücklich alles Geld bis auf den letzten Heller vertrunken ist, dann turkeln die Indianer nach ihrem Corjal und kehren in ihre ferne Heimath im Urwald zurück, um dort ihren Katzenjammer in der Hängematte auszuschlafen.

Noch viel schlimmer und abstossender war der Eindruck, den ich in Französisch-Guayana, in St. Laurent am Maroni von den Indianern erhielt, die häufig dort anlegen, um auch hier die Erzeugnisse ihrer Hausindustrie in Schnaps umzusetzen. Die Franzosen nennen sie „Galibis“ (Kariben). Ihre Wohnsitze liegen auf dem linken, also holländischen Ufer des Flusses, weil die Franzosen auf ihrer Seite von der atlantischen Küste bis zur Buschnegergrenze keine Indianer dulden. Diese ganze Strecke ist als „District pénitentiaire“ ausschliesslich für die Deportirten bestimmt. Würde man den Indianern erlauben, sich dort niederzulassen oder herumzutreiben, so wäre es ein Kinderspiel für die Sträflinge, aus der Kolonie zu entweichen.

So traf ich einmal in St. Laurent — ich wohnte damals auf der anderen Seite des mehr wie 2 Kilometer breiten Stroms in KAPPLER's Albina — einen grösseren Trupp Galibis, ungefähr 5 Männer, 8 Frauen und Mädchen und ca. 1 Dutzend Kinder. Die Frauen sind fruchtbar, die Kinder sterben aber meist in der zartesten Jugend an den direkten oder indirekten Folgen des maasslosen Alkoholgenusses. Während des Vormittags bummelte die Gesellschaft durch die Stadt oder hockte vor den Läden; die Frauen verkaulten ihre Töpfe und Körbe.

Besonders bemerkbar machte sich ein junger Kerl, der allgemein unter dem Namen

¹⁾ Vgl. die Abbildungen auf Tafel VIII.
I. A. f. E. Bd V. Suppl. JOEST.

²⁾ Vgl. Tafel VII. N^o. 1. u. 2.

„Le Parisien“ bekannt war, durch sein, für einen Indianer ungewöhnlich lautes und zudringliches Benehmen. Er war einmal mit irgend einem Reisenden oder einer der heute so beliebten Indianer-Truppen — dieser modernsten Art des internationalen Sklavenhandels — nach Frankreich gekommen und sprach recht gut französisch. Ich beschied die ganze Bande zu Mittag nach meinem Absteigequartier, wo eine mit den Landessitten und der Sprache genau vertraute „Kreolin“ aus Martinique den Dolmetsch machen konnte. Die Gesellschaft trat wirklich an; es waren schöne Mädchen im Alter von 12–15 Jahren darunter: man findet unter den jungen Indianerinnen überhaupt viele sehr hübsche Gestalten und Gesichter. „Le Parisien“ spielte in lebenswürdigster Weise den Kuppler, bis er hinausgeworfen wurde. Er erschien aber sofort wieder. Wie ich nun mein Notizbuch herausnehme, mir die Leute einzeln ansehe und sie ausfrage, kann ich mich eines merkwürdigen Eindrucks nicht entwehren, ich war eben mit Indianern noch zu wenig in Berührung gekommen, und sage endlich zu Madame G.: „Verzeihen Sie, irre ich mich, oder habe ich schon wieder Fieber, aber die Kerle und Frauenzimmer wackeln ja Alle!“ „Mais bien sûr Monsieur, ils sont tous soûls!“ Die ganze Gesellschaft war Mittags um 12 Uhr dermassen betrunken, dass Keiner oder Keine von ihnen sich auf den Beinen halten konnte! „Ihr seid ja eine nette Bande“ rufe ich dem „Parisien“ zu. „Oui Monsieur“, sagt der ganz ruhig „les Indiens sont tous des cochons“. Und er hatte Recht. Die Szenen, die ich an jenem Tage erlebte, werde ich nie vergessen. Ich habe starke Nerven und während eines langjährigen Reiselebens in allen Zonen der Welt Vieles gesehen und beobachtet, aber niemals eine solche „cochonnerie“.

Als ich diese Indianer einige Stunden später auf der Strasse wieder traf, befanden sie sich einfach in einem viehischen Zustande. Ein bis zur Bewusstlosigkeit betrunkenen Mensch ist immer ein Gegenstand des Ekels, eine betrunkene Frau ein Gräuel, aber nun denke man sich dieses Dutzend von vollkommen alkoholisirten, wenig oder gar nicht bekleideten Frauen, Mädchen und Kindern! Selbst die Säuglinge waren betrunken! Junge, hübsche, nackte Mädchen schossen zickzackförmig über die Strasse, rannten gegen Bäume, schlugen mit dumpfem Ton auf den Boden, um wie todt in ihrem Koth und sonstigen alkoholgeschwängerten Ausleerungen liegen zu bleiben. Theilnahmlos stierten die Männer, die, längst vom Branntwein überwältigt, irgendwo in den unglaublichsten Lagen hingefallen waren und oft geradezu auf dem Kopf standen, ins Leere und winnerten vor sich hin. Ein heftiger Regen brach los. Unbeweglich, mit offenem Munde lag unter einer Traufe in einer grossen Lache ein etwa fünfjähriges, betrunkenes Indianerkind; wenige Schritte davon mit ausgestreckten Armen, wie eine Leiche, seine ebenso betrunkene Grossmutter. Mütter, mit ihrem, durch ein Tuch an die Hüfte befestigten Säugling, aufgeregte wie Mänaden, mit fliegendem Haar, nackt, von Kopf bis zu Füßen roth angestrichen, versuchten zu tanzen, bis sie hinstürzten, wobei das arme baby einige Meter auf der glatten, nassen Strasse dahinglitt, wie auf einer Eisbahn, bis es hilflos irgendwo im Schlamm stecken blieb — es war schauderhaft! Dabei drängte die Bande stets wieder nach einer Schnapsbude, wo den Leuten, so lange sie noch einen Centime oder irgend einen versetzbaren Gegenstand besaßen, immer aufs Neue das tödtliche Getränk „tafia“ (Rhum) verzapft wurde. Kleine 5–6-jährige Kinder klammerten sich weinend und jammernd an ihre taumelnden Angehörigen und suchten dieselben von der Kneipe wegzuziehen, sie hatten Hunger, wollten nach Hause, vergossen bittere Thränen der Bekümmerniss. Was geschah? Ihre Väter, Mütter, Schwestern und Brüder

zwar gen die armen Wesen, Brauntwein zu trinken, auch wenn diese sich vor Widerwillen schüttelten und übergaben. Mütter liessen ihre Säuglinge an ihren in Schnaps getauchten Fingern lutschen! Dabei war bei der ganzen Gesellschaft das sogenannte „besoffene Elend“ ausgebrochen: Alle weinten, winselten, plarrten, sangen, tanzten unter Thränen — es war der reine Hexensabbath!

„Tas de cochons!“ — wohl hatte der „Parisien“ Recht.

Wen trifft aber die Schuld für diese grauenhaften Zustände? Doch entschieden die Europäer.

Warum verbietet die französische Regierung nicht den Verkauf von Brauntwein an betrunkene Indianer, zumal an betrunkene Mädchen und Kinder? Warum schickt man nicht Abends eine Patrouille durch die Stadt, die den Auftrag hat, die auf den Strassen herumliegenden Indianer aufzulesen und nach irgend einem Schuppen zu bringen? Dort sollte man die Leute mit kaltem Wasser begiessen oder durch Prügel wieder nüchtern machen. Eben solche Prügel wären den Europäern zu verabreichen, die den Indianern ihr schauerhaftes Alkoholgift verkaufen. Dann wäre dieser Schmach bald ein Ende bereitet.

Heute aber bekümmern sich die französischen Behörden gar nicht um diese schreienden Missstände. Ein französischer Priester, welcher der betrunkenen Indianerbande begegnete und von ihr mit gellendem Geschrei begrüsst wurde, machte schleunigst Kehrt und zog sich in sein Kloster zurück. Der Commandant von St. Laurent aber vollführte, nachdem der Regen aufgehört, ruhig seine Abendpromenade durch die mit starr und steif betrunkenen Indianern geradezu besäte Strasse, ohne dieselben anscheinend zu bemerken.

Vielleicht sah er sie auch wirklich nicht; er war eben an den Anblick gewöhnt.

Die Trunksucht ist in Französisch-Guayana in viel höherem Maasse verbreitet, wie in Surinam. In jedem Hause in St. Laurent steht die Vermuth- und Absynthflasche den ganzen Tag auf dem Tisch und wird fleissig benutzt. Nicht nur die Indianer und Neger saufen, sondern auch die Soldaten, die Sträflinge, die indischen Kulis und die Annamiten. Als ich am Abend des oben erwähnten Tags mit dem Herrn, bei welchem ich in Albina wohnte, dorthin zurückkehrte, verrieth auch unser Bootsmann durch seine unglaubliche Unverschämtheit einen hohen Grad von Betrunkenheit. Auf eine desbezügliche Bemerkung meinerseits erwiderte mir Herr D. in seiner gewohnt zarten und liebenswürdigen Art: „Gewiss ist der Kerl besoffen; das sehe ich so gut wie Sie; hier sind die Menschen eben immer betrunken, daran muss man sich gewöhnen; oder wollen Sie mich vielleicht über den Fluss rudern?“

Heute wird der Indianer an der Küste des französischen und holländischen Guayana von betrunkenen Eltern gezeugt, von einer betrunkenen Mutter empfangen und geboren, von derselben genährt und mit Schnaps aufgepäppelt — ist es da ein Wunder, dass die ganze Rasse verkommt und ausstirbt? Wie ich schon einmal an anderer Stelle ausserte: der Tag ist nicht fern, an dem der letzte Indianer Guayanas sich zu Tode getrunken haben wird, ohne andere Spuren seines Daseins zu hinterlassen, wie leere Schnapsflaschen. Einen etwas, wenn auch nicht viel, günstigeren Eindruck gewinnt man von den Leuten wenn man sie in ihren Dörfern, Ansiedlungen oder Hütten besucht: allerdings wird man auch hier durch ewiges Betteln um Schnaps belästigt. Dabei will ich nun nicht verschweigen, dass man als Ethnograph der Dipomanie der Indianer auch eine gute Seite abgewinnen kann: ohne sie würden die Leute nicht den kleinsten Topf oder Korb anfertigen: nur die

Sucht nach Schnaps ist es, welche die Leute veranlasst, überhaupt irgend etwas zu arbeiten oder anzufertigen; ohne Schnaps würde man schon seit 50 Jahren keine ethnographische Sammlung mehr unter ihnen anlegen können, und die Indianer selbst würden darum dennoch auf keiner höheren Kulturstufe stehen wie heute. Denn auch Das muss hervorgehoben werden, dass der Indianer, wenn ihm der Europäer keinen Schnaps liefert, sich seine berauschenden Getränke, *Paiwari*, *Cassiri*, *Tapana*, *Chicha*, *Kumu*, *Peru* u. s. w. einfach selbst bereitet. Sind dieselben auch nicht so stark wie *Tafia*, *Dram*, *Arrak* oder *Rhum*, so erfüllen sie doch, in den nöthigen Quantitäten genossen, ebenfalls ihren Zweck.

Bevor ich VON DEN STEINEN's Reisebericht gelesen, hielt ich die Trunksucht für eine eingeborene Eigenthümlichkeit, für ein präkolumbianes Laster der amerikanischen Indianer. Nachdem wir aber jetzt durch STEINEN wissen, dass die heute noch in vorkolumbischer Steinzeit lebenden Eingeborenen des Herzens von Südamerika, die weder mit Europäern, noch mit ihren „zivilisirteren“ farbigen Nachbarn jemals in Berührung gekommen sind, keinerlei berauschende Getränke kennen, habe ich mich gezwungen gesehen, diese Ansicht aufzugeben bzw. zu modifiziren. Es ist nicht anzunehmen, dass etwa die Vorfahren der Bakairi die Bereitung von berauschendem Manioktrank gekannt hätten und dass diese Sitte bei ihnen in Vergessenheit gerathen wäre — so etwas kommt nicht vor in der Welt. Laster werden schnell erlernt aber nie vergessen. Die Peruaner und Mexikaner waren dagegen jedenfalls schon lange vor der Conquista scharfe Zecher. Auch bleibt es doch sehr merkwürdig, dass die seltsame Art der Zubereitung der berauschenden Getränke unter Benutzung des Speichels als Ferment über ganz Südamerika verbreitet und auch beinahe ausschliesslich auf Amerika beschränkt ist. Ich hörte von einer ähnlichen Sitte nur auf Formosa.

Das *Kawa*-kauen kann mit dem Kauen des Kassavebrodes in keiner Weise verglichen werden. *Kawa* ist eine Lauge, ein auf kaltem Wege aus einer zermalnten Wurzel durch starken Wasserzusatz bereiteter Thee; *Tapana*, *Cassiri* u. s. w. sind dagegen sämmtlich alkoholische Getränke, die den Gährungsprozess durchgemacht haben; beim Kauen des Maniok spielt der Speichel die Hauptrolle, beim *Kawa*-kauen das Gebiss.

Sollte nun die Liebhaberei an geistigen Getränken den Indianern Guayana's wirklich erst durch die Europäer beigebracht sein, so sind diese jedenfalls sehr gelehrige Schüler gewesen, denn schon RALEIGH (Discovery of the Empire of Guiana, London 1848., HAKLUYT, p. 20) schreibt von ihnen im Jahre 1595: „Those Guianians and also the borderers and all others in that tract which I have seen are marveylous great drunkardes, in which vice I think no nation can compare with them.“

Wir wollen dieses Thema vorläufig fallen lassen und uns wieder dem heutigen Indianer, den wir nunmehr in seiner Heimath aufsuchen werden, zuwenden.

Mit Vorliebe legen die Indianer ihre Ansiedlungen am Rande der Savannen, zwar dicht am Urwald, aber doch auf dem glatten reinlichen Sande der ersteren an. Indess auch am Ufer der Flüsse oder der zahllosen Creeks, je tiefer im Urwald, desto lieber, pflegen sie ihre Wohnsitze aufzuschlagen. Man kann sich die geradezu überwältigende Schönheit einer Fahrt im Corjal durch die, nach irgend einer Indianeransiedlung führenden schmalen Wasserläufe (Creeks) des jungfräulichen Waldes schwer vorstellen; sie zu schildern ist unmöglich. Ich glaube, es giebt in dieser Beziehung kaum etwas Schöneres auf der Erde. Der Creek ist vielleicht 3—4 Meter breit und $\frac{1}{2}$ Meter tief, er verästelt sich in

unzähligen Veräderungen häufig über Quadratmeilen. Oft in Manneshöhe, oft auch bedeutend höher, bis zur Erhabenheit unserer grössten Kirchen, wölbt sich der Dom des Urwalds über unsern Häuptern. Nie hat ein Sonnenstrahl dieses Dach von sprossenden, lebenden und sterbenden Waldriesen und schmarotzenden Pflanzen und Pflänzlein durchbrochen. Die Farbe des Wassers ist tiefschwarz; lautlos gleiten wir über die lauwarne Fläche; in endlosen Krümmungen windet sich der Creek durch den Busch; selten sieht man Arras oder Affen, sie hausen in höheren Regionen, aus denen zuweilen der scharfe Schrei der Papageien zu uns herabdringt; nur der helle Pfiff des stets lustigen *Lipangus cineraceus* (Im Thun): „*pu-pyo*“ begleitet uns auf der Fahrt. Da sehen wir plötzlich eine kleine Lichtung vor uns, während unerwartet rechts und links die gefälligen, flinken Gestalten rother (NB. rothgemalter) Indianermädchen aus dem Walde auftauchen, um ebenso rasch wieder zu verschwinden. Diese hübschen nackten Naturkinder sind eine köstliche Staffage; sie gehören zum tropischen Urwald, ebenso wie unsere Rehe zum Deutschen Wald.

Die Landung an solch einer Urwaldstation der Indianer ist durchaus nicht leicht zu bewerkstelligen. Zuerst muss man aus dem Corjal, der stets geneigt ist, bei der geringsten unvorsichtigen Bewegung des Reisenden unzuschlagen, einen weiten Sprung nach dem anscheinend festen Ufer hin ausführen, das sich aber oft als eitel Schlamm und Sumpf erweist. Durch diesen kann man dann weiter waten, wenn man nicht vorzieht, über eine Reihe einzelner, nasser und glatter, im Schlamm gebetteter Baumstämme zu balanciren; dem beschuhten Europäer fällt das sehr schwer. Von irgend welcher Erregung über den ungewohnten Besuch ist in der Ansiedlung nichts zu bemerken. Nur die erbärmlichen Hunde stimmen ein lautes Geheul, Gekläff und Gewinsel an. Sie werden aber zur Ruhe verwiesen und war es oft höchst komisch, die Indianerkinder zu beobachten, wie sie kleine, aufgeregte, schattenhafte Hündchen ängstlich an sich zogen, ihnen das Maul zuhielten oder mit einigen Palmfasern zubanden, als wären sie fest überzeugt, dass diese Ungeheuer uns verschlingen würden. Im Uebrigen lassen die Leute sich in ihrer Beschäftigung oder ihrem gewöhnlichen Faullenzen gar nicht stören. Der Capitain oder sonstige Häuptling des Dorfs wird den Fremden vielleicht entgegen gehen, sie weder freundlich noch unfreundlich begrüssen, ihnen eine Erfrischung oder ein kleines Gastgeschenk vorsetzen, für welches er natürlich eine reichliche Gegengabe in Gestalt von Schnaps erwartet, von den übrigen Indianern wird sich aber, abgesehen vielleicht von ein Paar neugierigen jungen Mädchen, Niemand auch nur im Geringsten um den Besuch kümmern. Die ins Blaue stierenden Männer bleiben in ihren Hängematten liegen und sind oft zu faul, auch nur den Kopf nach dem Fremden umzudrehen; die Frauen unterbrechen ihre häusliche Thätigkeit keinen Augenblick. So angenehm dies für den europäischen Besucher ist, so fühlt er sich doch in hohem Grade überrascht von dieser einzigartigen Gleichgültigkeit der Indianer, die an den Anblick eines Weissen oder gar an einen Besuch desselben in ihren Ansiedelungen durchaus nicht gewöhnt sind.

Die Wohnungen der Indianer bestehen entweder aus niederen, dunklen Hütten mit dichtem, schwerem Dach aus Palmblättern oder aus luftigen hohen Schuppen, ohne jede Wände, deren Giebeldach an den beiden Längsseiten bis zum Boden reicht. (Näheres hierüber findet sich bei KAPPLER). An den Querbäumen und Stangen des Schuppens sind die Hängematten befestigt, hier hängen die *Matapis* und sonstigen bei der Kassavebereitung benutzten Instrumente, hier werden auch die Bogen und Pfeile aufbewahrt. Die Bogen sind aus starkem, glänzendem, durch Reiben mit harten Blättern glatt polirtem Holz sehr

sauber gearbeitet und meist bis zu 1,75 Meter lang; die Sehne ist aus dem Hanf der Bromelie hergestellt. Die Pfeile in ihren zahlreichen Varietäten, in der Grösse zwischen einem und zwei Metern schwankend, meist aber eben so lang wie der Bogen, bestehen hauptsächlich aus Schilfrohr. Die Kerbe aus hartem Holz ist unten durch Baumwollenfäden, mit welchen auch zwei kleine Federn angebunden sind, an das Rohr befestigt, Oben steckt in letzterem, durch Harz und Bindfaden mit demselben verbunden, ein ca. 25 cmtr. langes, dünnes Stückchen Holz, an welchem die Pfeilspitze, heute meist ein eiserner Widerhaken, angebracht ist. Dieselbe sitzt vermittelst einer Hülse aus Baumharz nur lose auf dem Holzstäbchen, ist aber durch eine oft 2 Meter lange Schnur mit demselben verbunden. Wie eine Harpune bleibt der Haken in dem getroffenen Fisch stecken, die Schnur wickelt sich ab und der leichte Pfeil steigt auf die Oberfläche des Wassers, wo er alsbald den Aufenthalt des erlegten oder verwundeten Thiers verräth.

Zur Jagd auf grössere Thiere bedienen die Indianer sich jetzt durchgehend europäischer Gewehre.

Der Hausrath: die zahlreichen Schüsseln, Schalen, Kochgeschirre und Töpfe, die *Pagale* und anderen Körbe stehen theils in der Hütte, theils vor derselben. Von eigentlichen Möbeln findet man neben den Hängematten nur noch vereinzelt die merkwürdigen, in Form von Tapiren oder sonst eines Thiers geschnitzten niedrigen Schemel. Die Augen werden durch eingesetzte helle Steine oder Muscheln dargestellt. Diese Schemel sind aber selten; ¹⁾ im Allgemeinen dient dem Indianer die Hängematte als Stuhl, Sofa, Bank und Bett; räkelt er sich nicht in seiner *hamaka*, so hockt er auf dem Boden oder vielmehr auf seinen Waden.

Unter jeder einzelnen Hängematte brennt Tag und Nacht ein kleines Feuer, dessen Rauch einen wenn auch schwachen Schutz gegen die Moskitos bildet. Auf den Savannen kann es indessen, zumal bei Sonnenaufgang, empfindlich kalt werden und dann dienen diese Feuerchen den Indianern, die vollkommen nackt, ohne Decken u. dgl. in den Hängematten schlafen, auch als willkommene Wärmespender. Schläft man mit Indianern unter einem Dach, so kann man Nachts immer den Einen oder Anderen hören, wie er sein Feuerchen anbläst oder durch ein Paar trockne Zweige auffrischt; bei Morgengrauen sieht man häufig seltsame Gruppen von jungen, dicht um das Feuerchen gedrängten Hunden, Katzen, Hühnern und Indianerkindern, die in friedlicher Umschlingung zusammengerollt, den Schlaf der Unschuld schlummern. Die Kinder schlafen meist mit Vater oder Mutter, oder zu mehreren neben einander, in der *hamaka*, sie fallen aber oft aus derselben heraus, zumal wenn die Herren Eltern betrunken sind, wobei die armen Würmer sich gelegentlich schlimme Brandwunden zuziehen. Sonst hat solch ein Fall nichts zu bedeuten, wie ich aus Erfahrung weiss, da die belasteten Hängematten nur wenige Handbreit über dem Boden schweben.

In einem geräumigeren Schuppen der Ansiedlung sind auch die grossen Trommeln aus ausgehöhlten Baumstämmen und die *Corjale*, die bei den Trinkgelagen Verwendung finden, untergebracht.

Die Anlage der Hütten ist eine durchaus willkürliche; von der Ordnung und Regelmässigkeit, wie sie bei den Buschnegern so angenehm auffällt, ist hier keine Spur zu bemerken. Wohl aber sind auch bei den Indianern die Hütten und ihre Umgebung ausser-

¹⁾ Ein Exemplar von mir befindet sich im hiesigen Museum für Völkerkunde.

ordentlich sauber gehalten; stets sieht man Frauen und Mädchen mit Plätterbüscheln den Fussboden oder den Platz vor der Wohnung rein fegen. Zur Befriedigung seiner Bedürfnisse entfernt sich der Indianer von dem Dorf, scharrt eine kleine Grube in den Boden und wirft dieselbe später wieder sorgfältig zu, nachdem er sich mit Sand gereinigt¹⁾; die am Wasser Lebenden begeben sich zu diesem Zweck in den Fluss.

In keiner grösseren Ansiedlung fehlt die, meist in der Mitte derselben errichtete, *Piaü*-Hütte, ein niederer, kreisrunder Bau, dessen Palmdach ringsum bis zur Erde reicht. Nur auf dem Bauch kriechend kann man durch einen kleinen, niederen, durch Palmblätter verschliessbaren Eingang in das vollkommen dunkle Innere gelangen. Man hat uns nie Schwierigkeiten gemacht, diese Hütten zu betreten; allerdings war auch wenig genug in denselben zu sehen und gar nichts aus denselben zu holen, denn die Indianer weigerten sich, die an der Wand und den Sparren hängenden *Maraca's* abzugeben. Die schönen Exemplare von Zauberklappern, die ich besitze, stammen aus Britisch-Guayana. Hier in diesen Hütten vollzieht der *Piaü-man*, der Zauber- oder Priesterdokter, seinen Hokus-pokus, auf den wir noch zurückkommen werden.

Ebenso erstaunlich wie die Theilnahmlosigkeit der Indianer im Allgemeinen, war die Gleichgültigkeit, mit der sie uns ungehindert in alle Hütten eindringen und dort herumstöbern liessen, gleichviel ob der oder die Besitzer anwesend waren oder nicht. Das spricht nun für die Leute: weil sie selbst ausserordentlich ehrlich sind, liessen sie auch uns fremde Eindringlinge ohne jedes Misstrauen nach Belieben schalten und walten. Die Gegenstände, die ich zu erwerben wünschte, brachte ich zum Capitain. Nachdem der Ort durchsucht und Alles Interessante vor dem Häuptling ausgebreitet war, begannen die Unterhandlungen, die von unserer Seite durch unsern Dolmetscher, einen Surinamer, geleitet wurden. Die verschiedenen Besitzer der Ethnographica hatten sich inzwischen ebenfalls versammelt und bei jedem einzelnen Gegenstand frug der Capitain: „Willst du das abgeben? Was willst du dafür haben?“ Leider lautete die Antwort in den meisten Fällen „nein;“ zumal die Bogen und Pfeile und auch ihre grossen, alten Töpfe wollten die Leute nicht verkaufen. Dass bei diesen Unterhandlungen reichliche Schnäpsehen verabreicht wurden, brauche ich wohl nicht hervorzuheben. Dennoch wurde oft ausweichend geantwortet: „der Gegenstand gehört nicht mir“, oder „der Besitzer ist abwesend.“

Endlich kam man aber doch zum Abschluss. Ich zahlte unserm Dolmetsch den Preis der ganzen Kollektion in Gulden, und der musste sich dann mit dem Capitain über den Werth, den die einzelnen Gegenstände, oder das Ganze, in natura d. h. in Brantwein darstellten, einigen. Um die endgültige Abrechnung brauchten wir uns glücklicherweise nicht zu kümmern. —

Die Hautfarbe der Indianer ist sehr schwer zu bestimmen, da sie sowohl bei jedem einzelnen Individuum, je nachdem dasselbe sich mehr oder weniger der Sonne aussetzt, wie auch an den verschiedenen Körperstellen, je nachdem sie bedeckt werden oder nicht, eine stets wechselnde und verschiedene ist, dann aber vor Allem, weil die Leute sich Jahr aus, Jahr ein, dick mit rother oder auch schwarzer Farbe anstreichen. Die Karäiben, die kürzlich in Berlin zu sehen waren, hatten in Folge ihres mehrmonatlichen Aufenthalts in Europa entschieden eine hellere Hautfarbe bekommen, wie sie besaßen, als ich dieselben Leute

¹⁾ Dasselbe berichtet P. EHRENREICH: „Beiträge zur Völkerkunde Brasiliens“, Berlin 1891, p. 27, Note, von den Karayä.

vor 2 Jahren am Maroni kennen lernte. Nach meinen Aufzeichnungen entsprach die Farbe der Indianer durchschnittlich der N^o. 2 und 3, hi u. i, der RADDE'schen Scala (Vermillion vers orange).

Das Haar der Kinder ist dunkelbraun und geht erst später in Schwarz über. Die Männer tragen dasselbe kurz (es wird mit europäischen Scheeren geschnitten). Die Frauen lassen ihr schönes, aber Pferdeschweifähnliches, leicht gewelltes, Haar über den Rücken herabwallen.¹⁾ Nur die Haare oberhalb der Stirn werden von den Weibern in Surinam — nicht so in Demerara²⁾ — kurz geschnitten. Diese Haartracht steht den jungen Mädchen recht gut, leider aber sind sie es auch, die ihre „Ponyfrisur“ am dicksten mit *Ruku*³⁾ einschmieren. Die gestampften Samen der *Bixa orellana* werden mit Oel zu einem steifen Brei von dunkelrother schöner Farbe, (die auch in unserer Industrie verwendet wird), vermennt und lässt sich dies Gemisch am Besten mit der Mennige unserer Anstreicher vergleichen. Mit diesem reiben nun die Indianer beiderlei Geschlechts nicht nur den ganzen Körper vom Hals bis zu Füßen ein, sondern auch die Haare oberhalb der Stirn und der Ohren werden damit durchtränkt, während das Gesicht meist nicht einfach roth bepinselt, sondern mit Hülfe von feinen Holz- oder Bambusstäbchen, die auch zum Bemalen der Töpfe dienen, mit allerhand merkwürdigen Zeichen, je nach dem Geschmack des betreffenden Individuums, bedeckt wird. Diese groteske Gesichtsmalerei entspricht vollkommen der unserer Clowns. So lieben es z. B. die Karaibinnen, rings um den Mund ein zweites Lippenpaar, dessen seitliche Ausläufer sich oft bis zu den Ohren erstrecken, zu malen.⁴⁾

Jeder Gegenstand, den der Indianer anfasst, oder mit dem er in Berührung kommt, zumal also seine Hängematte oder seine bescheidene Kleidung ist blutroth und färbt ebenso ab; nur die Sachen, die zum Verkauf für die Europäer bestimmt sind, werden einigermaßen geschont. Neben *Ruku* liebt man auch Körper-Zeichnungen aus schwarzer Farbe, die aus einer Frucht, *Taparipa*, gewonnen wird. Dass die Körperbemalung früher noch weit sorgsamer ausgeführt wurde wie heute, beweist folgende Stelle aus QUANDT (l. c. p. 72), der Ende des vorigen Jahrhunderts in Surinam lebte: „Weil die Indianer gewissermaßen einen Kriegszug vornahmen, so hatte ich Gelegenheit zu bemerken, wie sie sich in dergleichen Fällen ausrüsten; denn diejenigen, welche keine Flinten hatten, machten sich dazu besondere Pfeile mit vielen Widerhaken, die jungen Leute bemalten sich mit rother und anderen Farben und bestreuten das klebrig gemachte Gesicht, Kopf und übrigen Leib mit einer Sorte weisser Flaumfedern, damit sie recht kriegerisch aussehen möchten und hatten auch ihre Gewehre nach indianischer Art bemalt.“ Die Sitte des Bestreuens mit Flaumfedern bestand früher auch bei anderen Eingeborenen Amerikas.⁵⁾

Die Zeiten sind auf ewig vorbei, in welchen die Indianer der Küste sich zum Krieg gegen die Europäer rüsteten; ihnen sind heute selbst die Schutters von Paramaribo gewachsen. —

Was nun die, wenn auch bescheidene, Kleidung der Indianer betrifft, so kann man die der Karaiben und Arowaken männlichen Geschlechts gemeinsam behandeln, während

¹⁾ Vgl. die Abbildungen auf Tafel IV. u. VII.

²⁾ Vgl. Tafel VIII.

³⁾ Der Name *Ruku*, (*Uruku*) stammt aus Afrika. Vgl. WISSMANN: „Meine zweite Durchquerung Aequatorial-Afrikas“ p. 99. Der indian. Name ist „*Anato*“.

⁴⁾ In derselben Weise tätowirten sich früher die Indianerinnen am Orinoko.

⁵⁾ Vgl. mein „Tätowiren, Narbenzeichnen und Körperbemalen“ Berlin 1887.

die der Frauen einen bemerkenswerthen Unterschied aufweist,¹⁾ ein Unterschied, der aber auch heute schon in Surinam zu verschwinden beginnt, wie denn überhaupt diese beiden verschiedenen, einst so feindlichen Elemente, ehe sie für immer in irgend einer Alkoholverbindung aufgehen, vorher noch mehr sich vermischen und amalgamiren werden.

Die Tracht der Männer besteht aus einem, mit oder ohne Hülle eines baumwollenen Fadens um die Hüften geschlungenen und zwischen den Beinen durchgezogenen Stück dunkelblauen, europäischen Kattuns, *Calinbe* genannt. Gerade so kleiden sich die Karaibinnen, die zuweilen statt des dunkelblauen, irgend einen hellen oder bunten Kattun wählen, während die Arowaken-Frauen und -Mädchen — allerdings auch diese nicht mehr überall in Surinam, wohl aber in Demerara — ihre viel hübscheren Perl-Schürzchen, (*Qweju*, *Qwejuen* in Brasilien) beibehalten haben.

Aber auch diese *Qweju* sind keine ächten amerikanischen Ethnographica mehr, da die Samenkerne, bunten Früchte und durchbohrten Muschelstücke, aus denen sie ursprünglich hergestellt wurden, schon seit langen Jahren (geradeso wie in Afrika) durch europäische Glasperlen, die auf Baumwollfäden gereiht werden, verdrängt sind, dennoch aber ist der kleine Perlschurz viel kleidsamer und origineller wie der europäische Kattunlappen. Seinen Zweck erfüllt derselbe vollkommen, dabei schmutzt er kaum und kann jeden Augenblick gereinigt werden. Besser wie viele Worte, werden die Abbildungen auf Taf. VIII die Art zeigen, wie der *Qweju* getragen wird und wozu er dient. An den unbedeckten Oberkörper oder Körper der Männer und Frauen überhaupt, muss man sich allerdings zuerst gewöhnen. Es ist indess merkwürdig, wie rasch das Auge und Gefühl des gebildeten Europäers und auch der Europäerin hierin nichts Anstössiges mehr sieht. Ich möchte als Beispiel nur erwähnen, dass z. B. bei den prächtigen Festen des Vizekönigs von Indien, die ganze eingeborene Dienerschaft, wenn auch in goldner und purpurner Livree, so doch barfuss aufwartet. Bei einem, zur Feier des Geburtstags S. M. des Königs von Holland vom Sultan von Djokdjakarta auf Java veranstalteten Prunkmahl, dem ich einst beiwohnte, erschienen die Diener und Tänzer in Hoftracht, d. h. mit unbekleidetem Oberkörper. Dem Europäer ist es am ersten Tage vielleicht peinlich, sich von mehr oder minder unbekleideten männlichen und weiblichen Wesen umgeben und bedient zu sehen; am zweiten Tage wird er die Nacktheit schon gar nicht mehr bemerken; am dritten Tage würde er es sich energisch verbitten, dass Einer oder Eine der Dienstboten mit einer europäischen Hose oder einem christlichen Hemd geschmückt zum Dienst anträte.

Um aber auf die *Qweju* zurückzukommen, so habe ich mehrere derselben auf Tafel I. und II. abgebildet und verweise auf meine Bemerkungen zu den letzteren. Die Sachen stammen aus Britisch-Guayana; die Muster sind rein amerikanische, in keiner Weise von europäischem Geschmack beeinflusst; wohl aber könnten diese Mäander jeder europäischen Dame als Vorlagen für Handarbeiten aller Art dienen. —

Nachdem so die Kleidung, zu der ja auch mehr oder minder die Bemalung gerechnet werden kann, beider Geschlechter erledigt ist, wollen wir uns dem übrigen Schmuck der Indianer zuwenden, wobei denn auch sofort wieder ein bedeutender Unterschied zwischen Karaibinnen und Arowakinnen zu Tage treten wird.

Die prächtigen Arbeiten aus Papageifedern, mit denen die Indianer sich bei festlichen Gelegenheiten ehemals zu schmücken pflegten, sind längst aus dem Küstengebiet Guayana's

¹⁾ Die Frauen sind in dieser Beziehung immer und überall konservativer wie die Männer.
I. A. f. E. Bd V. Suppl. Jgstr.

verschwunden. Entweder hat man sie weggeworfen oder an Europäer verkauft; auch in Demerara sind die Federkronen und Diademe, Schurze und federverzierten Armbänder, die man gelegentlich dort erwerben kann, für den Verkauf angefertigt. Dagegen haben die Indianer ihre oft sehr geschmackvollen Halsbänder aus allerhand Thierzähnen, von Affen, Wasserschweinen, Tigern, Tapiren u. s. w., die zierlich an Baumwollschnüren aufgereiht sind, beibehalten. Die Frauen schätzen diese weniger, sie beladen sich lieber mit unzähligen, aus Kettchen werthloser Korallen oder Glasperlen bestehenden, Strängen oder besser Wülsten, oft bis zum Gewicht von mehreren Kilos, die von den oben erwähnten Maltesern und Levantineren eingeführt werden. Diese verdrängen täglich mehr die einheimischen, viel hübscheren Halsketten aus allerhand glatten, bunten und glänzenden Früchten und Kernen ¹⁾. Dasselbe ist bei den Armbändern der Fall.

Auch der Schmuck der Indianerinnen startt von *Ruku*; so ein Wulst von Hunderten von dunkelrothen Korallenkettchen erinnerte bisweilen an eine blutige, um den Hals gewundene Zervelatwurst.

Ganz eigenthümlich sind die Waden- und Fesselbänder der Karaibinnen; etwas Aehnliches kenne ich nur in den *Tjidacos* der Alfuren z. B. auf Seram, wenngleich es sich hier um Hüftgürtel handelt.²⁾ Den jungen Mädchen werden in frühester Jugend vier, aus Baumwolle sehr zierlich geflochtene Bänder, deren Breite etwa zwischen der unserer Serviettenringe und Manschetten schwankt, unterhalb der Kniee und oberhalb der Fesseln angebracht, welche die Betreffende nie in ihrem Leben wieder abnimmt, bzw. welche sie, ohne sie zu zerschneiden, nie wieder abnehmen kann. Auch diese werden stets reichlich mit *Ruku* eingesalbt und mit Troddeln und Anhängseln von Baumwolle verziert. Wenn diese Ringe nun auch nicht gerade in das Fleisch einwachsen, so wächst doch das Fleisch der heranblühenden Mädchen und Frauen um und über dieselben, so dass die künstlich zusammenpressten Waden die Form von kleinen Tonnen (am Rhein würde man „Hümpchen“ sagen) annehmen. (Vgl. die Photographien auf Taf. IV u. VII).

Es ist mir nur einmal gelungen, ein Paar solcher Wadenringe zu erwerben: eine alte, sehr betrunkene Indianerin erlaubte gegen 4 blanke Gulden, ihr dieselben abzuschneiden. Die dadurch blossgelegte Haut erschien im Gegensatz zu der dunkelbraunen, vielfach mit Narben aller Art bedeckten Wade rosaroth. In Folge unvermeidlicher kleiner Verletzungen perlten einige Tropfen Bluts auf derselben. Als die „Operation“, die sehr schnell ausgeführt werden musste, damit der Betreffenden keine Zeit gelassen wurde ihren Entschluss zu bereuen, zu Ende war und die Alte einen Blick auf ihre „nackten“ Beine warf, da weinte sie bitterlich — die Wadenringe sind aber jetzt im hiesigen Museum. Arowakinnen tragen diesen Wadenschmuck nicht, wohl aber hübsche Perl- u. dgl. Bänder an den Fussgelenken.

Noch merkwürdiger wie die Wadenbänder sind die Lippennadeln der Karaibinnen. Alle haben dicht unter der Unterlippe, in der Linie Nasenspitze-Kinn, ein kleines Loch gebohrt, das vollkommen dem Löchlein im Ohrläppchen unserer, Ohringe tragenden, Damen entspricht. Durch diese Oeffnung wird von innen eine Fischgräte, in den meisten

¹⁾ Merkwürdiger Weise bilden dagegen die unscheinbaren schwarzen oder braunen Ketten aus den Samen von Winden, Passionsblumen u. dgl., die von den Indianern und Buschnegern am Maroni angefertigt werden, einen gesuchten Ausfuhrartikel, der von den Negerinnen und Mulattinnen auf Martinique und Guadeloupe theuer bezahlt wird.

²⁾ Vgl. meinen Aufsatz „Beitrag zur Kenntniss der Eingeborenen von Ceram“ Z. f. Ethnologie 1882, p. 65. d. Verh.

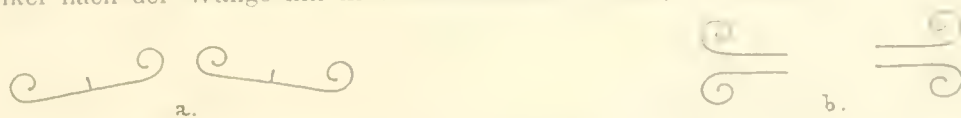
Fällen heute aber eine möglichst grosse Stecknadel so gesteckt, dass der Kopf derselben ein Herausfallen der Nadel verhindert, während diese selbst frei aus der Unterlippe hervorsticht. Wenngleich diese Sitte eine verhältnissmässig alte, schon von Humboldt erwähnte¹⁾ ist, so ist dieselbe doch zweifellos nur ein Ueberbleibsel des einstigen, südamerikanischen Gebrauchs, zum Zwecke der Verschönerung Lippen, Wangen, Ohren und Nase zu durchbohren, und in diese Löcher Steine, Zähne, Pflöcke (*botiques*) aller Art oder Federn einzuzwingen. Lippenpflöcke findet man an der Küste heute nur noch bei den Botokuden; die Wangenlöcher scheinen ganz ausser Mode gekommen zu sein und auch von den riesigen Ohrpflöcken und Ohrlöchern der Indianer habe ich nichts mehr bemerkt. In den Lippennadeln der Karaißen haben wir darum den letzten Rest dieser einst allgemein verbreiteten Kopf- und Gesichtsverzierung zu sehen. Wenn die Karaißen nebenbei mit den Gräten und Nadeln ihre Zähne stochern oder ihre Sandflöhe aus den Füssen herausholen, so ist das leicht verständlich, es wird aber doch wohl Niemand glauben, wie das behauptet worden ist, dass die Indianer Löcher in ihre Unterlippe bohren, um in denselben ihre Zahnstocher unterzubringen. Dass es vor 100 Jahren in Surinam noch Indianer mit durchbohrten Wangen und Nasen gab, eine Sitte, die heute vollkommen ausgestorben ist, während dagegen in Britisch-Guayana auch die Männer noch Lippennadeln tragen, beweist die Stelle bei STEDMAN (l. c. p. 167): „Sommige van haar steken ook gaten in de huid van hunne wangen of neus, om 'er vederen in te plaatsen; maar dit is zeer zeldzaam.“

Auch heute wird man von den Karaißinnen fortwährend um Stecknadeln angebettelt. Man steckt ihnen dieselben, wie etwa einem Kinde ein Stück Zucker, in den Mund und in einer Sekunde haben die Weiber die Nadel nur mit Hilfe ihrer Zunge in das kleine Lippenloch richtig eingeführt.

Im Gegensatz zu diesem seltsamen Schmuck der Karaißinnen finden sich bei den Arowakinnen noch Reste der alten Sitte des Tätowirens.

Ich darf an dieser Stelle vielleicht einschieben, dass die Männer ihre spärlichen Bart- und sonstigen Haare nicht mehr ausrupfen, während die Frauen und Mädchen die Körperhaare mit Ausnahme der Augbrauen und Wimpern entfernen.

Auch die Arowakinnen rupfen nicht ihre Augbrauen aus, doch tätowiren sich mit Nadeln und Russ dicht oberhalb derselben nachstehende Zeichnung *a*. Ebenso sind die beiden Mundwinkel nach der Wange hin in untenstehender Weise, *b*, verziert.



Aber auch diese Tätowirung habe ich nur noch bei alten Frauen gefunden. —

Was die Beschäftigung der Indianer betrifft, so ist es selbstverständlich, dass der überwiegend grössere Theil aller Arbeit den Frauen zufällt; die Herren der Schöpfung beschäftigen sich am liebsten und vorwiegend mit gar nichts; mit Trinken, Schwätzen, oder Liegen in der Hängematte vertrödeln sie ihre Zeit, Tage, Jahre — ihr Leben. Nur

¹⁾ „Reisen in den Aequinoktialgeg.“, B. 9. Cap. 25, p. 12: „Sie (die Karaißen-Weiber) baten dringend um Stecknadeln, welche sie in Ermangelung von Taschen an der Unterlippe befestigten: sie durchstechen die Haut damit so, dass der Kopf der Nadel in der Mundhöhle bleibt“ (Humboldt scheint hierbei nicht bemerkt zu haben, dass die Löcher für die Nadeln schon vorhanden waren, und dass die Indianerinnen die Stecknadeln überhaupt nur erbaten, um sie als Schmuck in diese Löcher zu stecken).

der Trieb der Selbsterhaltung und der eiserne Naturzwang veranlasst sie, gewisse Arbeiten, die sie ihren Frauen nicht aufbürden können, selbst zu verrichten. Dazu gehört die Jagd auf Fische und Thiere des Waldes, der Bau der Hütten und der Corjale. Irgend welche regelmässige Arbeit will und wird der Indianer nie verrichten, ich glaube auch nicht, dass er dazu im Stande ist. Wollte man ihn mit der Peitsche zu einer solchen zwingen, so würde er sterben, ebenso wie etwa eine Katze bei uns, die man vor einen Hundekarren spannen würde. Durch Versprechen einer oder mehrerer Flaschen Brantwein, von Schiesspulver, oder von Arzneien, die der Indianer gern gebraucht, kann ein Europäer ihn wohl veranlassen, einen Fisch oder ein Stück Wild zu schießen, vielleicht selbst einen Baum zu fällen; sobald der Indianer aber sein Versprechen gelöst, oder einmal einen Tag gearbeitet hat, wird er seinen Lohn fordern, denselben vertrinken, sich in seine Hängematte legen und die nächsten 8 oder 14 Tage zu keiner weiteren Arbeit zu bewegen sein. Mit den Leuten ist einfach gar nichts anzustellen. Dabei sind sie sehr geschickte Fischer und Jäger und auch ihre Corjale werden gern von den Weissen gekauft.

Zur Jagd auf grössere Thiere bedienen sie sich, wie schon erwähnt, unserer Gewehre und Büchsen; Schildkröten, Fische, und selbst Wasserschweine erlegen sie mit Bogen und Pfeilen. Sehr hübsche und praktische Ruder, bzw. Schaufeln schnitzen sie aus Zederholz und bemalen dieselben später zierlich mit allerhand Zeichnungen; ihre aus Mauritiafasern, -Blättern und -Stengeln geflochtenen Segel bieten dem heftigsten Sturm Widerstand — dennoch arbeitet der Indianer nur aus Noth oder zum Zeitvertreib.

Viel thätiger sind ihre Frauen. Eine Indianer-Hausfrau muss ausserordentlich viel arbeiten. Abgesehen von ihren Pflichten als Mutter, Köchin, Wäscherin, Spinnerin, Weberin, Last- und Arbeitsthier im Allgemeinen, hat sie die Maniok-, Bananen-, Pfeffer-, usw.-Bäume und -Felder in Ordnung zu halten, während sie den Rest ihrer Zeit durch Anfertigen von Töpfen, Körben usw. ausfüllt, deren Erlös später, allerdings nicht von dem Gatten allein, vertrunken wird.

Die Hängematten, die von den Karaibinnen aus Baumwolle, von den Arowakinnen aus den Fasern der Bromelia (*karatas*), Holl. „zijgras“, „Seidengras,“ angefertigt werden, fanden bereits Erwähnung. Zum Spinnen des Rohmaterials bedienen sich die Karaibinnen der, über die ganze Welt verbreiteten, einfachsten Spindel: einem nach oben sich verjüngenden Stäbchen, mit unten dem Wirtel (hier meist aus einem Stück Kürbis bestehend), oben einem kleinen Häkchen. Man sieht diese Spindeln mit der blendend weissen Baumwolle vielfach unter den Hängematten schwirren und pendeln und die jungen Mädchen wissen das ursprüngliche Werkzeug mit ebensoviel Grazie wie Geschicklichkeit zu handhaben.

Auf ganz andere Weise spinnen, bzw. zwirnen die Arowakinnen ihren Bromelienflachs. Die zarten Grasfasern werden auf dem nackten rechten Oberschenkel neben und an einander gereiht und dann einfach durch Reiben mit der flachen rechten Hand nach der Innenseite der Schenkel hin, zu endlosen Fäden von der Dicke unserer starken Zwirne gedreht. Damit dieser Faden gespannt bleibe, wird er um die grosse Zehe des linken Fusses und um das hochgezogene rechte Knie zu Strängen gewunden. Die Weiber sitzen dabei auf dem Boden oder in der Hängematte.

Das tägliche Brod liefert den Indianern der Maniok (*Jatropha manihot*), eine Euphorbiacée, aus deren Wurzeln und Knollen Kassave hergestellt wird, ein Produkt, das auch in Europa, wo es allerdings meist nur gefälscht zu finden ist, in etwas veränderter

Form, unter den Namen „Mandioka“, „Tapioka“ oder „Arrowroot“ ziemlich bekannt ist. Der Anbau der Pflanze verursacht nur wenig Mühe, die durch den Ertrag reichlich gelohnt wird. Die, vollkommen der süssen Kartoffel gleichenden, Knollen werden gereinigt, indem man die Schale abreisst, oder bei ganz jungen Früchten, wie bei unsern jungen Kartoffeln, abschabt. Dann werden diese Knollen zu einem Brei (wie Meerrettig) zerrieben, und zwar benutzt man dazu heutzutage an der Küste grosse europäische, sog. „Reibeisen“ aus Blech. Nur durch die Güte des Herrn Quilten, Leiter des Museums in Georgetown-Demerara, ist es mir gelungen, eins der ursprünglichen Reibhölzer (*Simari*) von den Macussi zu erhalten.

Es sind dies leicht gewölbte, ca. 50 cmtr. lange und 25 cmtr. breite Bretter, die mit einer Schicht Baumharz bedeckt sind, in welcher zahllose kleine, scharfe, eckige Steinchen stecken. Auch diese *Simari* werden durch allerhand schwarze Zeichnungen und Muster aus *Taparipu*-Saft hübsch verziert. Mein Exemplar überwies ich, ebenso wie die übrigen Gegenstände, die ich noch erwähnen werde, dem Berliner Museum.

Der nasse Brei wird nun in eine eigenartige, aus gespaltenem Rohr sauber geflochtene, schlauchartige Röhre *Matapi* (*Tipiti* in Brasilien) gefüllt¹⁾. Diese *Matapi* sind so geflochten, dass sie sich lang ausziehen, oder auch in Richtung der Längsaxe zusammenschieben lassen, wobei der Durchmesser natürlich zunimmt. Füllt man das, bei einem Umfang von 30 cmtr., ca. 1½ Meter lange *Matapi* mit nassem Maniokbrei, so schwillt sein Umfang auf ca. 50 cmtr. an, während die Länge zu ungefähr 80 cmtr. zusammenschrumpft. Oben befindet sich an demselben eine Schleife, mit welcher man es an irgend einem Sparren des Dachs oder einem Baumast aufhängt; unten ist eine starke Oese, ein Griff, wie bei unseren eisernen Gewichten, angebracht, an den man entweder einige Steine befestigt, oder durch welchen man eine Stange schiebt, die mit lebendem Gewicht in Gestalt einer Indianerin belastet wird. Hierdurch dehnt sich das geschwollene *Matapi* in die Länge, während der Saft des Breis aus den Fugen des Flechtwerks in ein untergestelltes Gefäss rinnt. Binnen Kurzem ist der Brei auf diese Weise vollkommen trocken gepresst und wird als langer weisser Zylinder²⁾ aus dem *Matapi* herausgezogen. Der frische Manioksalt ist in Folge starken Blausäuregehalts in hohem Maasse giftig; merkwürdiger Weise verliert er diese Eigenschaft, wenn man ihn zu einer braunen syrupartigen Masse, dem sogenannten *Casiripo* (*Cassaripo*, *Casseripo*), einkocht. Diese Salse gleicht in Aussehen und Geschmaek der londoner Worcester-shire Sauce, die aus gegohrenen japanischen *Schui*-(Soyas) Bohnen hergestellt wird.

Casiripo bildet für die Indianer neben Pfeffer ein unentbehrliches Gewürz, ein Nahrungsmittel, welches auch bei allen Europäern in Guayana und Westindien als pikante Zuspäise und zumal als wichtigste Würze des berühmten „Peperpot“ in hohem Grade beliebt und darum nicht immer leicht zu bekommen ist.

Kassavebrod ohne jede Zuthat genossen, ist ein recht fades Essen; dasselbe in indianische Pfeffersauce getaucht, schmeckt schon besser, obgleich die Brühe furchtbar im Halse kratzt, zu Husten und Thränen reizt; Kassavebrod mit *Casiripo* schmeckt ausgezeichnet; von demselben Brod und einem unerschöpflichen *Casiripo*-Peperpot aber kann man leben, ja selbst sich daran „todtessen.“

¹⁾ Abbildungen davon finden sich bei Prof. MARTIN: „Westindische Skizzen“ Leiden, 1887, Taf. IV., sowie in der Z. f. Ethnologie 1890, p. 508 d. Verhandl. Vgl. auch Tafel VI. N^o. 3.

²⁾ Vgl. Tafel III. und die Beschreibung derselben.

Der „Peper- (oder engl. „Pepper-)Pot“ entspricht ungefähr dem „Hotch-potch“ amerikanischer und englischer Jäger, dem „Hutspot“ der Holländer, oder der Spanischen „Olla potrida“, (wörtl: „Verfaulter Topf, „Pot pourri“): In einen thönernen, oder besser eisernen, gegossen. Kuchtopf werden Jahr aus, Jahr ein, täglich grosse und kleine, wenn möglich knochenfreie Stücke Fleisch, Geflügel, u. s. w. geworfen, mit *Casiripo* begossen, und zu jeder Mahlzeit aufgewärmt oder von Neuem geschmort. Der Peperpot darf nie leer werden: je älter er ist, desto besser. Alles Gute, was bei Tische übrig bleibt, wird in den Pot geschmettert: neben dem schon erwähnten Fleisch von zahmen und wilden Thieren, auch Kartoffeln, Bananen, Zwiebeln, Reis, spanischer Pfeffer, Schildkröteneier, Rüben, kurz einfach alles Essbare mit Ausnahme von Fischen. Auf seinen Peperpot ist ein westindischer Pflanze ebenso stolz, wie etwa ein Rheinländer auf seinen guten Wein, den er von seinem Grossvater geerbt hat. Peperpote, die seit Generationen in ein und derselben Familie täglich in Anspruch genommen werden, ohne jemals leer oder gar (wenigstens von innen) gereinigt worden zu sein, werden heute leider immer seltener; man liebt es, den Fremden zum Kosten derselben einzuladen, wobei es dann neben dem Peperpot natürlich auch eine Menge anderer guter Sachen giebt. Und all diese kulinarischen Freuden verdankt der Weisse dem *Casiripo*, einer Erfindung des so verachteten Indianers.

Kehren wir aber wieder zu diesem zurück.

Die cylinderförmigen, der Form des Matapi entsprechenden, Stangen des ausgepressten Maniokbreis werden zerbrochen und auf (oft kunstvoll geflochtenen) Sieben (*Manari*) zerrieben, (bei den Buschnegern, wie schon erwähnt, in Mörsern gestampft und dann noch zweimal gesiebt). Auf grossen, flachen, heute eisernen, früher thönernen Pfannen, die auf Steinen etwa eine Handbreit über dem Boden ruhen, wird dann dies trockne, bei Bedarf wieder leicht angefeuchtete Mehl, das an unser Sägemehl erinnert, über schwachem Feuer zu grossen, ganz dünnen Fladen, dem sogenannten Kassavebrod, neben Bananen, Pfeffer und *Casiripo* dem beinahe einzigen vegetabilischen Nahrungsmittel der Indianer und Buschneger, verbacken. Bei sofortigem Gebrauch fällt ein Trocknen des Mehls weg, dagegen werden die fertigen Fladen bei Indianern wie Buschnegern stets zu diesem Zweck den heissen Sonnenstrahlen ausgesetzt.

Dies Kassavebrod der Küste entspricht vollkommen den *beiju* in Zentralbrasilien; dagegen scheint die Bereitung der brasilischen *farinha*, dieses ausgezeichneten Maniokpräparats, in Surinam und Demerara nicht bekannt zu sein. Wohl aber finden wir es unter dem Namen *couac* wieder in Französisch-Guayana, wo es auch einen Theil der den Sträflingen verabreichten Lebensmittel bildet.

Ueber die Rolle, welche das Kassavebrod bei der Bereitung geistiger Getränke spielt, werden wir später reden.

Die hauptsächlichste häusliche Beschäftigung der Frauen bildet die Anfertigung von Töpferarbeiten der verschiedensten Art: von riesigen Töpfen, in denen ein hockender Mensch Platz findet, grossen Schüsseln von 50 cmtr. Durchmesser an, bis zu den kleinsten, zierlichsten Nippsachen. Die Art der Fabrikation und das Material sind in ganz Guayana dieselben; die Formen der Gefässe, ihre Bemalung je nach dem Geschmack der betreffenden Indianerinnen aber verschieden. Jetzt lieben die Letzteren es allerdings, meist zwei Stücke (als „Pendants“, wie der Deutsche sagt) von demselben Muster anzufertigen. Ich habe aber schon 15–20 Krüge, Wasserflaschen, Ententöpfe usw. die sämmtlich unter einander verschieden, aber alle von derselben Indianerin angefertigt waren, in einer Hütte gekauft

und fand dann in der nächsten Hütte bei einer anderen Indianerin wieder 15–20 neue Muster. Die Weiber sind geradezu unerschöpflich im Erfinden neuer Formen, wobei inders keineswegs ausgeschlossen ist, dass sie sich hin und wieder an alte Ideen oder Muster anlehnen. Von ähnlicher Lust und Liebe zur Sache müssen früher auch die Töpfer in Peru, die allerdings auf einer bedeutend höheren künstlerischen Stufe standen, besetzt gewesen sein.

Auch die charakteristische, alt-amerikanische Form der Doppelgefässe, oder die aus 3 und 4 zusammengruppirten, durch geschwungene Henkel mit einander verbundenen Krügen gebildeten Arbeiten, findet man heute noch in Guayana häufig als ganz moderne Indianererzeugnisse.

Natürlich fängt die angehende Künstlerin mit dem Nachahmen der Natur an: hier dient vor Allem die Kalebasse als Vorbild. In jeder Wasserflasche (*Prapi*), wird man die Urgestalt des Flaschenkürbisses, dem man bekanntlich, so lange er wächst, durch Einschnürung u. s. w. beliebige, oft höchst merkwürdige Formen geben kann, erkennen. Die der Länge nach zerschnittene Kalebasse mit dem passenden Deckel, bietet das Vorbild für Schüsseln und Schalen, (mit und ohne Deckel). Je einfacher die Form, desto alter ist sie. N^o. a auf Tafel II. ist ein zweckmässiges Wassergefäss, durchaus kein Kunstwerk. Man taucht dasselbe im Fluss unter, es füllt sich unter dem bekannten Glucksen, das Wasser erhält sich schön kühl in dem porösen Gefäss, aus dessen Mündung sich bequem trinken lässt. Diese Mündung stört aber die Symmetrie des Gefässes, sie stört das Künstlerauge der Indianerin: darum klebt sie ein ganz zweckloses Stückchen Thon als Gegenstück an das andere Ende des Gefässes und nun erst kommt ihr der Gedanke: Das sieht ja beinahe aus wie ein Wasservogel! Sie probirt weiter, verlängert den Hals der Mündung, macht aus dem Gegenstück ein Schwänzchen, löst den oberen Rand erst zu rudimentären, dann allmählig deutlichen Flügeln los, das praktische Mundstück wird in einen recht unpraktischen Vogelkopf verwandelt und im Laufe der unscheinbarsten Metamorphosen ist aus dem ursprünglichen zweckmässigen Wasser- und Trinkgefäss ein, wenn auch viel hübscheres, aber auch viel theureres und zerbrechlicheres Abbild einer Ente, ein Kunstwerk entstanden.¹⁾ Diese Enten finden Käufer; nun beginnt die Künstlerin, ihre Familie, die ganze Ansiedlung, nichts Anderes wie Enten zu formen; eine Konkurrentin wirft sich auf das Tapirmuster, eine Andere auf die Schildkröte, kurz diese Töpfereien, wie wir sie auf den Ausstellungen in Amsterdam und Paris sahen, wie ich deren Hunderte aus Guayana mitbrachte, sind ganz nette Arbeiten — sie besitzen aber durchaus keinen wissenschaftlichen Werth. Hierzu gehören auch die in der Zeitschrift für Ethnologie 1888, Taf. VII und p. 405 der Verh., sowie ebenda 1889, p. 213, besprochenen Wassergefässe von Arowaken und Karaiben in Surinam. Die berühmteste Verfertigerin der Entenflaschen am Maroni ist übrigens vor zwei Jahren gestorben; eine ihrer Töchter war ein Mitglied der hier vor Kurzem in der Hasenheide zur Schau gestellten Karaibentruppe: sie ist faul, krank und verkommen — Dank dem europäischen Vater ihrer Kinder, der die arme Person sich bei mörderischer Kälte in Jahrmarktsbuden Schwindsucht und Tod holen lässt. Ihre Schwester ist dagegen eine sehr geschickte Töpferin, die viel Geld verdienen würde da zumal die Franzosen hohe Preise für ihre „gargoulettes“ zahlen, wenn der Erlös nicht immer sofort wieder vertrunken würde. Ich rieth ihr, in einer ihrer nächsten Schöpfungen einen Entenkörper mit Schildkrötenkopf, Fischschwanz und Tapirbeinen darzustellen: viel-

¹⁾ Vgl. hierzu Tafel II.

leicht hat man noch einmal das Vergnügen, eine solchen Phantasietopf in einer wissenschaftlichen Zeitschrift als „höchst seltenes thönernes Gefäss aus Surinam“ besprochen zu sehen.

Den Grundstoff zu allen Töpfereien liefert der schon mehrmals erwähnte weisse Thon. Man findet denselben an den Creek's in der Nähe der Savannen, wo er rein weiss aus dem sonst braunrothen Lehm zu Tage tritt. Dieser Thon wird mit der zu Kohle gebrannten, zerstampften Rinde eines, *Kucpi* genannten, Baums vermischt, durch welche er beim Brennen die gelblich-rothe Farbe erhält. Die Gefässe und Töpfe werden gänzlich aus freier Hand modellirt: Den Boden¹⁾ bildet ein flach geknetetes Stück nassen Thons, auf welches ringsum kleine Würstchen, meist nicht dicker wie Regenwürmer zu Hunderten auf einander gereiht und von Innen wie von Aussen sorgfältig an die vorhergehende angeknetet und dann geglättet werden. Hierzu bedient man sich kleiner Stücke von Kalebasschale, die in der Form vollkommen den Löffeln der Buschneger entsprechen. Ist der Topf mit seinen Anhängseln und Verzierungen soweit fertig modellirt, so wird er sorgfältig durch Polirsteine von Aussen geglättet; dann lässt man ihn eine Zeitlang trocknen, färbt ihn je nach Belieben mit der in *Ruku* getauchten Hand oder mit den erwähnten kleinen Stäbchen roth und brennt ihn über einem offenen, sacht glimmenden Holzfeuer. Will man das Gefäss dann noch schöner machen, so bemalt man es von Neuem mit allerhand Ornamenten, die heute unregelmässige geometrische Zeichnungen scheinen, einst aber wahrscheinlich figürliche Darstellungen bildeten, mit *Ruku* (roth), *Pimba doti* (weiss) oder *Taparipa* (schwarz) und brennt dasselbe zum zweiten Mal.

Eine grosse Rolle spielt bei dieser Fabrikation der Polirstein, der den Indianerinnen aus diesem Grunde ausserordentlich werthvoll ist und den sie um keinen Preis verkaufen. Ich habe einen solchen auf Tafel I. d. abgebildet, den ich zufällig als Geschenk von einem Herrnhuter Sendling erhielt. Den Werth, den die Indianerinnen auf diese Steine legen, ohne welche sie allerdings gar nicht im Stande wären, ihre hübschen Töpferarbeiten auszuführen, mag folgender Vorfall beweisen: Wir besuchten am Poika-Creek, auf dem linken Ufer des Saramacca, eine Indianer-Ansiedlung und überraschten die Frauen mitten in ihrer häuslichen Thätigkeit. Die Einen flochten Körbe, die Anderen woben Hängematten. Eine schmorte ein sehr appetitliches Gürtelthier, eine Andere verschönerte vor einem kleinen Handspiegel ihr Gesicht mittelst *Ruku* und *Taparipa*; Andere lagen in den Hängematten, säugten ihre Kinder, spannen oder schliefen, der grössere Theil derselben aber war mit Töpferarbeit beschäftigt. Als wir uns, natürlich mit der unvermeidlichen Geneverflasche in der Hand, Einer der Letzteren näherten, sahen wir, wie dieselbe ihren Polirstein — Gott weiss wohin, denn Kleider trug sie nicht — blitzschnell verschwinden liess. Da ich schon lange erfolglos auf diese Steine fahndete, bat ich unsern Dolmetscher, der mit den Indianern seit Jahren bekannt und befreundet war, zu versuchen, den Gegenstand für mich zu erwerben. Das wurde nun nicht nur kurzweg abgeschlagen, sondern die Person weigerte sich auch beharrlich, den Stein überhaupt wieder zum Vorschein zu bringen. Der Dolmetscher wurde ärgerlich, warf der Indianerin seinen Hut in den Schoss und sagte ihr: „Sei doch nicht so dumm, hier hast Du ein Pfand, Du brauchst uns den Stein nur einen Augen-

¹⁾ Der Boden der Töpfe läuft manchmal spitz zu, so dass dieselben auf hartem Boden ohne Stütze nicht stehen können. Darum dreht man diese Töpfe beim Niedersetzen auf den Sand durch eine leichte Wendung einige Centimeter tief in denselben ein, oder aber die spitzbodenigen Töpfe werden durch um sie geschichtetes Feuerholz aufrecht erhalten.

blick zu zeigen, dann bekommst Du einen Schnaps." Die Person aber antwortete: „Und wenn Du mir hundert (hondro) Hüte als Pfand (panti) gibst, den Stein zeige ich Dir nicht, denn Der da (Schreiber ds.) wäre doch im Stande, mir ihn abzunehmen." Ich muss auf die Betreffende keinen ganz vertrauenerweckenden Eindruck gemacht haben.

Diese dunkelrothen glatten und glänzenden Steine, von etwa der halben Grösse eines Hühnereis, die sich fettig anfühlen, vererben sich von Generation zu Generation.

In Surinam sind sie entschieden nicht einheimisch. Ich halte sie nicht für Kunstprodukte, sondern glaube, dass dieselben ihre Form, Rundung und Politur dem Umstand verdanken, dass sie als Gerölle auf dem Boden eines der riesigen Ströme die weite Reise vom Hochland Guayana's nach der Küste gemacht haben und dadurch ebenso abgeschliffen wurden, wie manche Kieselsteine, die wir an den Ufern unserer Flüsse finden. Durch den langjährigen Gebrauch als Polirsteine werden sie natürlich noch glatter und glänzender. Wahrscheinlich kommen dieselben durch Tauschverkehr aus Britisch-Guayana nach Surinam. So schreibt Rob. Schomburgk ¹⁾: „Die Indianer brachten mir Stücke einer rothen Steinart, welche sie als eine grosse Merkwürdigkeit ansahen, und die sie nach ihrer Erzählung fünf Tagereisen hinter Pirara auf den westlichen Bergen des Pacaraima zwischen 4 und 5° nördl. Breite geholt hatten. (Hier wäre also die Heimath der Polirsteine zu vermuthen, d. Verf.). Ich halte sie für rothen Jaspis." Im THURS ²⁾ sagt: „Suitable porphyry pebbles rounded by the action of water, occur in many of the smaller rivers of the interior; these are collected and form a regular article of trade. If I am not mistaken, these so called „charm stones" which Schomburgk and others obtained from the Indians under the impression that they were worn into their present shape merely by being long held in the hands of Indian children, in a form of divination (wo soll Schomburgk das geäussert haben? d. Verf.) are in reality the natural waterworn pebbles used by potters" ³⁾.

Jedenfalls besitzen diese Polirsteine als Ethnographica hohen Werth. —

Neben der Töpferei widmen sich die Indianerinnen mit Vorliebe der Anfertigung von allerhand Flechtwerk. Abgesehen von den schon erwähnten *Matapi's*, den Sieben, Matten, den für den Haushalt nöthigen Körben in unzähligen Formen, den grossen und kleinen Fächern, die zum Anfachen des Feuers dienen, sind es zumal die *Pagal* (eigentlich *Pacara* = „Korb"), welche von den Frauen mit ihren Töpfen zum Verkauf an die Europäer nach der Küste gebracht werden. Die *Pagale* sind rechteckige, aus gespaltenem Warimbo-Rieth geflochtene Körbe, die ihrer Form und Grösse nach unseren Handkoffern entsprechen. Der Deckel, der etwas weiter ist, wie der Korb selbst, wird über letzteren geschoben, bis er, wie dieser, den Boden berührt. Das Oeffnen eines *Pagal* ist darum nicht immer leicht, da keinerlei Handgriff an dem Deckel angebracht ist. Man hebt den oberen Theil in der Weise ab, dass man den *Pagal* hin und her schüttelt, wodurch sich die äussere Hülle allmählig, wenn auch nicht ohne Schwierigkeit, von der inneren Hölte trennt. Man kann in solch, anscheinend kleinen, Korb überraschend viele Sachen, zumal Kleider, Wäsche u. dgl. unterbringen. Dabei besitzen dieselben die in Surinam gar nicht hoch genug

¹⁾ „Reisen in Guiana und am Orinoko 1835–39." Leipzig 1841. p. 105.

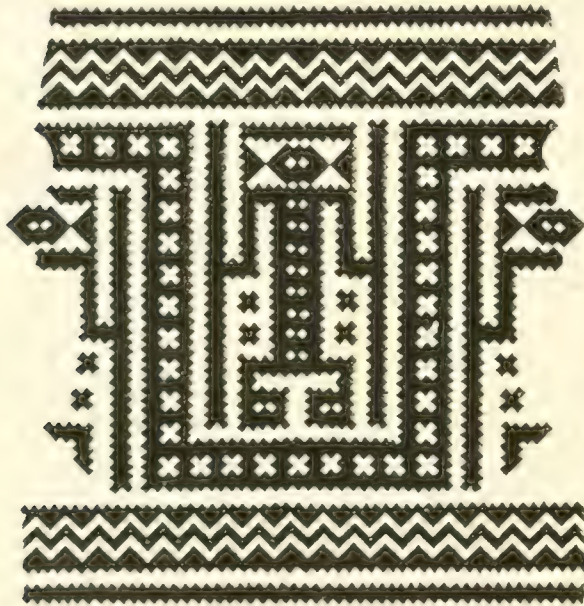
²⁾ „Among the Indians of Guiana." London 1883. p. 276.

³⁾ Aehnlich äussert sich H. J. PERKINS, ein Begleiter von IM THURS (Globus 1885 nach den Proceedings der R. G. S. p. 190): „In der Nahe des Ireng-Flusses (südöstlich vom Romaima fanden wir Stücke von einem dunklen Gestein, einer Art Serpentin von purpurrother Farbe, welches die Eingeborenen *garomah* nannten und ... zu Aexten und allerlei Spielzeug, wie Pfeifen u. s. w. verarbeiteten."

zu schätzende Eigenschaft, dass sie wasserdicht sind, weil zwischen die doppelte Schicht des Flechtwerks noch eine Lage von Truli-Palmblättern eingeschoben ist. Ein guter und schöner *Pagal* kostet darum auch seine 6—8 Gulden.

Keine Handhabe, ein Schloss, besitzt der *Pagal* nicht. Die Indianer, d. h. natürlich alle Frauen, tragen dieselben auf dem Rücken, indem sie ein Band, mit welchem der Korb umwunden ist, um die Stirn schlingen (nach altamerikanischer Art); die Neger balanzieren sie, wie Alles, auf dem Kopf. Mehr wie einen *Pagal* können sie auf diese Weise nicht tragen, und das ist ihnen sehr sympathisch. Landtransport kennt man übrigens in ganz Guayana kaum, darum bilden die *Pagale* das ausschliessliche Gepäck aller farbigen und weissen Reisenden in den Corjalen.

Die aus den gelblich weissen und schwarz gefärbten Warimbostreifen geflochtenen *Pagale* sind, ebenso wie die übrigen Flechtarbeiten (Körbe, Siebe, Tanz- und Kinder-Rasseln) meist mit sehr hübschen Mustern geziert. Ich kann nicht behaupten, dass diese Flechtmuster viele Aehnlichkeit mit den, bei der Bemalung der Töpfe und Ruder oder beim Einkratzen von allerhand merkwürdigen Zeichnungen in letztere oder in die Keulen zur Verwendung kommenden Ornamenten aufweisen. Das liegt jedenfalls am Material. Neben



Flechtmuster eines *Pagal*, eine menschliche Figur darstellend. (Surinam.)

dem Schachbrettmuster, das sich beim Flechten einer gleichen Anzahl schwarzer und gelber Streifen von selbst ergibt, mag sich auch das so häufig vorkommende Kreuz, vielleicht selbst der Mäander, unter den Händen der Flechtenden gebildet haben, ohne dass sie dieselben von vorne herein darzustellen beabsichtigte. Die beistehende Abbildung eines Flechtmusters eines meiner *Pagale* stellt zweifellos eine menschliche Figur dar. Ich glaube aber nicht, dass sich je einst einmal eine Indianerin mit der Absicht hinsetzte, in ihren *Pagal* eine menschenähnliche Figur hineinzuflechten, sondern, dass sie erst in Folge der Erfahrung, dass man beim Flechten verschiedenfarbiger Baststreifen, durch Ueberspringen einiger derselben, sehr gefällige Muster, Zeichnungen oder Ornamente herstellen konnte, eines Tages auf den Gedanken verfiel, die kleinen Quadrate so zu gruppieren, dass die Zeich-

nung mehr oder minder ein menschliches Gesicht oder einen Menschen überhaupt darstellte.

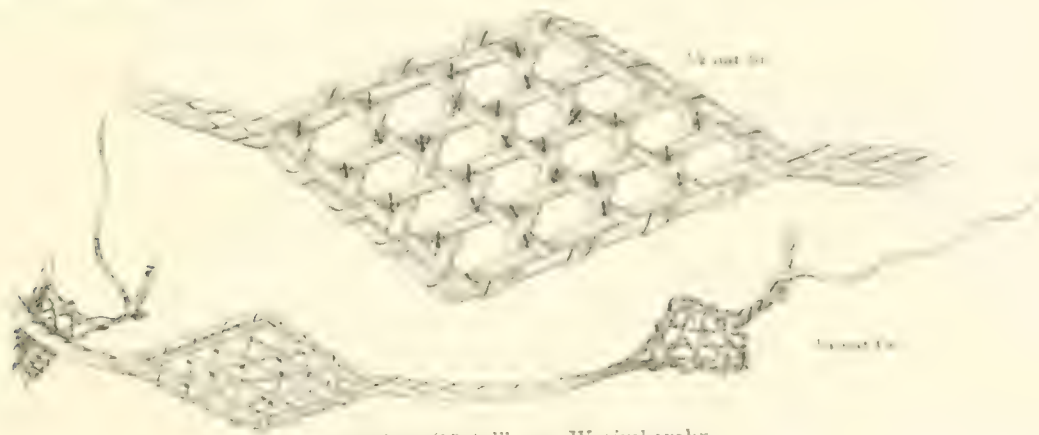
Ich möchte also den Satz von den Steinen's:¹⁾ „Die Abbildung wird Ornament, wird geometrische Figur“, doch nur auf Malerei, Schnitzwerk u. dgl. beschränken, dagegen aber behaupten, dass beim Flechten, aus geometrischen Mustern, die durch das Material gegeben sind, sich Abbildungen entwickeln können. Den weiteren Satz Steinen's: „Die geometrische Figur, die es in der Natur nicht giebt, existirt auch nicht als ein gegebener

¹⁾ Verh. d. Berl. Ges. f. Erdkunde 1888 p. 386.

Begriff in der Vorstellung des Wilden," gebe ich gerne zu, aber es giebt eben in der Natur eine Unmenge geometrischer Figuren, die der Mensch darstellen kann, ohne stets dabei die Absicht zu verfolgen, den, das betreffende Muster zeigenden, Gegenstand selbst abzubilden, wohl aber die ihm ins Auge fallende charakteristische Eigenthümlichkeit desselben. Wenn irgend ein Wilder einen Kreis malt, braucht man, meiner Ansicht nach, nicht immer gleich anzunehmen, dass derselbe damit den Mond, oder die Sonne darstellen wollte. Er malt eben einen Kreis, weil es ihm Spass macht; setzt er 4 Striche oder Punkte in denselben, so wird aus der „Sonne" oder dem „Mond" irgend ein Gesicht, nicht aber ein Bild des „Sonnengotts" oder des „Mann im Mond."

Dass im Uebrigen die meisten der uns so seltsam und verzwickelt scheinenden Ornamente der südamerikanischen Eingeborenen auf ursprüngliche Abbildungen von Dingen, die es in der Natur giebt, zurückzuführen sind, hat Dr. EMBAXIAN kürzlich in seinem mehrfach angeführten Werk schlagend bewiesen.¹⁾ —

Während nun Europäer und Neger diese *Pagale* mit grosser Vorliebe von den Indianern kaufen und dieselben theuer bezahlen, ziehen Letztere merkwürdiger Weise ihren selbstgeflochtenen Koffern solche aus Blech vor, die aus den Vereinigten Staaten in grossen Mengen eingeführt werden. Diese Blechkoffer sind nicht nur mit einem Schloss und zwei Griffen versehen, sondern sie sind auch mit ganz denselben schwarzgelben oder braunen Flecht-Mustern angestrichen und lackirt, mit denen der Indianer seinen *Pagal* verziert. Ein deutscher Exporteur würde es allerdings unter seiner Würde halten, dem Geschmack der Indianer in solcher Weise entgegenzukommen — nicht so der findige Yankee. —



„Ameisen-Gürtel" aus Warimborohr.

Von irgend welchen metaphysischen Anschauungen oder kosmogonischen Traditionen der Indianer ist mir nichts bekannt. Der Glaube an die geheime Kraft der Piaï-Männer hat mit Religion sehr wenig zu thun; der Piaï-Mann ist mehr ein Arzt, wie ein Priester. Piaï-Mann kann Jeder werden, der sich strengem Fasten und allerlei Kasteiungen unterwirft, wozu auch Trinken von Tabakbrühe gehört. Sehr beliebt sind ferner Gürtel oder Bänder aus Warimbo-Rohr, die in der Weise geflochten sind, dass in

¹⁾ Vgl. auch W. HEIS „Verwendung der Menschengestalt in Flechtwerken." Mitth. der Wiener Anthropol. Ges., Bd. 21. S. 45.

die Fugen der drei rautenförmigen Felder ca. 20. der grossen schwarzen Ameisen eingeklemmt werden, deren Biss so ausserordentlich schmerzhaft ist.¹⁾ Diese lebende „spanische Fliege“ legt man dem Kandidaten auf Hals, Brust, Bauch, Beine u. s. w. und darf er bei dieser Kur keinerlei Schmerz verrathen. Dasselbe Ameiseninstrument benutzt man auch bei den Trinkgelagen, um „abgefallene“ Gäste wieder zum Bewusstsein zu bringen; meist lässt man die Ameisen dann in den Rücken des Betreffenden beißen.

Erkrankt ein Indianer, so begiebt er sich, nachdem er sich eine Zeitlang einer vorgeschriebenen strengen Diät unterzogen, mit dem Piaí-Mann in die schon erwähnte Piaí-Hütte, lässt sich kneten, mit oder ohne Tabakrauch anblasen, ansucken und verlässt dann die Hütte entweder geheilt oder kränker, wie er sie betreten, manchmal aber auch gar nicht mehr, bzw. nur noch als Leiche. Das hat sich der Patient dann selbst zuzuschreiben, denn der böse Geist, von dem er besessen, war eben stärker wie der Piaí-Mann, und dafür kann der doch nichts. Selbstverständlich lässt sich der Doktor für seine Mühwaltung bezahlen. Im Fall der Heilung wird ein Fest gefeiert, bei dem die bisherigen Speiseverbote wieder aufgehoben werden. Ein Vergnügen ist solch eine Konsultation für den Zauberdoktor übrigens gerade auch nicht. Er muss sich vor Allem in Exstase versetzen; das lernt man indess mit der Zeit: In der heissen dunklen Hütte tanzt und springt der Mann wie rasend umher, regt sich durch unaufhörliches Schütteln der *Maracá*²⁾, der Zauberrassel auf, bis er Krämpfe bekommt und ihm der Schaum vor den Mund tritt; dann verordnet oder verabreicht er seine Heilmittel. Ich möchte diese Leute nicht kurzweg als Schwindler bezeichnen; liegt es doch in ihrem eignen Interesse, den Kranken zu heilen, wobei es nicht ausgeschlossen ist, dass sie gewisse botanische Kenntnisse besitzen, welche den übrigen Indianern abgehen. So schreibt auch Dr. PFAFF „Die Tucaros am oberen Amazonas“ (Z. f. Ethnologie 1890 p. 601 d. Verh.):

„Es steckt oft in ihrer (der Iai) Behandlungsweise ein guter Kern. Sie sind nämlich meist vorzügliche Pflanzenkenner und gute Beobachter und wenden die Pflanzen, oder auch selbst bereitete Extrakte, nicht ungeschickt an.“ —

Grossartiges kann der Indianer in einer Beziehung leisten — im Trinken, oder, um lieber das passendere deutsche Wort zu wählen — im Saufen.

Wir haben seine Leidenschaft für Branntwein schon erwähnt und wollen nur noch seine selbstgebrauten geistigen Getränke kurz besprechen. Den Grundstoff zu denselben bildet nach altamerikanischer Art, immer noch gekaut, mit Wasser aufgerührtes Kassavebrod. Während man aber, nach KAPPLER's lebhaften Schilderungen, früher schon Wochen vor dem eigentlichen Festtage zusammenkam und das zur Bowle bestimmte Canoe mit vereinten Kräften vollkaute und vollspie, so beschränkt man sich heute mehr und mehr darauf, nur noch einige Kalebassen voll zu kauen und diese dem übrigen, einfach zerriebenen, Kassavebrod zuzusetzen. Man füllt den Corjal dann mit Wasser, bedeckt ihn mit Blättern und lässt die Masse gähren. Ich habe am Poika ein solches Trinkboot von 12 Schritt Länge, 75 cmtr Höhe und Breite gemessen, dasselbe fasste also über 2000 Liter. Es giebt nun allerhand Stadien, in denen diese verschiedenen Gebräue genossen werden, mit ebenso vielen Namen (Siehe oben p. 76), die beinahe von Stamm zu Stamm wechseln.

¹⁾ Dasselbe berichtet CRÉVAUX: „Voyage dans l'Amérique du Sud.“ p. 249. von der Oyampi.

²⁾ Ich besitze ein sehr schönes Exemplar solcher Zauberrasseln; der Stiel ist über 75 cmtr. lang, der beinahe ganz runde Kürbis hat 20 cmtr. Durchmesser. Das ganze Instrument ist mit rothen Baumwollanhängseln und Papageiefedern verziert (Macussi).

Meist sieht das Zeug wie Erbsensuppe aus und schmeckt wie Weissbier, in welches man Brod zerrieben hat, also durchaus nicht unangenehm. Ausser gekautem Kassavebrod fügt man dem Brei auch noch vielfach andere Zuthaten bei; so schreibt Ig THURER: „*Casiri* (Cassiri), a slightly alcoholic drink made of cassave, maize and sweet potatoes, which tastes not unpleasantly, like something between sour porter and thin claret.“ RALPHEN spricht von einem mit Pfeffer und dem Saft verschiedener Kräuter gewürzten klaren und süssen Wein, der aus Batatas bereitet und nicht das allgemein gebräuchliche *Paicari* war. Ebenso wird in anderen Theilen Südamerika's, z. B. in Columbien, zu demselben Zweck Mais benutzt:

„Ils (les Indiens du Cauca) préparent leur boisson favorite, la *chicha*, en faisant de tout le maïs humidifié une sorte de gâteau qu'on cuit légèrement sous la cendre. Ensuite homme, femmes et surtout enfants mâchent ce maïs et rejettent dans un récipient à leur portée le produit de ce machage qui y fermente“¹⁾.

Auf dieselbe Weise bereiten die Indianer im Gran-Chaco ihr Bier aus gekautem Johannisbrod: „Die Chaco-Indianer trinken neben der *chicha* aus Mais, die *unía*, welche aus der Frucht der Algarroba durch Gährung gewonnen wird. Es setzen sich Greise, Weiber und Kinder um den als Braukessel dienenden Zuber aus gebrannter Erde oder aus einem geschickt, mit grosser Mühe ausgehöhltem Baumstamme, und Alle kauen eifrigst die Frucht der Algarroba, damit sich dieselbe recht gründlich mit Speichel mische. Die gekaute Masse wird dann in das Gefäss gespuckt, das man später so aufstellt, dass auch jeder vorübergehende Indianer bequem hineinspeien kann. Innerhalb 24 Stunden ist die Gährung vorüber und das merkwürdige Getränk fertig. Die Rausche bei einem derartigen *Unía*-Bankette dauern 2—3 Tage — die Katzenjammer länger“²⁾.

Auch wacker geschmaust wird bei den *Tapana*-Gelagen in Guayana, da jeder Gast einen Fisch oder ein Stück Wild zum Feste mitbringt, aber das Trinken bleibt doch immer die Hauptsache. Man möge die Beschreibung einer solchen Kneiperei bei KAPPLER nachlesen. Schön sind solche Sachen gewiss nicht, aber man muss mit den Indianern auch nicht allzustreng ins Gericht gehen. Wenn KAPPLER annimmt, dass die Leute bei solchem Fest allabendlich 30 Liter auf den Kopf trinken, so scheint mir das viel zu niedrig gegriffen: das kann und thut der Baier auch!: „Dass im Lande der Bierbereitung auch die Trinkfähigkeit nicht ausstirbt, haben ein Metzgergehülfe und ein Wagner jüngst im Bairischen Walde bewiesen, indem jeder binnen fünf Stunden 35 Liter Bier vertilgte. Dabei versanken sie nicht einmal unter den Tisch.“ (Frankfurter Ztg. vom 20 April 1892.) Warum soll man den Wilden nicht dies Vergnügen gönnen — d. h. ich meine die Wilden im tropischen, nicht im bairischen Wald. Dass der Magen selbst eines Indianers, diese ungeheuren Mengen gährenden Getränks nicht bei sich behalten und verdauen kann, ist selbstverständlich. Er giebt sie wieder von sich und dennoch trinkt der Betreffende, wenn auch mit Widerwillen, bis zur Bewusstlosigkeit weiter. So etwas kommt auf Deutschen Hochschulen unter den Ritttern und Edelsten der akademischen Jugend wohl nicht vor?

Der Indianer liebt es, zwischen zwei Kalebassen *Tapana* einen kleinen Schnaps einzuschieben. So etwas thut der berliner Weissbiertrinker wohl nie?

Seien wir also nicht zu hart mit diesen unerzogenen, seit Jahrhunderten vernachläss-

¹⁾ DOUAY, „Compte-rendu de la VII^{me} session du Congr. Internat. des Américanistes.“ Berlin 1890, p. 769.

²⁾ Aus der „La Plata Post“ vom 2 Oct. 1890.

sigten und verkommenen, Naturkindern; viel widerlicher, wie diese Liebhaberei an *Tapana*-Gelagen ist doch die Branntweinsucht in Französisch-Guayana, die ich oben geschildert habe. —

Bei diesen Festen wird auch getanzt, gesungen und musiziert. Tänze und Gesänge sind ausserordentlich eintönig und langweilig, sie gewähren nur einiges Interesse, weil die Indianer zu denselben zuweilen alte Waffen herausholen, deren ursprünglicher Zweck längst obsolet geworden ist. Hierzu ist vor Allem die Keule zu rechnen; auch Bogen und Pfeile, die von Waffen zu Fischerei- oder Tanzgeräth herabgesunken sind. Die so charakteristische rechteckige Keule, *Apatu*, mit dem breiten, aus Baumwolle gewebtem Griff, wird heute nur noch als Prunkstück bei den Tänzen gebraucht.

Als Musikinstrumente wären zu nennen: die schon erwähnten grossen Trommeln, Flöten und Pfeifen. Die Flöten sind merkwürdig zugeschnittene und gekerbte Rohre aus Bambus, von 50 und mehr cmtr. Länge und ca 5 cmtr. Durchmesser. Man setzt den Mund an eines der schräg abgeschnittenen Enden, treibt die Luft durch ein kleines, in das nächste Internodium gebohrte Loch in die anstossende Kammer des Bambus, die mit einer grossen Kerbe versehen ist. Letztere wird mit der Linken zugemisst, welche den Austritt der Luft und dadurch den Ton, der ein dumpfer, unmelodiöser ist, regulirt. Die Flöten sind reich gravirt und mit dicken, rufgefärbten Baumwolltrödeln verziert. Die kleinen schrillen Pfeifchen werden aus Beinknochen vom Tapir oder Tiger hergestellt. Als Musikwerkzeuge können auch noch die aus Blattstreifen zierlich geflochtenen, mit kleinen Steinchen gefüllten Rasseln, sowie die Fussringe und Gürtel aus *Yorro-yorro* bezeichnet werden. Die harten, muschelähnlichen Früchte der *Thevetia neriifolia* werden an der unteren Seite aufgeschnitten, ausgekratzt und zu Hunderten an dicken kurzen Baumwollfäden so neben einander gereiht, dass der Faden durch die Frucht durchgezogen und dann mit einem Knoten versehen wird, der ein Abfallen der Schale verhindert. Der Lärm dieser *Yorro-yorro* ist ein geradezu nervenerschütternder, darum ist diese ursprüngliche Indianer-(Macussi) Erfindung auch bei den Negern und Buschnegern ausserordentlich beliebt. —

Im Anschluss an die oben besprochenen Knoten-Kalender der Buschneger, die ich von der allverbreiteten Erfindung der Indianer, den „*Quipos*, *Cordoncillos con nudos*“ usw. der Zentral- und Südamerikaner¹⁾ herleiten zu dürfen glaubte, möchte ich eine Stelle von QUANDT anführen: „Wenn die Indianer einander einen Tag bestimmen wollen, an welchem etwas geschehen soll: so geben sie einander eine Schnur mit Knoten, wovon ein jeder Knoten eine Nacht bedeutet. Dieselbe behält der Capitain oder angesehenste Mann unter ihnen, befestigt sie an seiner Hängematte und löst alle Morgen beim Aufstehen einen Knoten auf.“ —

Interessant sind auch die folgenden Mittheilungen von QUANDT, zu denen sich indess vielfache Analoga in der Welt anführen lassen: „Die Indianerinnen säugen ihre Kinder so lang, bis das nächste wieder bald da ist, und dann übernimmt die Grossmutter dieses Geschäft noch einige Zeit. Ich habe oft Kinder neben ihren Müttern oder Grossmüttern stehen und an ihnen saugen sehen. Die Indianerinnen suchen daher die Milch in ihren Brüsten zu erhalten, tragen auch kein Bedenken, andere Kreaturen, z. B. Affen, die sie jung fangen, an sich saugen zu lassen. Ich kam einmal in ein Indianer-Haus und fand, dass ein junges Schwein, welches sie gefangen hatten, der Indianerin auf den Schooss sprang, und diese liess es geduldig an ihrer Brust saugen.“

¹⁾ HUMBOLDT: „Reise i. d. Aeq.-Geg.“ Stuttgart 1823. Bd. 5. Cap. 25. p. 36.

Ebenso spricht KAPPLER („Sechs Jahre in Surinam“) p. 172 von „Karaibinnen, welche manchmal Kinder, Affen und junge Hunde zugleich saugten“, oder v. SACK (II. p. 85) von Maroni-Indianerinnen, „die oft junge Meerkatzen und andere Lieblingsthierc nährten.“ —

Die kleinen Kinder reiten meist auf der Hüfte der Mutter und werden in dieser Lage durch ein Tuch festgehalten, dessen Enden über der entgegengesetzten Schulter der Mutter zusammengeknüpft sind. —

Was die Moral der Indianermädchen betrifft, so ist mir darüber nicht gerade Günstiges berichtet worden; wie wäre das auch möglich bei diesem verkommenen Gesindel? Die Mädchen sind sogar stolz darauf, ein Kind von einem Weissen zu besitzen; eine Buschnegerin würde in einem solchen Fall wahrscheinlich erschlagen, jedenfalls aber aus ihrem Dorf verjagt werden. Die in Berührung mit den französischen Sträflingen stehenden Indianerinnen am Maroni leiden stark an europäischen ansteckenden Krankheiten jeder Art. Indess sollen diese Seuchen unter den Indianern nicht so verheerend auftreten, wie unter den Buschnegern.

Beim Tode eines Familienangehörigen schneiden die Indianer — Arowaken wie Karaiben — ihr Haar kurz und halten es so während 9 Monate. Die Arowaken begraben ihre Todten im Urwald; die Karaiben in der Hütte des Verstorbenen unter dessen Hangematte. Der Boden wird dann festgestampft, bzw. getanz, und die Hütte für immer verlassen¹⁾. —

Von irgend welchem „Kannibalismus“ bzw. „Karaibismus“ ist bei den Karaiben heute keine Rede mehr; dennoch ist diese Sitte in ihren letzten Resten noch nicht so lange ausgestorben, wie man vielleicht anzunehmen geneigt ist. QUANDT, sowohl wie STEDMANN²⁾, beide sehr zuverlässige Autoren aus den Jahren 1768—77, berichten noch über solche; viel Vergnügen scheint den Karaiben der Genuss von Menschenfleisch aber nicht mehr bereitet zu haben, denn QUANDT erzählt, dass seine Indianer, die je ein kleines Stück einer von einem Kriegszug, oder vielmehr einer Sklavenjagd aus dem Innern an die Küste mitgebrachten menschlichen Trophäe, eines an der Sonne getrockneten Arms, gekostet hatten, dasselbe allsobald wieder von sich gaben. —

Zum Schluss noch einige wenige Worte über einen bei den Indianern herrschenden Gebrauch, der, ehe man den Grund seines Entstehens verstanden hat, seltsam erscheint, ein Gebrauch, über den schon Viel geschrieben ist — das sogenannte „Männerkindbett“ oder „Männliche Wochenbett“. Ueber die „Couvade“ im Allgemeinen und über alle die möglichen und unmöglichen Kombinationen, die im Geistesleben der Völker damit verbunden sein sollen, werde ich mich hier nicht äussern; ich werde mich nur auf das beschränken, was ich über diese Sitte bei den Indianern an der Küste Guayanas gehört und erfahren habe.

Dazu muss ich kurz Folgendes vorherbemerken:

Wir haben oben gesehen, dass der Indianer jegliche häusliche Arbeit, wie zumal das Bereiten der Mahlzeiten, wozu das Zurichten des Wilds, der Fische u. s. w. gehört, verschmäht und dieselbe ausschliesslich den Frauen überlässt. Wenn auf einem Jagdausflug „by some chance a man is obliged to cook, he feels as much shame as if he had been caught in some unworthy act“ (IM THURN p. 255, ebenso QUANDT). Kommen die Indianer

¹⁾ Ich verdanke diese Mittheilungen, soweit sie nicht auf eigener Anschauung beruhen, einem Surinamer, der seit langen Jahren unter den Indianern lebt.

²⁾ Bd. II. p. 252.

von der Jagd zurück, so werfen sie ihren Frauen die Beute vor, „and sink into their hammocks to rest for several days.“ Die Frau hat dann das Ausweiden, Häuten, Kochen und Braten zu besorgen.

Der Sinn des Worts „er sinkt in seine Hängematte“ müsste in's Europäische übertragen lauten: „er bleibt unthätig zu Hause,“ oder „er setzt sich in seinen Lehnstuhl und streckt die Beine von sich.“ Nie und nimmer darf man das Herumlungern in der Hängematte mit unserm „zu Bette Liegen“ vergleichen.

Die Frauen gebären mit grosser Leichtigkeit: „zij kramen zonder hulp, en met zoo weinig moeite en pijn, dat men haar schier ontheven zoude oordeelen van het vonnis, tegen de eerste moeder van het menschelijk geslacht uitgesproken. Zij verrigten alle de bezigheden van het huishouden en bedienen hare mannen op den dag van hare verlossing zelve“ (STEDMANN p. 194). Dennoch hegte die junge Mutter, auch wenn ihr, wie wir gleich sehen, Freundinnen und Verwandte hülfreich zur Seite stehen, nach der Entbindung den dringenden Wunsch, wenigstens 8 oder 14 Tage lang gänzlich von den schweren Pflichten der Hausfrau befreit zu sein. Das einfachste Mittel dazu war, die Gatten zu veranlassen, während dieser Zeit weder auf Jagd, noch auf Fischfang auszugehen. Um dies zu erreichen, wandten sich die Frauen vielleicht auch an die Piai-Männer und Beide setzten es, Dank dem grossen Einfluss, dessen die Doktoren sich innerhalb, wie ausserhalb der Medizinhütte erfreuen, durch, die Gatten von Wöchnerinnen dazu zu bringen, sich während einer bestimmten Zeit nicht nur des Genusses von Wild und Fischen, sondern auch der Jagd auf dieselben, ja sogar des Berührens der Waffen (um jede Versuchung zu verhindern) zu enthalten. Doch blieb es ihnen unbenommen, während die jungen Mütter „are nursed and cared for by all the women of the place“ (IM THURN l. c. p. 218), kleine Vögel und ungeniessbare Fischlein zu ihren Zeitvertreib zu fangen. Widerwillig, aber gehorsam, wie alle Gatten, folgten die Indianer dieser Vorschrift, legten sich gelangweilt in ihre Hängematten und spielten womöglich, um sich neben der zum Mittelpunkt ihres kleinen Kreises gewordenen jungen Mutter auch bemerklich zu machen, die Rolle von armen, bemitleidenswerthen Duldern. Auch sie hatten ihr Scherflein zu dem baby beigetragen, und sie Aermste waren dafür nun zu Hausarrest verurtheilt!

Ich bin fest überzeugt, dass das sogenannte „Männerkindbett“ eine Sitte ist, die einzig und allein von den Frauen erfunden und durch die Frauen eingeführt wurde.

BARTELS-PLOSS¹⁾ definirt das „Männerkindbett“ in einem, wenn ich nicht irre, bei jeder neuen Auflage kürzeren, Kapitel als eine Sitte, nach welcher „sofort nach der Niederkunft die Frau wieder alle ihre gewohnten häuslichen Verrichtungen übernimmt, der Mann sich in ihr (? d. Verf.) Bett(?) legt und sich daselbst eine grössere oder geringere Anzahl von Tagen unter der erheuchelten Miene eines Schwachen und Erkrankten von der Wöchnerin und den Angehörigen und Freunden verpflegen und bedienen lässt.“

Das klingt allerdings viel verständlicher, wie manches Andere, was in früherer und letzterer Zeit über die Couvade geschrieben worden ist. Vielleicht wird das betreffende Kapitel des grossartigen Werkes von BARTELS—PLOSS bei der nächsten Auflage noch kürzer, denn der Passus aus DU TERTRE dürfte ohne Schaden für das Ganze gestrichen werden. Derselbe (Hist. nat. des Antilles) sagt von den Karaiben: „Nach 40 strengen Fasttagen

¹⁾ „Das Weib.“

richten sie ein Gastmahl(!?) von der Rinde des Kassave-Brods, welche sie während ihrer Fasten abschneiden, da sie solche Zeit über nichts als die Krume essen dürfen". Nun kommen Pubertät-zeremonien, das bekannte Ritzen der Haut, Einreiben mit Pfefferwasser u. s. w., alles Dinge, die mit der Niederkunft der Frau nicht das Geringste zu thun haben, denn sonst würden doch wohl nicht die Männer, sondern die Frauen (vgl. an jener Stelle die Esthen) den jungen Vater peinigen. „Sobald diese Zeremonie geendigt ist, wird er wieder in sein Bett gebracht."

Was mag wohl du *Terre* unter dem „Bett" eines Indianers verstehen? Wenn er dem Vorgang, den er so anschaulich schildert, jemals beigewohnt hätte, würde er diesen Ausdruck gewiss nicht gebrauchen.

Reinster Unsinn ist ferner der Unterschied, den du *Terre* zwischen der „Rinde" und „Krume" des Kassave-Brods macht. Man muss annehmen, dass er auch dieses nicht aus eigener Anschauung kennt. Kassave-Brod gleicht vollkommen den „Matzen" der Juden, oder den bekannten „Karlsbader Oblaten", und da will man von Rinde und Krume reden? Da lobe ich mir den alten Herrnhuter Sendling *Quaxdr*, der die anscheinend so verzwickte Frage des „Männerkindbetts" schon vor 100 Jahren in seiner klaren und nüchternen Weise gelöst hat. Er schreibt (p. 253): „Der Mann darf keinen Baum fällen, keine Flinte losschiessen und kein grosses Wild jagen... es ist ihm nur erlaubt, in der Nähe mit dem Pfeil kleine Vögel zu schiessen und kleine Fische zu angeln. Er ist also mehrentheils zu Hause und da seine Hängematte gewöhnlich sein Stuhl und sein Lager ist, so ist ihm in dieser müssigen Zeit nichts bequemer, als in der Hängematte zu liegen. Die Frau sitzt auf der Erde im Sande, um ihre Hängematte nicht zu verunreinigen, zumal sie gemeinlich das neugeborene Kind darin liegen hat. Dieser Aberglaube scheint von den Weibern darum aufgebracht zu sein, ihre Männer zu der Zeit, da sie ihre Hülfe am nöthigsten haben, bei sich zu erhalten, welches nicht sein würde, wenn sie auf die Jagd gehen und Busch zu Anlegung der Kostgründe fällen dürften. Ueberdem würden die Weiber bei den Umständen zu viel Arbeit bekommen, wenn der Mann grosses Wild zu Hause brächte, weil der Mann, sobald er von der Jagd oder Fischerei zu Hause kommt, alle übrige Arbeit mit dem, was er erjagt hat, der Frau überlässt."

In ähnlicher Weise wird bei Prinz *BONAPARTE* das mährchen- und sagenumwobene Männerkindbett erklärt. Den längeren Mittheilungen eines Indianers entnehme ich Folgendes (p. 56): „A la naissance d'un enfant le mari va s'étendre dans son hamac et la femme ne reprend toutes ses occupations domestiques que lorsqu'elle s'est relevée, c'est-à-dire après quatre ou cinq jours. L'homme reçoit dès le premier jour des visites de ses voisins et amis qui viennent le féliciter de l'accouchement. Pendant les premiers jours... la coutume reçue ne permet au père ni d'abattre des arbres, ni de tuer du gros gibier, ni de boire aucune boisson forte. (Damit er seine Frau nicht prügelt. D. Verf.)... Cet usage a pour but de retenir l'homme dans la hutte au moment où la femme a tant besoin de son aide... Lorsque l'accouchée possède encore sa mère, c'est celle-ci qui se charge ordinairement de la soigner; dans ce cas, le mari conserve toutes ses habitudes antérieures. Il y a une autre raison pour empêcher l'homme d'abandonner sa hutte pendant trop longtemps: en revenant avec du gros gibier, n'obligerait-il pas sa femme à des travaux trop pénibles, soit pour le préparer comme nourriture immédiate, soit pour en assurer la conservation."

Ich glaube, wir können dies Kapitel schliessen. Viel wichtiger, wie die verschiedenen übertriebenen und entstellenden Erzählungen von einem „Männerkindbett“ unter den Karai- ben und Arowaken, die man vielleicht aus allen möglichen Schriftstellern zusammensuchen kann, wenn man es der Mühe werth hält, (wobei sich dann wieder einmal herausstellen wird, dass jeder Autor seinen Vorgänger abgeschrieben hat); viel wichtiger wie diese Mährchen ist für mich die Thatsache, dass P. GUMILLA in seinem dreibändigen Werk: „Histoire naturelle de l'Orénoque“ (1758.), in welchem er die Sitten und Gebräuche von unzähligen Indianerstämmen auf das Genaueste schildert und bespricht, das sogenannte Männerkindbett auch nicht mit einer Silbe erwähnt, ebenso wenig wie dies KARL VON DEN STEINEN in der Beschreibung seiner Reise „Durch Zentral-Brasilien“ thut, auf welcher er mit zweifellos ächten Karai- ben, unverfälschten amerikanischen Urbewohnern, in Berührung gekommen ist.¹⁾

Ich möchte das „Männerkindbett,“ soweit es sich um die Indianer an der Küste Guayanas handelt, wie folgt beschreiben:

Bei diesen Indianern herrscht die Sitte, dass die Männer nach der Niederkunft ihrer Frauen weder auf die Jagd, noch auf den Fischfang ausgehen, sich überhaupt nicht weit von ihren Hütten entfernen, um ihre Frauen nicht allein zu lassen und um dieselben nicht durch die Zubereitung etwaiger Beute, mit der sich ein Mann nie befasst, zu ermüden. Darum enthalten sich auch die Männer eine Zeitlang des Essens von Wild und Fisch; ihre Mussestunden verträumen sie wie immer in ihren Hängematten. Die Frauen, deren Niederkunft eine sehr leichte ist, gehen bald nach derselben wieder ihrer gewohnten häuslichen Thätigkeit nach, wobei sie von Freundinnen und Verwandten, die ihnen auch bei und nach der Entbindung zur Seite stehen, unterstützt werden.

Zum Schluss dieser Mittheilungen, die weit ausführlicher geworden sind, wie anfangs beabsichtigt war, möge noch einmal der Wunsch Ausdruck finden, dass berufenere und jüngere Kräfte, wie Schreiber ds., ihre Aufmerksamkeit Guayana in höherem Maasse zuwenden, als bisher geschehen ist. Das Innere des Landes ist beinahe noch vollkommene Terra incognita, die Buschneger bieten dem Forscher ein reiches und lohnendes Arbeitsfeld und selbst unter den, täglich mehr dem europäischen Einfluss verfallenden Indianern der Küste, kann der Beobachter immer noch eine Menge von interessanten Eindrücken in sich aufnehmen, die ihn für die unvermeidlichen Unannehmlichkeiten, Entbehrungen und Gefahren, die nun einmal mit dem Reisen in jenen tropischen Küsten- ländern verbunden sind, reichlich entschädigen werden.

¹⁾ Auch EHRENREICH: „Beiträge zur Völkerkunde Brasilien's“ schreibt p. 29 nur: „Drei Tage lang halten nach einer Niederkunft beide Ehegatten strenge Diät.“

BEMERKUNGEN ZU DEN TAFELN.

TAFEL I.

a und b. Perlschürzen der Macussi. Britisch Guayana, $\frac{1}{2}$ nat. Grösse.

Diese (Qweju (vgl. p. 81 des Textes) erhielt ich in Georgetown-Demerara. Die Herstellung derselben ist eine mühsame und zeitraubende Arbeit. Die Indianerinnen reihen auf Baumwollfäden, dem Muster, das sie darstellen wollen entsprechend, etwa 6 rothe, 2 blaue, 1 weisse, 2 blaue, 6 rothe u.s.w. seitlich durchbohrte europäische Glasperlen an einander und spannen den Faden dann auf ein Brett oder in einen viereckigen Rahmen. Da die Form des Qweju die eines symmetrischen Trapezes ist, so wächst bei jedem der horizontalen Fäden (von oben nach unten gerechnet), die Zahl der aufgereihten Perlen um 6 bis 8 Stück. Um diese Fäden nun unter einander zu verbinden, werden dieselben (wiederum von oben nach unten) durch eingeschlagene Baumwollfäden in der Weise an einander gereiht, dass der Einschlag, genau wie beim Weben, zwischen je 2 Perlen einmal unterhalb, das andere Mal oberhalb der horizontal gespannten Perlketten durchgezogen wird. Zum Schluss verwebt man die überstehenden Enden der Fäden zu einem schmalen Rande, der unten ausgefranst wird, während die oberen Fäden an beiden Seiten so lang gelassen werden, dass sie, zu Schnüren gewirrt, zum Befestigen des Qweju um die Hüften dienen. Diese langen Schnüre sind auf der Zeichnung fortgelassen worden.

c. Vorkolumbisches Steinwerkzeug oder Waffe. Surinam. nat. Grösse.

Geschenk des Deutschen Konsuls, Herrn E. A. CABELL in Paramaribo. (vgl. p. 71 des Textes.)

d. Stein zum Poliren von Töpferarbeiten. Surinam. nat. Grösse.

Vgl. p. 88 ff. des Textes. Dieses seltene Exemplar verdanke ich der Güte des Vorstehers der Herrnhuter Mission in Paramaribo. Vielleicht kann hier noch einmal darauf hingewiesen werden, dass diese Steine nur zum Glätten der frisch modellirten, noch nassen und biegsamen Töpferarbeiten benutzt werden, nicht etwa zum Poliren oder Glänzendmachen schon gebrannter Waare. Beide Stücke (c. und d.) überwies ich im Namen der Schenkgeber dem Museum für Völkerkunde in Berlin.

TAFEL II.

a—c. Wassergefässe vom Maroni. Holländisch- und Französisch-Guayana.

Vgl. p. 87 des Textes. Dieselben stellen in drei Stadien (verschiedene „missing-links“ konnten in Anbetracht des Raums und der Kosten nicht abgebildet werden) den Uebergang vom ursprünglichen, zweckmassigen porösen Wasserkühler und Trinkgefäss in ein modernes, mehr hübsches, wie praktisches Indianer-Kunstwerk dar. Diese Entenflaschen oder Krüge werden heute noch in grosser Zahl von den, auf dem linken Ufer des Maroni, des Grenzflusses zwischen Surinam und Französisch-Guayana (Cayenne), wohnenden Indianerinnen angefertigt. Wissenschaftlichen Werth besitzen sie weiter nicht. In meiner Sammlung habe ich über Hundert verschiedene Töpfe, Flaschen, Schüsseln und Krüge dieser Art.

d. c. Perlschürzen der Macussi. Britisch-Guayana. $\frac{1}{2}$ nat. Grösse.

Vgl. die Bemerkungen zu Tafel I. a. b.

Die Muster sind, wie im Text hervorgehoben, rein amerikanische, durchaus nicht von europäischem Geschmack beeinflusst. Auf c. bemerken wir, ebenso wie auf Taf. I. a., den allbekannten Maander. Schwieriger sind die Muster auf d. und Taf. I. b., wenngleich damit nicht gesagt werden soll, dass es bis jetzt gelungen wäre, die Entstehung des Maander endgültig nachzuweisen. Aber wenn man auch zugeben wollte, das dieses, über die ganze Welt verbreitete Ornament, heute bei den amerikanischen Eingeborenen zu einem blos geometrischen geworden wäre, so dürften doch in den merkwürdigen Zeichnungen auf d. und Taf. I. b. Abbildungen von Fischen, Vögeln, Reptilien oder irgend welcher, in der Natur vor-

kommender Thiere oder Gegenstände zu suchen sein. (Vgl. p. 90 des Textes.) Ich bedaure aber, nicht im Stande zu sein, eine genügende Erklärung dieser Zeichnungen zu geben.

TAFEL III.

Buschneger, Kassave stampfend. Surinam.

Die ausgepresste, zerriebene Maniokwurzel ist aus dem *Matapi* (p. 85 d. Textes) herausgenommen worden; die cylinderförmigen Stücke liegen auf einer hölzernen Mulde vor der, mit ihrem „pantje“ bekleideten Negerin. Die sich bückende Frau trägt ein buntes Tuch englischen Fabrikats. In dem Holzmörser werden die harten Stücke zu schneeigem Kassavemehl zerstampft (p. 60), das in der Mulde zu Füßen des Negers angehäuft ist. Letzterer trägt die landesübliche *camisa* (p. 48). Oberarm und -Schenkel des Mannes sind kräftig entwickelt. Beide Geschlechter tragen unterhalb der Kniee, wie an den Fuss- und Handgelenken weissgefärbte Bänder aus geflochtener Baumwolle; die beiden zurückstehenden Personen auch Halskettchen aus Glasperlen. Vorne rechts und links sieht man Dächer aus Palmblättern; im Hintergrunde zwei Buschnegerhütten (p. 54) und den Urwald.

Diese Photographie wurde mir von einem Surinamer, Herrn MÜLLER in Paramaribo geschenkt.

TAFEL IV.

Karaiben vom Oberen Saramacca. Surinam.

Die Frau (die Mutter der drei Kinder) kann als hübscher Typus einer nicht mehr jungen Indianerin bezeichnet werden, die auf die Pflege ihrer Stirnhaare nicht mehr so viel Werth legt, wie die jungen Mädchen. Sie trägt den in Surinam üblichen Schurz aus buntem, europäischem Kattun, (p. 81 des Textes) um den Hals eine Korallenkette, an den Handgelenken kleinen Perlschmuck. Als Karai bin charakterisirt sie sich durch die starke Nadel in der Unterlippe (p. 83), die leider in der Tafel nicht so sehr zur Geltung kommt, wie auf der Photographie, und durch die unterhalb und oberhalb der Waden angebrachten, auf Seite 82 besprochenen, Ringe aus rothgefärbter geflochtener Baumwolle mit gleichen Anhängseln. Ebenso die beiden Mädchen. Der „Hausherr“ in seinem *calimbe* (p. 81) trägt ächt indianische „absoluteste Wurschtigkeit“ zur Schau. Der kleine Sohn spielt mit seiner Halskette. Die Hütte ist der gewöhnliche offene Schuppen der Indianer (p. 77), zufällig fehlt in derselben die Hängematte; auf dem Boden stehen einige Wasserflaschen. Im Hintergrunde zwei ähnliche Hütten, umgeben von Palmen, Bambus und sonstigem Wald.

Die Originalaufnahme stammt von einem Portugiesen aus Demarara.

TAFEL V.

1. *Mulattin in Sontagstracht. Paramaribo.*

Diese stattliche Dame hatte sich zur Feier des Geburtstags S. M. des Königs von Holland festlich gekleidet (vgl. p. 25 ff. im Text). Unter ihrem kunstvoll geschlungenen Kopftuch erscheint die mühsam hergestellte Frisur, um welche die Mulattinnen von den Negerinnen so sehr beneidet werden. Ueber die Kleidung vgl. den Text. Aechte oder unächte Ohringe, Halsketten, Armbänder, Ringe und — last not least — ein Sonnenschirm vervollkommen die Toilette. Hinter der Mulattin sieht man eine Surinamerin in der gewöhnlichen Arbeitstracht armer Negerinnen.

2. *Negerinnen in Paramaribo.*

Mädchen in der gewöhnlichen Volkstracht, die sich über Schreiber ds. lustig machen, ohne zu ahnen, dass sie in demselben Augenblick von ihm photographirt werden. Im Hintergrunde, am Ufer des Surinam-Flusses, ein aus dem Innern in die Hauptstadt zurückgekehrter schwarzer Goldgräber. (p. 37.)

3. *Tracht der Negerinnen in Paramaribo.*

Vgl. p. 35 des Textes. Rechts drei Damen in Promenadenkostüm, links Surinamerinnen in Arbeitstracht. Das Gegenstück zu dieser Aufnahme — dieselbe Gruppe von vorn — ist leider misslungen.

4. *Buschneger ein Ruder schnitzend. Oberer Maroni.*

Die am Ufer des Maroni errichteten Hütten, die den stromfahrenden Buschnegern als Nachtquartier oder vorübergehende Unterkunft dienen, sind lange nicht so sorgfältig auf- und ausgeführt wie die in den Buschneger-Ansiedlungen, weiter im Innern. Unser „Bosch“ sitzt auf einem Schemel und schnitzt

an einem Ruder (bzw. Riemen). Rechts von ihm ein Wasserkrug. Man bemerke die mit pinba-doti weiss gefärbten Beinringe, sowie die oben in zwei kleine Zöpfe auslaufende Frisur.

TAFEL VI.

Buschneger, Surinam.

1. Rechts die jugendliche Tochter des Granman ABRAI (vgl. p. 46 d. Textes) in Maripastone am Oberen Saramacca, mit dem landesüblichen „pantje“ (p. 58) bekleidet. Links dahinter das, beinahe europäisch eingerichtete Haus des Häuptlings. Die gezwungene Haltung des Mädchens erklärt sich aus ihrem Schreck, da ich ihr, die die Flucht ergreifen wollte, etwas barsch zurief, sie solle einen Augenblick stehen bleiben. Später erschien sie in Surinamer Tracht und wurde so noch mehrmals photographirt.

2. Ein Buschneger vom Oberen Saramacca, mit Namen MOSIS; war unser Führer während eines unfreiwilligen Marsches durch den Urwald. In der Linken hält er ein europäisches Buschmesser, sowie ein eben abgeschlagenes Stück Zuckerrohr, das er zum Munde zu führen im Begriff steht. Dahinter Bananen, Palmen u.s.w.

3. Der Granman ABRAI von Maripastone, Ob. Saramacca. Näheres über ihn findet sich auf p. 46 und 67 des Textes. ABRAI als Christ kleidet sich, sobald er Besuch erhält, nach europäischer Art. Hinter ihm eine Buschnegerhütte mit Wänden aus geflochtenen Palmblättern (p. 54); an dem vorspringenden Dach derselben hängt eines der bei der Kassave-Bereitung benutzten Matapi (p. 85). Im Hintergrunde meine Reisebegleiter, Palmen und Bananen.

4. Buschnegerin, ein Corjal rudern (vgl. p. 60 des Textes). Aufgenommen auf dem Oberen Maroni. Zu bemerken sind die Haarzöpfechen, die Finger- und Ohrringe, Halskette, Arm- und Beinringe. Die Tracht besteht aus dem gewöhnlichen pantje. Das Mädchen war ungefähr 15 Jahre alt, dabei in Wirklichkeit viel hübscher, wie auf der Abbildung.

TAFEL VII.

Karaiben aus Surinam.

1 u. 2 stellen Indianer dar, die zur Königs-Geburtstag-Feier aus dem Innern nach Paramaribo gekommen waren und hier am Ufer des Surinam-Flusses unter einem schattigen Baum lagerten. Die Leute haben sich frisch eingekleidet, wenigstens trägt der, dem Baum zunächst stehende Mann Hemd, Hose und Strohhut. Auf dem Boden hocken Indianerinnen in europäische Unterröcke, wie in Toga's gekleidet (p. 73). Die hinter ihnen stehende alte Frau ist die auf p. 82 erwähnte, der ich, als sie betrunken war, ihre Wadenringe abschneitt. Links eine Surinamer Negerin.

Auf 2 sehen wir links zwei hockende „europäisch“ gekleidete Indianerinnen im Gespräch mit einer Surinamerin. Die dritte Indianerin trägt ihr saugendes Kind nach Landessitte auf der linken Hüfte in ein blaues, um die rechte Schulter geknüpftcs Tuch geschlungen (p. 95). Von den beiden Jungen zur Rechten ist der Eine mit einer europäischen Flanelljacke angethan, während der Andere sein calimbe zurecht-zupft. Bei der Frau in der Mitte bemerkt man die Wadenbänder.

3 zeigt eine Gruppe von Indianerinnen, wie wir sie in ihrer am Poika-Creek, einem kleinen Zufluss des Saramacca, gelegenen Ansiedlung überraschten. Die Frau, die einen Pfosten, um den die Hangematte geknüpft ist, umfasst, trägt ihr calimbe, ferner reichen Halsschmuck aus Korallen und Glasperlen, sowie die Lippennadel. Frauen und Mädchen laufen heran, um die ungewohnten fremden Besucher zu sehen. Die junge Mutter, die recht hübsch war, wenngleich sie auf dem Bilde wenig reizend erscheint, trägt ihr Kind in der erwähnten Weise auf der Hüfte. Im Hintergrunde eine Indianerhütte. Die Hangematte verdient Beachtung, weil sie keine ächt karaibische, d. h. baumwollne, sondern nach Art der Arowaken aus Bromeliënflachs angefertigt ist; ein Beweis für die (p. 81) ausgesprochene Behauptung, dass die früher so charakteristischen Unterschiede zwischen Arowaken und Karaiben heute täglich mehr verschwinden.

4 stellt dieselben Indianerinnen wie 3, um einige Freundinnen und den Capitain der Ansiedlung JACOB ANTONI vermehrt, dar. Letzterer hatte sich, um sich den Objectiven dreier auf ihn gerichteter photographischer Apparate würdig zu zeigen, in Paradeuniform, eine Jacke und einen wasserdichten Matrosenhut, geworfen. Sein Gesichtsausdruck ist eben so unverföhren, wie der des Indianers auf Taf. IV.

Sämmtliche Frauen waren vom Kopf bis zu den Fusssohlen dick mit Ruku bemalt, auch ihre Haare waren damit durchtränkt.

Die dritte Person (vom rechten Flügel gerechnet) links ist eine Karbugerin (p. 30.) mit Lippennadel. Beachtenswerth sind die Wadenringe und der reiche Halskettenschmuck.

Die Originalphotographien wurden mittelst der Krügener'schen Simplex-Camera aufgenommen, später von Herrn GÜNTHER—Berlin vergrößert und in der Anstalt von Herrn TRAP—Leiden in der gegenwärtigen Form nicht ohne Mühe, da die Platten durchaus nicht fehlerlos waren, daher mit desto höher zu schätzender Sorgfalt und Hingabe, hergestellt.

TAFEL VIII.

Accawoy-Mädchen aus Britisch-Guayana.

Die Originalphotographie kaufte ich in Georgetown—Demerara. Die beiden Personen schienen der Veröffentlichung werth, weil sie so durchaus verschieden von den Indianerinnen sind, die ich in Holländisch- und Französisch-Guayana zu Gesicht bekam. Diese kräftigen, wohlgenährten Weiber sind gewiss keine Säuferinnen. In ihrer einfachen Tracht machen sie den Eindruck durchaus harmloser Naturkinder. Bemerkenswerth sind die Perlschurze (vgl. p. 81 d. Textes), die Beinringe aus Perlen, wie die Schnüre an den Oberarmen, die Halsketten, die Abwesenheit der kurzen Stirnhaare und der Lippennadeln, welche letztere von ihren männlichen Stammesgenossen noch getragen werden.

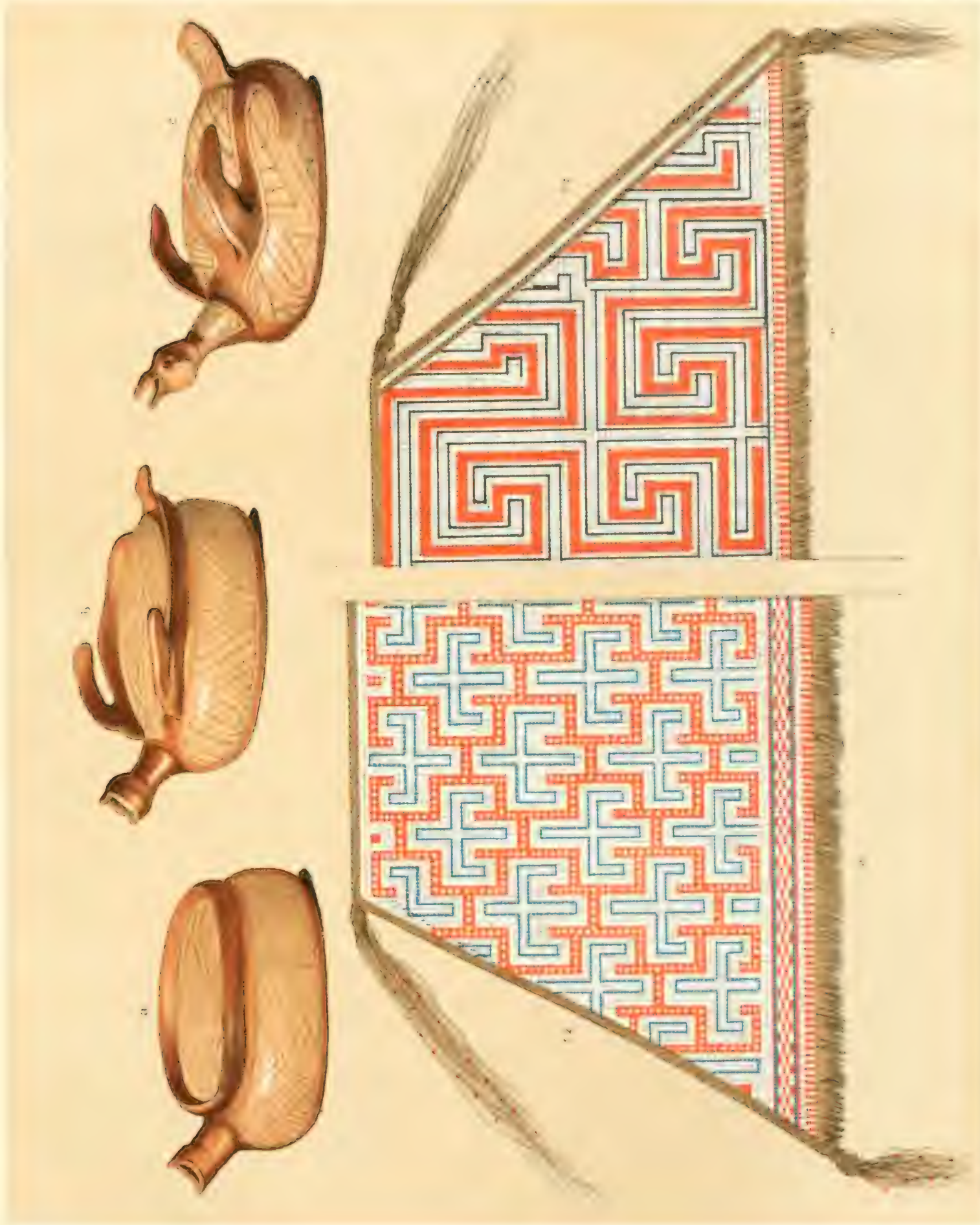
Es bleibt mir noch die angenehme Pflicht übrig, dem Verleger dieser Zeitschrift, Herrn TRAP, sowie Herrn SCHMELTZ in Leiden, der auch diesmal wieder seines freiwillig gewählten Amtes als Redakteur des Internationalen Archiv's und als korrigirender Freund und Berather in der lebenswürdigsten Weise gewaltet hat, an dieser Stelle nochmals meinen herzlichsten Dank auszusprechen.

Second volume of the series
of the series

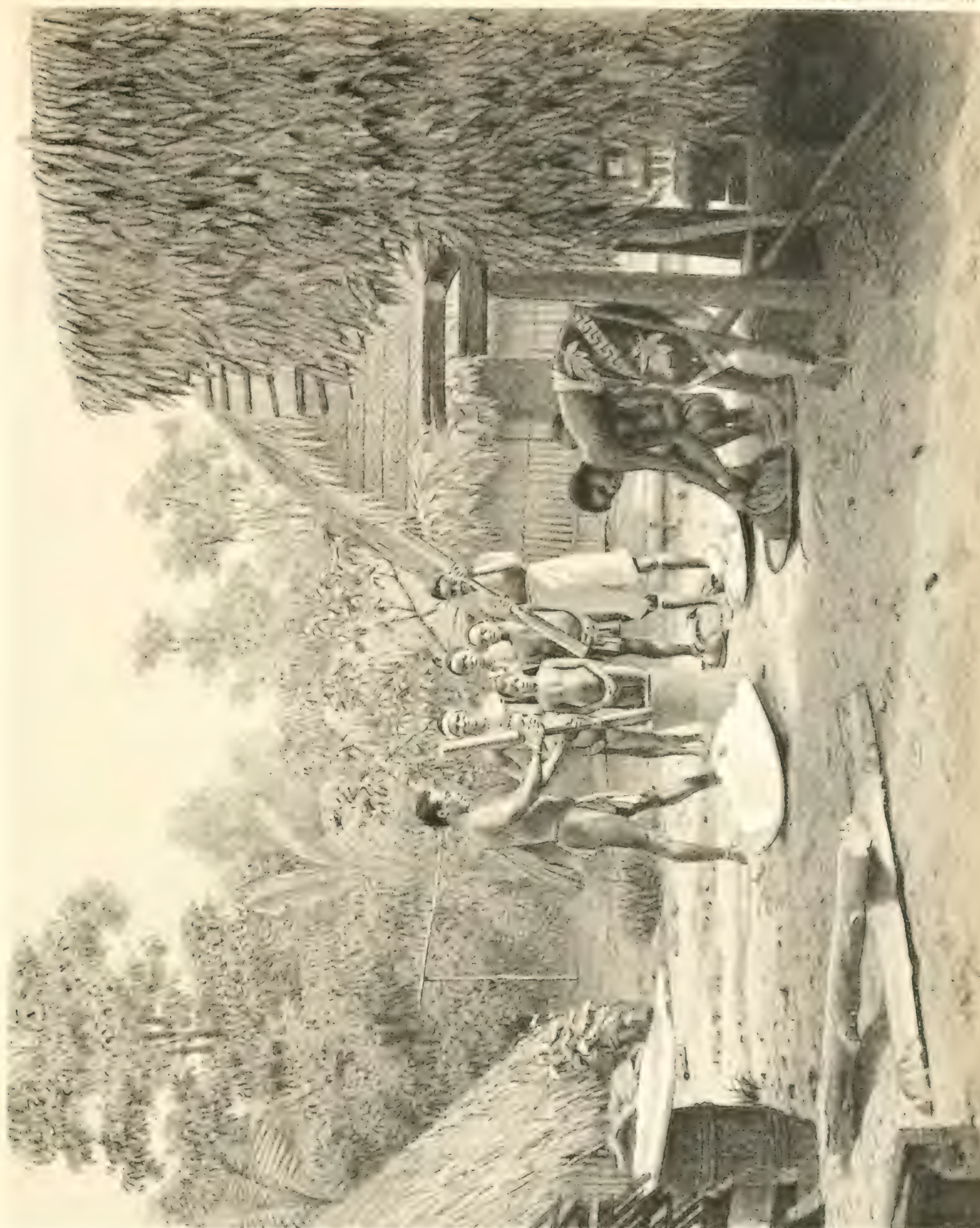


1. Triangular woven object, possibly a ceremonial bag, with a blue and red geometric pattern. 2. Triangular woven object, possibly a ceremonial bag, with a blue and red geometric pattern. 3. Large, light-colored, oval-shaped object, possibly a shell or a piece of wood. 4. Small, dark red, spherical object, possibly a seed or a piece of wood.

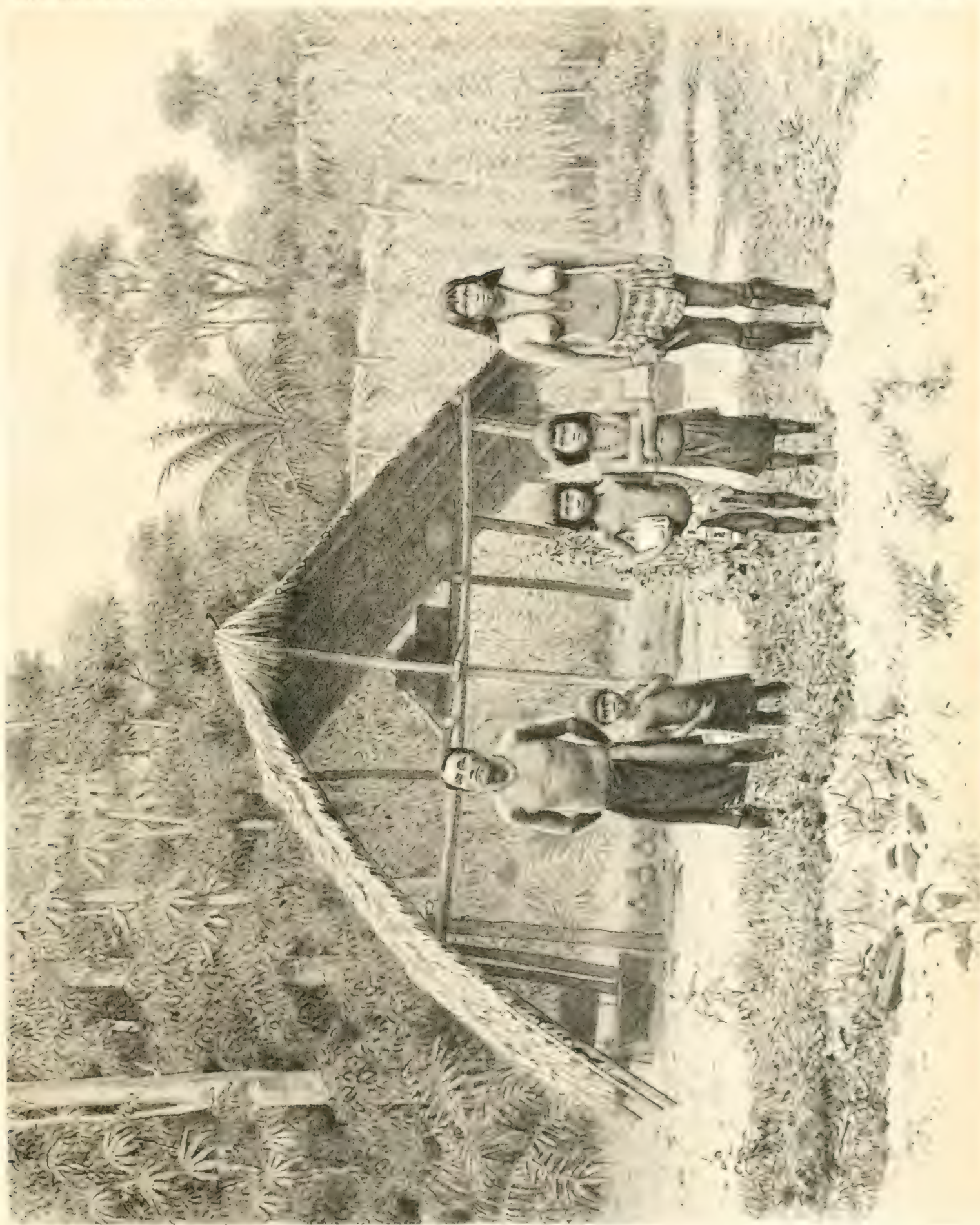
RECEIVED
JAN 20 1968
U. S. AIR FORCE

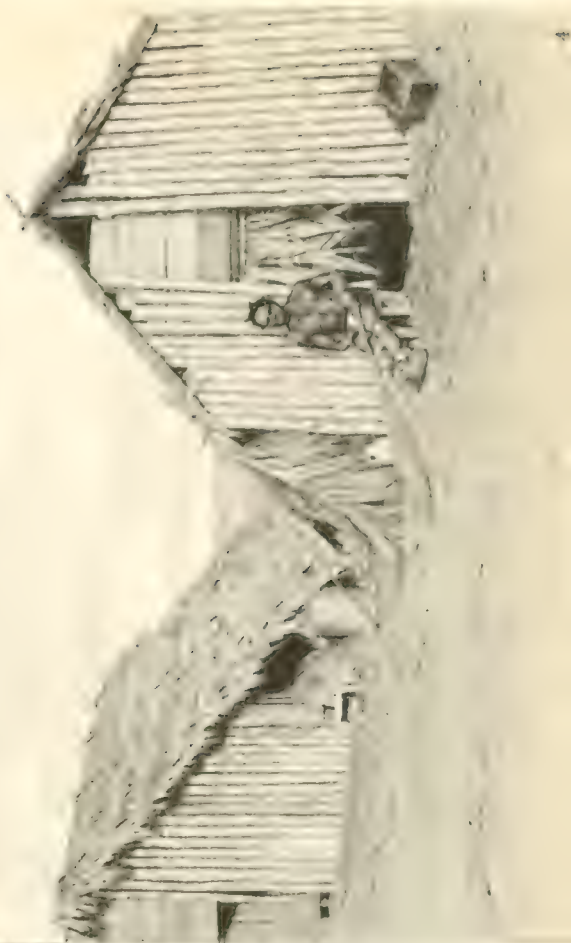


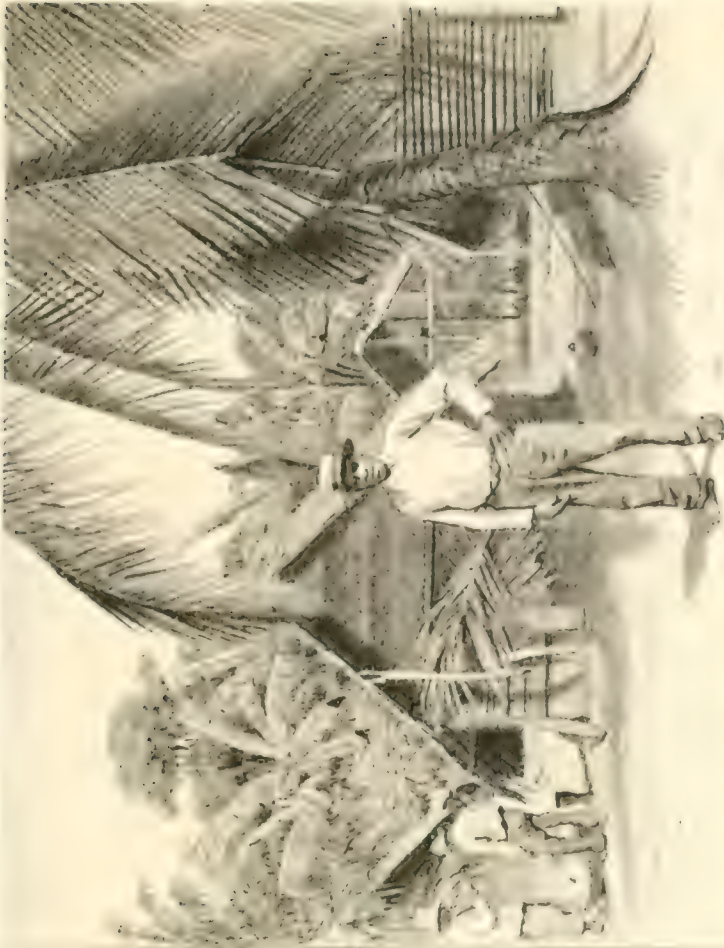
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LIBRARY



Gracie's ~~Personal~~ ~~Journal~~ ~~1880-1881~~



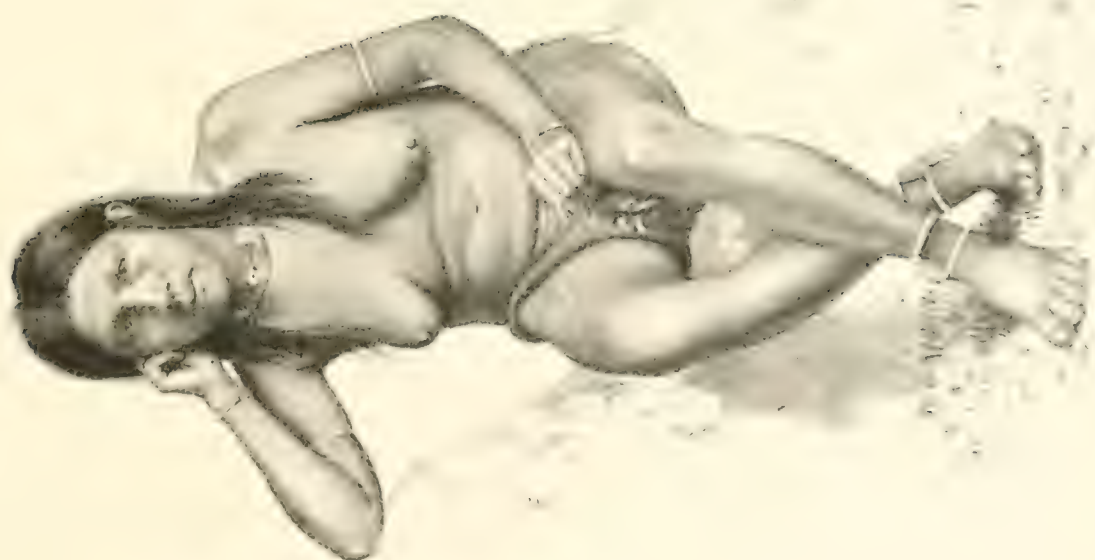




135
مكتبة
2012/1/16



Geographisches Seminar
1. 2. 3. 4. 5.



GEORGE STANLEY GEORGE
4 11 1918

GETTY CENTER LIBRARY



3 3125 00727 0388

